Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
~~Für einen Monat~~		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Wider Kaiser und Reich.

Historischer Roman

von

Conrad von Bolanden.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1886.

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Inhalt.

Gabriel.

Im Jahre des Heiles 1529 berief Kaiser Carl V. nach Speyer einen Reichstag. Höchst wichtige Angelegenheiten sollten berathen, insonderheit der leidige Glaubensstreit geschlichtet und wider die Türken gerüstet werden, deren furchtbare Macht die abendländische Christenheit bedrohte. Darum entbot mit ernstlicher Mahnung der Kaiser die Stände des heiligen Reiches. Jeglichem Fürsten schrieb er: „Den Tag Wir also Deiner Lieb verkünden und bei den Pflichten, womit Du Uns und dem heiligen Reiche verwandt bist, auch bei Verlust aller Deiner Regalien, Lehen, Freiheiten und Gaben, so Du von Uns und dem Reiche hast, ernstlich gebieten und wollen, daß Du in eigener Person, oder doch aus wichtiger Verhinderung, die Du bei Deinen Uns gethanen Pflichten, unter Deinem Brief und Siegel an Eidsstatt

betheuern magst und sollst, durch Deine Botschaft mit vollkommener Gewalt gewißlich erscheinst."

Sothaner Vermahnung des Kaisers folgsam nach Gebühr, zogen Ende März, genannten Jahres, von allen Seiten die Fürsten und Stände gen Speyer.

In Wälschland durch politische Nothwendigkeiten festgehalten, erschien Carl V. nicht persönlich, — ihn vertrat sein Bruder und Statthalter im Reiche, König Ferdinand.

Obzwar die Reichsversammlung in Abwesenheit des Kaisers des höchsten Glanzes ermangelte, wurde sie doch zahlreich besucht. Die mächtigsten Großen des Reiches, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Cöln, Sachsen und der Pfalz, nebst vielen geistlichen und weltlichen Fürsten, gehorchten des Kaisers Aufgebot. Von den freien Reichsstädten fehlten nur wenige.

Manche Fürsten zogen mit starker Gefolgschaft heran. Den unruhigen, neuerungssüchtigen Landgrafen Philipp von Hessen geleiteten zweihundert Ritter. Ein noch zahlreicheres Gefolge umgab den prachtliebenden Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg.

Gleichwohl zeigte sich Speyer der schwierigen Aufgabe, zur Beherbergung und Pflege der Menge herbeigeströmter Gäste, gewachsen und trefflich gerüstet.

Der weise Rath hatte alle verfügbaren Zimmer und Betten aufnehmen lassen, — auch der Stallungen nicht vergessen. Für reisige Knechte, die innerhalb des altehrwürdigen Mauerringes keine Stätte fanden, waren außerhalb von Balken und Bohlen wohnliche Hütten erbaut. Billiger und reichlicher Nahrung hatte des Rathes Fürsorge gleichermaßen gedacht. Ungeheuere Vorräthe an Lebensmitteln waren aufgehäuft und die Preise genau bestimmt.

Damit Wirthe und Gastgeber „die Frembden mit hoher oder unpillicher Schatzung nicht überladen und besweren,“ so durften für eine Mahlzeit von zweierlei Fleisch mit allem Zubehör und einerlei gutem Wein, nicht über sechs Kreuzer verlangt werden. Ein Essen von dreierlei Fleisch und zweierlei Wein und allen Nebenschüsseln durfte nur acht Kreuzer kosten. Ein „zweituchiges Herrenbett, darin zwei liegen mögen,“ wurde für die Nacht mit drei Kreuzer, ein „Lotterbett“ mit einem Kreuzer vergütet.

Dennoch schrieben die Gesandten des Bischofes von Bamberg nach Hause: „Es ist alle Ding hie gantz und sonderlich die Zehrung theuer.“

Man sieht, die Begriffe von „theuer und billig“ sind nach den Zeiten verschieden.

An Speisen boten die Wirthstische solche Fülle und Mannigfaltigkeit, daß Jedermann sich „überschwenklich gütlich thun konnte,“ — für Etliche sogar die Versuchung zum Uebermaß bestand; denn Ehinger, Memmingens Reichstagsbote, schrieb nach Hause: „Ich esse in meiner Herberge, dieweilen im Wirthshause sich einer wohl krank essen möchte.“

Zur Aufrechthaltung der Ordnung wurde männiglich durch öffentliche Anschläge vermahnt, sich friedlich zu halten, bei Zeiten in den Herbergen zu sein, in den Gassen keinerlei Unruhe, noch Geschrei anzuheben. Bei Gefährdung der öffentlichen Ruhe ihres Dienstes zu warten, mußten die Bürger ihre Helme, Harnische und Waffen bereit halten. Schalksnarren und andere „leichtfertige Leute oder Freiharten“ durften sich Niemand aufdrängen.

Sogar bis zur Reinlichkeit der Straßen stieg die Umsicht des Rathes herab. Strengstens verbot er jegliche Unsauberkeit und ließ sämmtliche offene Wasser- und Küchenkändel unter die Erde führen.

Daher klangen Ordnung und Reinlichkeit in den Gassen und Straßen mit den glänzenden Herrlichkeiten der stolzen und mächtigen Stadt würdig zusammen. Die „himmelhohen“ Bürgerhäuser, mit ihren

kühn aufstrebenden staffelförmigen Giebeln, — die ernsten Paläste ahnenstolzer Patrizier, reich geschmückt durch Figuren von Stein, durch Söller und alle Schönheiten des gothischen Styles, — die öffentlichen Prachtbauten und stattlichen Burgen, so den Mauerring überragten: vereinigten sich mit den Erscheinungen gewerbreichen Verkehrs, in Verbindung mit der selbstbewußten Haltung ansässiger Geschlechter und freier Bürger, den Fremden Wohlstand und Macht der Reichsstadt zu verkünden.

Auch das „andächtige Speyer," wie Kaiser Max die Stadt genannt, erweckte Hochschätzung und Wohlgefallen der Gäste. Der altersgraue Dom, von acht Kaisern und manchen fürstlichen Personen zur Ruhestätte erkoren, überragte mit seinen gewaltigen Thürmen und Kuppeln die Stadt, weithin durch seine kunstvoll gegliederte gigantische Baumasse das Rheinthal beherrschend. An Pracht und Großartigkeit mit dem Dome wetteifernd, stiegen auf dem Widenberge die Thürme des Münsters von St. Guido empor. Zur Heidenzeit hausten daselbst im heiligen Haine die römische Venus und die deutsche Freia, bis das vordringende Licht der Heilsbotschaft den nächtigen Spuk und Götzenwahn austilgte. An jener Stelle legte

Kaiser Conrad II., im Jahre 1030 und am gleichen Tage, wie zum Dome, den Grundstein zum Stifte St. Guido, das in großartigem Style emporwuchs, und dessen gelehrte Pröpste oftmals die Kaiser staatsmännisch beriethen. Im Süden der Stadt strebte schlank und kühn zum Himmel, als wolle er in die Wolken steigen, der gothische Thurm des Stiftes von St. German, ein hehr und feierlich stimmender Anblick neben dem ernsten und wuchtigen Kuppelbau des Allerheiligenstiftes. Nicht geringe Ansprüche auf Sehenswürdigkeit erhoben mit Recht die Pfarrkirchen von St. Jakob, St. Peter, St. Johann, St. Stephan, St. Bartholomäus, St. Georg, St. Martin und St. Aegidius, während die niederen Kirchthürme der zwölf Klöster bescheiden zurücktraten. Dagegen hatte das „andächtige" Speyer die Klöster reich begabt, allda manche verirrte oder verlassene Seele ein schützendes Asyl für das Leben und kundige Wegweiser zum Himmel fand. Darum gab es für Hunger und verzweiflungsvolles Elend in Speyer keine Stätte; denn die allgemeine Mutter der Gläubigen, die heilige Kirche, hatte die Klöster zu Wärtern der Armen, zur Pflege der Kranken und Nothleidenden bestellt.

Wenn die acht Pfarrkirchen und zwölf Klöster der

Stadt bedeutende religiöse Bedürfnisse ihrer Einwohner bekundeten, so wurden die Berufspflichten für das irdische Leben keineswegs vernachlässigt. Zu Wasser und zu Land blühte der Handel. Alle Gewerbe entfalteten rastlose Thätigkeit und hatten, in Folge der umsichtigen und klugen Einrichtungen des Mittelalters, stets reich besuchte Märkte. Schon im 13. Jahrhundert genossen die Zünfte der Weber, Goldschmiede und Steinmetzen von Speyer hohen Ruf. Und weil die Zunftordnung ebenso strenge tüchtige, tadellose Arbeit forderte, wie sittlichen Wandel und geregelten Haushalt der Zunftglieder, darum hatte das edle Handwerk einen goldenen Boden und schuf eine wohlhabende, selbstbewußte, freiheitliebende Bürgerschaft.

Darin bildete aber Speyer von der Allgemeinheit keine Ausnahme. Alle großen und kleinen Städte waren mehr oder weniger Herolde des Reichthums, der Macht und Größe des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. So konnte im Jahre 1458 der gelehrte, vielgereiste Italiener Aeneas Sylvius schreiben: „Wir sagen es frei heraus, die deutsche Nation steht an Größe und Macht allen anderen voran, und man kann in Wahrheit sagen, daß es kein Volk gibt, dem Gott so viele Gunst als dem deutschen Volke erwiesen.

Ueberall in Deutschland sehen wir angebaute Fluren, Getreidefelder, Weinberge, ländliche und vorstädtische Blumen- und Obstgärten, überall schöne Gebäude, anmuthige Landhäuser, Schlösser auf den Bergen, ummauerte Städte."

Sogar die Russen wurden zur Bewunderung hingerissen durch den Anblick deutscher Herrlichkeiten. Ein Begleiter des russischen Metropoliten Isidor, welcher im Jahre 1438 durch Deutschland zum Concil nach Florenz reiste, schrieb also: „Die blühenden Städte mit ihren großen, schönen, geräumigen Häusern, die herrlichen Gärten und künstlichen Canäle, der Reichthum und die Pracht der Kirchen und Klöster, der lebhafte Gewerbfleiß und die vielen Werke edler Kunst, die Würde der Magistrate, der Stolz der Bürgerschaft und der Adel der Ritter erwecken nicht geahnte Empfindungen und reißen zur Bewunderung hin."

Indessen waren Macht und Größe, Reichthum und Glanz der deutschen Nation keine Zufälligkeiten oder Geschenke, sondern Errungenschaften deutschen Fleißes, deutscher Ausdauer und Gesittung. Gesucht und gefeiert bei allen Völkern waren deutsche Arbeit

und Kunstgebilde nicht minder, als deutsche Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit berühmt.

Selbst die hohen Eigenschaften des Charakters waren nicht angeboren, sondern abermals verdient und errungen im Laufe der Zeit.

Als die ersten christlichen Sendboten nach Deutschland kamen, fanden sie dichte Urwälder, Sümpfe und Wildnisse, von Menschen in Thierfellen bewohnt, deren Lebensaufgabe in Jagd und Krieg bestand. Von Gewerben und Künsten keine Spur, von Ackerbau nur dürftige Merkmale. Unter der finsteren Macht eines schauervollen Götzendienstes schmachtend, der sogar Menschenopfer gebot und die gräulichsten Gebräuche des Aberglaubens gebar, vermochten es die Germanen nicht, die Ketten der Barbarei zu sprengen und die Bahn menschenwürdiger Cultur zu beschreiten. Kaum hatten jedoch die christlichen Glaubensboten das Licht des Evangeliums in die urdeutsche Finsterniß hineingetragen, so erwachte die hohe Begabung der Deutschen. Der grimmige Götze Wuotan verlor seine Schrecken und seine Macht, die blutigen Kriegsbeile, mit denen sich die zahllosen deutschen Stämme in endlosen Fehden brudermörderisch zerfleischten, wurden begraben, und aus dem Chaos der Zersplitterung schuf

der in Liebe einigende Geist des Christenthums ein einziges, großes und mächtiges Volk. Der weisen Leitung ihrer heiligen Mutter, der Kirche, vertrauensvoll gehorchend, stieg im Laufe des Mittelalters die deutsche Nation immer höher in der Culturentwickelung, bis sie jenen Glanzpunkt der Macht und Größe erreichte, zu dem alle übrigen Völker bewundernd empor schauten.

Wechselvoll aber ist Alles auf Erden. Aufgang und Niedergang drängen sich im Leben des Einzelnen, wie der Völker, — nicht als Nothwendigkeiten unabänderlichen Geschickes, sondern als Folgen sündiger Leidenschaften und Verirrungen. Nach solcher Empfängniß wurde im Jahre 1529 zu Speyer jenes Ungeheuer geboren, welches die Einheit und Größe der deutschen Nation untergrub, bis zur Vernichtung ihres Glanzes und ihrer Macht. Nicht einmal die Erinnerungen an vergangene Pracht, die leuchtenden Denkmale frommer Gläubigkeit und herrschenden Kunstsinnes, blieben der Nachwelt zur Bewunderung bewahrt. Alles versank in dreißigjähriger Verwüstung, und die zerstreuten Trümmer lassen die Herrlichkeiten deutscher Landen nur noch ahnen.

Von Fürsten und Ständen, die im Jahre 1529

in Speyer tagten, ahnte wohl Niemand das schwarze Verhängniß und den sich öffnenden Abgrund.

Durch alle Gassen der stolzen Reichsstadt, nament- vom Altburgthor bis zum Münster und Rathhof, fluthete ein bewegtes buntes Leben. In den malerischen und reichen Trachten der Zeit schritten die kraftvollen Gestalten selbstbewußter Bürger und Patrizier, streitbarer Edelleute und hochgeborener Fürsten einher. Alle trugen in Benehmen und Haltung nicht geringes Maß von Selbstgefühl, oder ernster Würde, was leicht begreiflich; denn alle wußten sich als Glieder des heiligen Reiches, der mächtigsten und glorreichsten Gemeinschaft. Gleichermaßen begreiflich, doch nicht so rühmlich wie nationales Selbstgefühl, waren die Folgen von Wohlstand und Reichthum, nämlich eine an Hoffahrt grenzende Kleiderpracht. Der Fürsten, Edelleute und Patrizier kostbarer Trachten nicht zu gedenken, trugen gewöhnliche Bürger Perlen an den Hüten, goldene Ringe an den Fingern, Messer, Dolche und Schwerter mit reich gezierten Griffen, Gürtel von Silber, selbst von reinem Golde. Die bürgerlichen Wämser, Beinkleider und Röcke schmückten glänzende Stickereien in Silber und Gold, die Stoffe aber waren von Sammet, Damaskat oder At-

las. An den Bruststücken zierlich gefalteter Hemden prangten goldene Borten; Mäntel und Röcke verbrämten Zobel und Edelmarder. Noch größeren Luxus entfaltete das weibliche Geschlecht. Die Jungfrauen durchflochten ihre Zöpfe mit Goldschnüren und blitzenden Edelsteinen. Mannigfaltig und kunstvoll gestaltet waren Armspangen und kostbares Geschmeide. Auch goldene, mit Perlen besetzte Kronen trugen sie, während sich die verheiratheten Frauen mit golddurchwirkten Hauben begnügten, an denen Perlen und edles Gestein schimmerten. Zur Beurtheilung des stofflichen Werthes der Frauengewänder genügt der allgemein gültige Spruch, daß goldeingewirkte Hemden als „erbare und bescheidene" Frauentracht angesehen wurden.

Gegen „das hoffährtig übermüthig Wesen der Mannen und Frauen in überflüssiger Kostbarlichkeit und allerlei Kleidern und Kleinod" eiferten weise Räthe und strenge Prediger. Mit Recht fanden sie darin arge Verstöße gegen altdeutsche Einfachheit und Merkmale beginnender Entartung.

Indessen war die Neigung zur schlichten Gewandung der Väter nicht gänzlich erstorben. Der jugendliche Edelmann, welcher in der Nähe des Altpörtels

an der Wand eines Hauses lehnte, konnte schmuckloser und bescheidener nicht gekleidet sein. Von grünem Tuch war sein Wams, an Brust, Rücken und Aermeln nach der Mode geschlitzt, die Unterlagen der schlitzförmigen Oeffnungen auf Brust und Rücken abwechselnd blau und roth, jene an den Aermeln weiß. Die Kniebänder der gelb und grün gestreiften Hosen waren violett. Am schwarzen Ledergürtel hing ein kurzes Schwert, und an die Füße waren silberne Sporne geschnallt. In der Rechten trug er eine Reitgerte und auf dem Kopfe ein grünes Barett, mit einem in bunter Seide gestickten Wappen, männiglich verkündend, daß Inhaber zum Geschlechte Derer von Sickingen gehöre. Die blühende Gesichtsfarbe und runden Wangen des Jünglings erinnerten an das nicht sehr entfernte Knabenalter, mehr noch der einbildungskräftige Ausdruck seiner weitgeöffneten klaren Augen. Aber ein trotziger Zug lag um den fest geschlossenen Mund, ganz in Uebereinstimmung mit den beiden Fältlein, die von der Nasenwurzel in die Stirne hineinliefen.

Der Jüngling sah beständig und erwartungsvoll nach dem stattlichen Hause hinüber, wo das aufgehängte Wappenschild über dem Thorbogen meldete,

daß Kurfürst Johann von Sachsen allhie Herberge genommen. Offenbar beschäftigte den jungen Sickingen irgend eine Herzensangelegenheit, die mit jenem Hause in Verbindung stand; denn er beobachtete mit gespannter Neugierde alle äußerlichen Vorgänge der kurfürstlichen Residenz. Oeffnete sich die Thür in dem Thore, das zu einem geräumigen Hofe führte, so erglühten seine Wangen, seine Augen leuchteten, die Beine überkam ein drängendes Trippeln und in den Gesichtszügen erschien die lebhafte Neigung, die Schwelle jenes Thores zu überschreiten. Irgend ein Hinderniß mochte indessen zwischen ihm und jenem Hause liegen, das erst gehoben werden mußte und dessen Beseitigung mit Ungeduld ersehnt wurde.

Da nahte dem harrenden Späher eine glänzende, ungewöhnliche Erscheinung, welche für den unbeachteten Jüngling ein ganz besonderes Interesse zu haben schien.

Die Hauptstraße herauf schritt ein junger Mann in reicher Patriziertracht. Gemessen war sein Gang und würdevoll seine Haltung, nicht angenommen und durch hoffährtigen Dünkel erkünstelt, sondern natürlich, unbewußte Merkzeichen des inneren Wesens. Gleichermaßen natürlich war der Ausdruck von Her=

zensgüte und Menschenfreundlichkeit in Blick und Mienenspiel. Außerdem zeichnete ihn seltene Stattlichkeit und männliche Schönheit aus, noch erhöht durch das geistreiche Gepräge seines Gesichtes. Ein faltiges Gewand vom feinsten Atlas fiel ihm bis zu den Füßen hinab, geziert mit breiter Verbrämung von Zobel und Hermelin. Das knapp anliegende Wams war, gleich den Beinkleidern, von rothem Sammet, mit einem Bruststück aus Goldstoff. Das am oberen Theile der Brust sichtbare Hemd zierte kostbare Stickerei aus Gold und Perlen. Um die Schultern trug er eine schwere goldene Kette und auf dem Haupte ein Barett von schwarzem Sammet, um das sich eine Perlenschnur wand. Dunkles Lockenhaar fiel auf die Schultern herab, dessen tiefe Schwärze die weiße Gesichtsfarbe lebhaft hervortreten ließ.

Die achtungsvollen Grüße begegnender Bekannten freundlich erwiedernd, war der junge Mann bis in die Nähe des Altburgthores gelangt. Dort gewahrte er den jugendlichen Sickingen, dessen Anblick ihn angenehm überraschte. Eine Mischung von List und Freude glitt durch sein feines Mienenspiel, indem er sich dem Aufpasser an der Hauswand näherte.

„Bin gar wohl erfreut, Euch hie zu sehen, Jung-

herr Philipp!“ redete er den Sickinger an, zugleich das flüchtig entblößte Haupt freundlich neigend.

Jungherr Philipp betrachtete seinerseits mit großer Verwunderung den stattlichen Fremden.

„Euch kenne ich just nicht, ist mir auch verwunderlich, von Euch gekannt zu sein,“ erwiederte er.

„So es Euch gefällt, zur Seite mir zu gehen, möget Ihr mich und mein Begehren kennen lernen.“

Die Einladung entsprach keineswegs dem Sinne des Jungherrn Philipp. Der trotzige Zug um den Mund trat stärker hervor, und seine Augen blitzten lichte Funken auf den dreisten Fremden.

„Mir will Euer Ansinnen anjetzo gar nicht behagen, dieweilen mein Vorhaben auf Anderes gerichtet ist,“ antwortete er, nach dem erwähnten Hofthor hinüber spähend.

Dem Unbekannten entging der ausdrucksvolle Forscherblick nicht, und sofort errieth er die Absicht des Jünglings.

„Euer Verlangen ist meines Bedünkens, den Prediger des Kurfürsten von Sachsen zu hören,“ sprach er. „Bis dahin mag wohl eine Stunde und darüber verstreichen; denn ohne die Gegenwart des Kurfürsten beginnt die Predigt nicht, und Herr Johann kam

eben zum Besuche des Landgrafen von Hessen, der wohnt in meines Vaters Haus."

„Seid Ihr etwa der hochgerühmte Doctor utriusque juris, Gabriel von Berstein geheißen?"

„Wie Ihr sagt!"

Da wandelte sich mit einem Schlage das Benehmen des trotzigen Sickingen. Achtungsvoll das Barett ziehend, verbeugte er sich tief vor dem jungen Manne.

„Bin zwar nur ein Domschüler und für reif erklärt, die Universität Heidelberg zu beziehen, weiß aber doch die hohe Würde Doctoris utriusque juris zu schätzen, darum ich vor Eurer Hochgelahrtheit in Demuth mein Haupt beuge. Viel des Rühmens hörten wir Domschüler von Euch, wie Ihr auf der Universität zu Pavia, im heißen Streite mit den wälschen Magistern, den Doktorhut errungen. — Nun gedenke ich beschämt meiner vorigen Derbheit wider Euch, und bitte demüthig ab."

„Auf meiner Seite liegt der Verstoß, Herr Philipp!" versetzte lächelnd der junge Gelehrte. „Hätte mich zuerst vorstellen und begreifen sollen, daß Zudringlichkeit des Fremden verletzen muß. — Darf ich nun bitten, mich nach unserem Garten vor dem Gül-

chenthor zu begleiten? Möchte Euch ungestört, zwischen Blüthen und Blumen, ein höchst wichtiges Anliegen begründen."

„Dazu bin ich besten Willens, maßen bis zur Predigt noch geraume Zeit," antwortete Philipp.

Beide durchschritten die westliche Vorstadt, der Doctor utriusque juris in fast hochwürdiger Haltung, wie es für den Magister in der Gelahrtheit ziemlich, — der angehende Hochschüler bescheiden, im Bewußtsein persönlicher Geringheit neben dem hochgefeierten Sieger im scharfen Rennen zu Pavia. Bedachte er die ihm gewordene Aufmerksamkeit und Auszeichnung von Seite eines Mannes, welcher die berühmtesten Universitäten des deutschen Reiches besucht und schließlich die höchsten Ehren erstritten, so fühlte er sich geschmeichelt ohne Maß. Welches Anliegen konnte der Vielgepriesene ihm, dem schlichten Domschüler gegenüber, zu begründen haben? War es nicht schon wundersam, von ihm auch nur gekannt zu sein? Fast wollte ihn Beklommenheit beschleichen über kommende Prüfungen, in denen er nicht bestand. Selbst der angeborene Familientrotz Derer von Sickingen schirmte nicht gegen andrängende Zaghaftigkeit.

So schritten Beide fast schweigsam durch die Vor-

stadt, verließen dieselbe durch den Gülchenthurm und nahten einem geschmackvoll angelegten, sorgsam gepflegten Garten. Herr Gabriel öffnete die Thüre und ließ seinen Begleiter eintreten. Von der Blüthenpracht der Mandelbäume und dem herrlichen Flor der ersten Frühlingsblumen gewahrte der Domschüler, in der Aufwallung seines jugendlichen Herzens, gar nichts. Er meinte, jetzt müsse sich etwas ganz Außerordentliches begeben, und war höchlich erstaunt, als der Bewunderte nicht in hochgelahrten Formen, sondern in schlichter Weise zu sprechen anhub. Auch fand er nicht in seinem Wesen jene kalte Strenge, die nach seiner Meinung mit den Stufen der Hochgelahrtheit sich steigerte, wie er sie an den gestrengen Magistern der Domschule gewohnt. Vielmehr sah er auf dem bildschönen Gesichte Gabriels eine gar herzliche, erquickliche Freundlichkeit, und in seinen Augen zuweilen ein schalkhaftes Aufleuchten.

„Es mag Euch absonderlich dünken, Herr Philipp, von mir so ex abrupto überfallen worden zu sein," fing der Doctor utriusque juris an. „Verdient mein unhöfliches Benehmen Tadel, so möge es die nähere Begründung des Anliegens entschuldigen. Letzteres betrifft zunächst die Bitte, mit Euch näheren

Umgang pflegen zu dürfen, damit hieraus für mich das Recht erwachse, zu Marientraut nach Belieben Euch besuchen zu können."

Dieser Satz klang zwar nicht, wie ein schwer zu lösender Lehrsatz der freien Künste, er lautete vielmehr klar und leicht verständlich. Dennoch fand der Domschüler darin einen geheimen Kern, irgend eine versteckte Absicht. Darum blickte er den Patrizier in forschender Verwunderung an, und stieß unwillkührlich die Formel hervor: „Ad quid?"

Der Doctor utriusque juris lächelte.

„Sehr gut!" rühmte er. „Ihr forscht nach dem Zwecke, — eine Frage, die man bei keinem Vorhaben versäumen soll; denn Alles entscheidet der Zweck, die Absicht. Eurer bündigen Frage entspreche meine Antwort: — Zu Marientraut möchte ich ungezwungen mit Isengard Ebelin verkehren."

Weit auf thaten sich bei dieser seltsamen Kunde die Augen des Jungherrn. Ein trotziges Kräuseln spielte um die Lippen, und zwischen den beiden Fältlein über der Nasenwurzel erschien ein großes Fragezeichen. Diese Merkmale bösen Argwohnes bestanden jedoch nicht vor dem tiefen, ehrbaren Ernste Gabriels, der zu sprechen fortfuhr.

„Ihr sollt nämlich wissen, daß ich mit der sittsamsten Jungfrau in den heiligen Ehestand zu treten gedenke, so es mir gelingt, entgegenstehende Hindernisse zu bezwingen. Die Hauptschwierigkeit bildet eine alte Familienfehde, seit hundert Jahren die beiden Patriziergeschlechter Ebelin vor dem Münster und Berstein in arge Händel und Reibungen verstrickend, — nicht zu Nutz und Frommen des großen Gemeinwesens. Wie aus uralten Briefen zu ersehen, reicht das freie Geschlecht der Ebelin vor dem Münster bis hinauf zur Gründung der Stadt, — nicht viele Adelsgeschlechter mögen sich eines gleich ehrwürdigen Stammbaumes rühmen. Die Geschicke des Münzergeschlechtes Ebelin sind innig verflochten mit Speyers Geschichte, und hohe Verdienste erwarben sich im Laufe der Jahrhunderte die Ebelin für gemeine Wohlfahrt. Dessen ist sich Herr Eberhard, Isengards Vater, gar wohl bewußt und darauf nicht wenig stolz. Tief kränkt es ihn, von dem höchsten öffentlichen Amte ausgeschlossen zu sein, meinem Vater die Würde des ersten Bürgermeisters überlassen zu müssen. In gleicher Lage befand sich vor Zeiten meine Familie, als die Ebelin vor dem Münster des höchsten Amtes walteten. — So besteht seit langer Zeit zwischen den

beiden ältesten und mächtigsten Geschlechtern heftiger Streit um den Vorrang, der in bittere Erbfeindschaft auswuchs. — — Des festen Willens, dem gemeinen Nutzen meiner Vaterstadt redlich zu dienen, habe ich nach bestem Vermögen mit allen Künsten der Wissenschaft und mit allen Waffen des Rechtes mich ausgerüstet, wie unsere wirnißvolle Zeit dies heischt. Zunächst aber ist es mir innigste Herzensangelegenheit, die heillose Feindschaft beider Familien zu heben, was füglich durch genannte eheliche Verbindung geschehen mag. Isengard theilt zwar meine Neigung, — insgeheim verbindet uns das Gelöbniß der Treue, — allein der grimme Haß ihres Vaters gestattet keine offenkundige Annäherung. Jüngst nun, bei verstohlener Zusammenkunft, zeigte mir Isengard den Weg zu trautem Verkehr. Von treuer, vielerprobter Freundschaft zwischen den Familien Sickingen und Ebelin sprach sie mit warmer Empfindung. Sie pries namentlich den ehrenhaften, alles Vertrauens würdigen Charakter des Jungherrn Philipp, den sein Pathe, Dompropst Philipp von Flersheim, für den heiligen Kirchendienst bestimmt, und der mit Auszeichnung die Domschule besucht habe. Da ich Euch in früheren Jahren oft in Begleitung Eures Pathen gesehen, so

erkannte ich heute Euch augenblicklich wieder, obwohl aus dem Knaben von ehedem ein stattlicher Jüngling geworden. — — Nun bitte ich, Ihr möchtet meine Absichten unterstützen, Eures vertrauten Umgangs, wo möglich Eurer Freundschaft, mich würdig erachten."

Sickingen war mit größter Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse der Rede gefolgt. Nur einmal zuckte trotziger Widerspruch über seine Züge, als nämlich Berstein des Pathen erwähnte, der ihn für den geistlichen Stand bestimmt habe. Beim Schlusse der Rede schoß eine jähe Röthe in sein Gesicht; denn allzu schmeichelhaft klang die angebotene Ehre. Jetzt stand er eine Weile schweigend, mit gesenkten Blicken, einen so männlich ernsten Ausdruck der Ueberlegung in dem jugendlichen Gesicht, daß ihn mit großem Wohlgefallen der Patrizier betrachtete.

„Herr von Berstein," hub er an, „Dank für Euer Vertrauen, dessen ich mich wohl würdig erzeigen mag. Euer Vorhaben ist nach jeglicher Seite löblich und ehrenhaft, darum ich es nach Kräften unterstützen will. Eure Hochgelahrtheit und Trefflichkeit in den freien Künsten kenne ich seit längst verwichenen Tagen, maßen die Magistri nicht ermüdeten, uns Domschü-

lern Euch als Musterbild zu rühmen. Auch von der Feindschaft der Münzergeschlechter Berstein und Ebelin weiß ich, — sothaner Handel ist ja fast reichsbekannt. Hingegen war ich ohne Ahnung von der Freundschaft zwischen Euch und Isengard. Darüber hat sie weder zu mir, noch zu meiner Schwester eine Sylbe jemals gesprochen, obschon wir zusammen gleich Geschwistern vertraut sind. Ihr habt Recht: — Eine sittsamere Maid kann nicht wohl gefunden werden. Dazu geht über sie unter dem Adel der Rumor, Isengard sei an Wohlgestalt und Schönheit das unvergleichlichste Jungfräulein am ganzen Rheinstrom. Tretet Ihr zusammen in den heiligen Ehestand und wandelt hiedurch Haß in Liebe, Feindschaft in Versöhnung zwischen beiden Familien, so mag dies Werk füglich Gott sehr gefallen. — — In Anbetracht meiner soll Euch Isengards Rühmen nicht täuschen. Ihre Lobsprüche nehmen mich groß Wunder, dieweilen sie mich niemals gepriesen, gar oft aber meinen Trotzkopf gescholten, — was ihr nicht übel zu deuten, maßen wir von Kindesbeinen auf geschwisterlich, dazu Isengard um zwei Jahre älter und klüger, denn ich. Verschmäht Ihr trotzdem die Freundschaft eines siebenzehnjährigen Jungen nicht, so rechne ich es mir baß

zur hohen Ehre, der Freund Doctoris utriusque juris zu sein."

„Das soll gelten!" rief Gabriel erfreut, mit warmem Druck Philipps beide Hände erfassend. „Knüpfen wir eine feste und treue Freundschaft für das Leben! Wer weiß, in welchen Stellungen wir dereinst Gott und dem Nächsten dienen können! Möget Ihr im heiligen Kirchendienste bis zum Bischofsstuhle emporsteigen, und mir die höchste Würde in der freien Reichsstadt zufallen, — das „Ad quid" darf unserem Gedächtniß keinen Augenblick entschwinden. Zweck und Ziel unseres Erdenwallens können nicht Besitz und Genuß vergänglicher Dinge sein, voller Sättigung bar für das menschliche Herz. Nur das Unvergängliche, Ewige, einzig beseligende, Gott und sein Dienst, stillen Hunger und Durst der Menschenseele, hienieden durch den Frieden treuer Pflichterfüllung, jenseits durch die erstrittene Siegespalme ewiger Herrlichkeit. Beantworten wir täglich das „Ad quid" in diesem Sinne, dann ist es unserem Lebenskahne Steuer in stürmisch bewegter Zeit, bis wir landen im Hafen der Heimath."

Feierlich ernst hatte Gabriel gesprochen, wobei solches Leuchten sein schönes Angesicht ausstrahlte, daß

geheime Schauer des Domschülers Gebein durchrieselten.

„Bei diesem Wahlspruch schließen wir Freundschaft, mein Philipp!“ endigte er seine Rede und küßte den Jüngling auf die Stirne.

„Ihr nehmet es mit der Freundschaft edel und groß, — will versuchen, gleichen Schritt mit Euch zu halten, Herr Doctor!“

„Das »Herr« lasset fürder bei Seite, — wir sind uns »Gabriel« und »Philipp«, wie unter Freunden es bräuchlich,“ mahnte Berstein. „Was ich über mein Verhältniß zu Isengard Euch vertraut, ruhe Jedermann verborgen in Eurer Brust; denn Herr Eberhard ist ein rauher, fast harter Vater. Würde ihm Kunde, zwischen Ebelin und Berstein wolle Haß in Liebe sich wandeln, — sein Zorn wäre ohne Maß, für Isengard kämen böse, leidvolle Tage.“

„Darob seid der Sorgen ledig!“ erwiederte Sickingen. „Das sygillum confessionale verpflichtet den Beichtvater nicht strenger, als mich Euer Geheimniß.“

Sie kehrten nach der Stadt zurück. Auf der Marktstraße standen viele Bürger und Fremde, alle neugierig hinüberblickend nach der Herberge des Kur-

fürsten von Sachsen. Das Thor hatte sich weit aufgethan. Man sah in einen Hof und darin viele Dienstmannen neugläubiger Fürsten, deren Zahl durch neue Ankömmlinge stets wuchs.

Die Bürger von Speyer lockte zwar die Neugierde, den Diener am „lauteren Wort“ zu hören, aber Mißfallen und böse Nachrede der Strenggläubigen hielten Manche zurück. Als nun die beiden Freunde erschienen, wandten sich alle Blicke auf Gabriel von Berstein.

„Seht doch unseren hochgelahrten und frommen Doctor!“ hieß es. „Geht er hinein, ist's doch wohl nicht verdammlich, den Ketzer zu hören.“

Gabriel ging aber nicht hinein. In der Nähe des Thores blieb er stehen, eifrig bemüht, von einem vielleicht folgenschweren Vorhaben den Jüngling abzuhalten.

„Leget doch kein Gewicht auf mein thörichtes Gelüsten, — der Fürwitz treibt mich, weiter nichts!“ erwiederte Sickingen. „Hörte von der gewaltigen Rüstung der neuen Prediger, die mächtig seien in der Rede und reich an absonderlichen Dingen. Blitze sprühen ihre Augen, mit Donnerstimme verkünden sie lauter und klar das unverfälschte Wort, — gewürzt

mit Pfeffer und Salz und anderen köstlichen Beigaben. Dies Alles möchte ich nun selber einmal sehen und hören."

„Eben darum solltet Ihr der Redemacht Euren leicht entzündbaren Jugendmuth nicht hingeben," warnte Gabriel. „Ihr kennt ja das Sprüchlein der Alten: »Semper aliquid haeret, — es bleibt immer was hängen.« Fest steht Ihr im Frieden des Väterglaubens, — weßhalb Euch den Wirbelstürmen leidenschaftlicher Ergüsse und den Fallstricken der Irrsallehre aussetzen?"

Den starken Gründen des Freundes zu entgehen und nicht geneigt, den Eigenwillen seines Trotzkopfes zu beugen, gab Sickingen dem Gespräche eine andere Wendung.

„An den Aermelaufschlägen der Hofleute, die da hinein gehen, sehe ich die Buchstaben V. D. M. J. E. eingestickt; — was hat dies zu bedeuten?"

„Abzeichen der Neugläubigen!" antwortete Gabriel. „Kurfürst Johann von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Markgraf Georg von Culmbach und Fürst Wolfgang von Anhalt, sämmtlich der Neulehre zugethan, ließen ihre Wappen und die Röcke ihrer Hofleute mit genannten Buchstaben zieren. Die Buch-

staben sollen heißen: Verbum Domini manet in eternum, — Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. — Darin aber liegt kein Funken Logik. Wenn Gottes Wort ewig, dann war es seit Christus und den Aposteln bei der katholischen Kirche, kann nicht erst von Luther entdeckt worden sein. Hat dagegen Luther Gottes Wort wirklich entdeckt, oder zu unverfälschter Klarheit erhoben, dann war es vordem unwahr, mithin nicht Gottes Wort und nicht ewig."

„Concedo!" erwiederte der Domschüler. „Die Fürsten thäten klüger, solchen Wahlspruch bei Seite zu lassen, sintemal er gesundes Denken verlästert."

„Landgraf Philipp von Hessen hat für genannte Buchstaben eine andere Deutung," fuhr Gabriel fort. „Nach ihm sollen sie heißen: Vivus Diabolus manet in episcopis. Er selber verdolmetscht die Worte also: »In den Bischöfen sitzt der leibhaftige Teufel;« — eine gehässige Bosheit gegen die Katholiken."

„Distinguo!" versetzte der Domschüler. „Es gab und giebt vielleicht noch vom Teufel besessene Bischöfe, beispielsweise der Bischof Judas Iskariot, von dem es in der Bibel heißt: »Der Teufel fuhr

in ihn.« Allgemein genommen ist jedoch der Satz eine grobe Lüge. — Ah, — seht, das Thor wird geschlossen! Baldiges Wiedersehen zu Marientraut!“

Mit kräftigem Handschlag schied er von Gabriel und verschwand unter dem Thore.

Das lautere Wort.

Einige hundert Männer in verschiedenen buntfarbigen Hoftrachten, alle mit den Buchstaben V. D. M. J. E. bezeichnet, füllten den Hofraum. Auch Bürger von Speyer standen im Hintergrunde.

Von irgend einem Merkmale, den religiösen Zweck der Zusammenkunft andeutend, keine Spur. Ebensowenig trugen Haltung und Benehmen der Männer das Gepräge ernster Sammlung. Sie unterhielten sich lebhaft, scherzten und lachten. Zuweilen spähten sie nach der Gallerie empor, welche um das Haus lief.

Plötzlich verstummte der Lärm. Kurfürst Johann von Sachsen betrat mit dem Markgrafen von Brandenburg-Culmbach und einigen Edelleuten die Gallerie. Die Fürsten warfen flüchtige Blicke auf die Versammelten herab und ließen sich auf Stühlen nieder. Zu

gleicher Zeit erschien Adam Krafft, der Hofprediger des Landgrafen von Hessen, ein abtrünniger beweibter Priester und gewaltiger Diener am Wort. Er trug den gewöhnlichen langen Festtagsrock ehrsamer Bürger, jedoch sonder Schmuck und Zier, und auf dem Kopfe ein Barett, ohne Federn und Kleinod. Diese Abwesenheit priesterlichen Ornates sollte augenfällig einen wesentlichen Unterschied zwischen der alten Kirchenlehre und dem Neuglauben bekunden. Nach Luthers Evangelium gab es keinen geistlichen Stand und die Priesterweihe war eitel Possenspiel. Zum Predigeramt bedarf es nicht der kirchlichen Sendung. Jeder Christ hat Macht durch die Taufe, zu lehren. Nur die Bischöfe und verstockten Papisten nicht. Vorab verdienen Papst und Bischöfe Luthers Zorn; denn diese, versichert Luther, „sitzen an des Teufels Statt und sind Wölfe, darum sie das Predigtamt und Seelsorgen unter den Christen zu beschicken so wenig angeht, als die Türken und Juden. Esel sollen sie treiben und Hunde leiten. Tyrannen sind es und Buben, die mit uns handeln, wie des Teufels Apostel. Daran ersehen wir," belehrt Doctor Martinus, „wie die Tyrannen so unchristlich mit uns verfahren, da sie uns solch Recht genommen und sich selber zuge-

eignet. Hiemit allein haben sie reichlich verdient, daß man sie aus der Christenheit vertreibe und verjage als die Wölfe, Diebe und Mörder, die wider Gottes Wort und Willen über uns herrschen und lehren [1])."

Daher Kraffts bürgerliche Kleidung.

Abgesehen hievon, ließ die äußere Erscheinung des landgräflichen Hofpredigers Ungewöhnliches erwarten. Sein hageres Gesicht, mit den kleinen stechenden Augen und strengen Mienen, verkündete bereits den Eiferer gegen das abgöttische Papstthum, sowie den stark gerüsteten Verkünder des lauteren Wortes. Seine lange Gestalt selbstbewußt und fast dräuend emporrichtend, stand er an einem Punkte der Gallerie, der ihm gestattete, nicht nur zu den Versammelten im Hofe zu sprechen, sondern auch zu der neugierigen Menge auf der Straße. Er hatte nämlich seinen Standpunkt der Hofmauer gegenüber genommen, welche niederer war, als die Gallerie, so daß er auf der Straße gesehen und gehört wurde.

Der Domschüler betrachtete verwundert den Diener am lauteren Wort, nicht wenig erstaunt über den Mangel von Talar, Chorrock und Stola. Hiezu ge=

1) Luthers Sämmtliche Werke. XXII, 140—151.

sellte sich ein unheimliches Gefühl, welches die düstere, gleich einer Wetterwolke dräuende Erscheinung Kraffts ihm einflößte. Kaum hatte jedoch der gewandte Redner zu sprechen begonnen, so schwand die Unheimlichkeit, und der lauschende Jüngling wurde von dem unwiderstehlichen Strome fortgerissen, der da mächtig hervorbrach aus dem Munde des Prädikanten.

Nicht minder begierig im Hören waren Alle im Hofe und auf der Straße; denn Adam Krafft sprach in gewaltiger Weise über jene Artikel, welche dem Neuglauben die meisten Anhänger gewannen und dem Papstthum die grimmigsten Feinde erweckten.

„Gnädige und edle Herren, — hochehrbare und allesammt vielwerthe Brüder in Christo dem Herrn!“ fing er an. „Zum Texte unserer frommen Betrachtung nehme ich die Lehrworte St. Pauli an die Corinther, also lautend: »Wo aber der Geist des Herrn, da ist Freiheit!«

„Eine gar feine und köstliche Gabe, — die Freiheit! Nichts Lieberes wohl dem Menschen auf Erden geschehen mag, denn frei zu sein. Kaum Schrecklicheres die armen Seelen drücken mag, denn Knechtschaft, vorab Geistesknechtschaft. In den Bann besagter Geistesknechtschaft waren die kläglichen Leute geschlagen

durch das herrschsüchige, abgöttische Papstthum. In solchem Sklavenjoche schmachteten wir, bis das Licht vom Himmel kam, den gebenedeiten Gottesmann Doctor Martinus Lutherus zu erleuchten und mit Kraft auszurüsten, die lästerliche Zwingburg des Papstthums zu brechen und den römischen Tyrannen vom Throne zu schmeißen. Hab' ich von Nöthen, meine Brüder, euch herzuzählen die Plagen alle, womit das gräuliche Papstthum uns gequält und geschunden? Hei, — wie sind wir durch Fasten, Abstinenz, Casteiung, Gelübde, Messen, Beichten, gute Werke und andere listige Fündlein des römischen Drachen gemartert und in Knechtschaft geschlagen worden! Wo war da Freiheit? Fast keinen Schritt konnten wir thun im Papstthum, ohne einer Schlinge oder Marter zu begegnen. Darum sagt mit Fug der Gottesmann Doctor Martinus: »Der Papst ist ein rechter Stockmeister der armen Seelen!«

„Sehet doch zu, meine vielwerthen Brüder! Kaum zwölf Jahre sind verstrichen, seit der gotterleuchtete Martinus wie ein Gideon sich erhoben, gleichwohl kracht und wankt und stürzt die Zwingburg des Papstthums in Trümmer. Bei Allen, so dem römischen Antichrist den Rücken wiesen, wandelte sich in

köstliche Freiheit die grausame Knechtschaft. Nun erst sind wir wahrhaft erlöst und frei, nicht mehr gehalten, die Werke des Gesetzes zu thun; denn der Glaube allein macht selig und frei, — das Gesetz aber macht Knechte. Höret doch, was hierüber das große Rüstzeug Gottes, Doctor Martinus sagt: »Die tröstlichste Lehre des Evangelii redet gar nichts von Werken, in Gottes Gesetz oder von Menschen geboten, sondern allein von der unaussprechlichen Barmherzigkeit und Liebe gegen uns verdammte Sünder. Das Evangelium predigt nicht, was wir thun oder lassen sollen, fordert nichts von uns, sondern wendet es um, thut das Widerspiel und sagt nicht: thue dies, thue das; sondern heißt uns nur den Schoos herhalten und nehmen und spricht: Siehe, lieber Mensch, das hat dir Gott gethan, er hat seinen Sohn in's Fleisch gesteckt, dich von Sünden, Tod, Teufel und Hölle errettet. Dies glaube, nimm es an, so wirst du selig. Sind wir durch den Geist Christi Kinder und keine Knechte, so folget gewißlich, daß wir frei und los sind nicht allein von des Papstes Gräueln und gotteslästerlichen Menschengesetzen, sondern auch von aller Gewalt und Recht, so das Gesetz Gottes über uns gehabt hat. Darum sollen wir in keinerlei Weise gestatten,

daß in unserem Gewissen das Gesetz regiere und herrsche; denn Christus hat uns davon erlöst [1]).«

„Ei, meine Brüder, habt ihr gehört, wie durch Christi Verdienste todt und ab sind alle Werke des Gesetzes?" rief der Prediger in freudiger Begeisterung. „Frei sind wir von allen Werken, so im Gesetze Gottes geboten gewesen, frei durch das unverfälschte Evangelium! Ja, wahrhaftig, wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit!"

„Damit aber keine ängstliche Seele, die da von arglistigen Schlingen des Papstthums nicht ganz frei, wegen der Gesetzeswerke zage und bange, darum hat Gottes Apostel, Doctor Martinus, gar verständlich, klar und tröstlich die guten Werke abgethan. Höret, was er sagt! »Ein gut Werk, auf's beste gethan, ist eine läßliche Sünde nach der Barmherzigkeit, und eine Todsünde nach dem strengen Gerichte Gottes [2]).«

Den Edelleuten auf der Gallerie und den Bezeichneten im Hofe gefiel der Spruch gar wohl; denn über alle Gesichter glitt ein beifälliges Lächeln.

Der Domschüler hingegen starrte in banger Ver-

---

1) Luther, Unterricht, wie Mosis ꝛc. Wit. d. A. Th. 5. f. 1, b. — f. 229, a.

2) Wit d. A. Th. 7. f. 117, b.

wunderung den Prediger an, und jetzt überströmte sein Gesicht glühende Röthe, weil er meinte, der Verkünder des lauteren Evangeliums habe seine Gedanken errathen und spreche ausschließlich zu ihm.

„Mein Sohn, weßhalb zagest und zweifelst Du?“ fuhr Krafft in väterlich wohlwollendem Tone fort. „Willst Du etwa selig werden durch Deine vermeintlichen guten Werke, nicht aber durch Jesu Christi Erlösung und Gottes Barmherzigkeit? Wirst Du selig durch gute Werke, — weßhalb die Erlösung durch Christus? Wirst du selig durch Gottes Barmherzigkeit und Christi Verdienste, — weßhalb Deine guten Werke? Merkst Du denn nicht, wie Du mit Deiner Werkheiligkeit Gottes Barmherzigkeit beleidigst und für unzulänglich hälst die Erlösung durch Christus? Darum sage ich Dir, thue ab, wirf von dir den Unrath aus dem Papstthum, das ist die Werkheiligkeit! Zerbrich das Joch der Gesetzeswerke, werde frei und aller Seelentyrannei ledig durch das lautere Evangelium, durch den bloßen Glauben. Sündige wacker zu, glaube nur desto kräftiger.“

Abermals nickten beifällig die Köpfe der Edelleute und Dienstmannen, sogar das ernste Gesicht des Kurfürsten von Sachsen erhellte ein verständnißvolles Lächeln.

„Hinwiederum vernimmst du in deiner Seele Schmähreden über die Freiheit des reinen Evangeliums," fuhr der Prediger fort, „ängstigen dein Herz bittere Vorwürfe wegen deiner Verachtung aller guten Werke, wegen deines Pochens auf den Glauben, — so halte für gewiß, daß All dies Anfechtungen und Schliche des leidigen Teufels sind. Im gleichen Artikel hat der Teufel sogar den erleuchteten Gottesmann Lutherum zu verwirren und zu schrecken versucht. Er aber hat den Teufel gar fein abgewiesen und zu ihm gesagt: »Ei, lieber Teufel, du bist doch ein großer Possenreißer! Gehe nach Rom und siehe, was dein Bruder, der Papst macht.« Zugleich hat Doctor Martinus allen solcherweise geängstigten Seelen einen fürtrefflichen Rath geben. Er sagt: »Wenn es dir einfällt, Christus sei ein Richter oder Gesetzlehrer, der mit dir zürnen, von dir Rechenschaft fordern werde, wie du dein Leben zugebracht, so halt's für gewiß und wahr, daß es nicht Christus, sondern der leidige Teufel sei [1]).«

„Darum, meine Brüder, soll uns weder Papst, noch Teufel die Freiheiten des unverfälschten Evan-

---

1) Ibid. f. 216, b.

geliums rauben. Bei uns ist der Geist des Herrn, daher auch Freiheit. Nein, — wir kehren nicht zurück unter das Geistesjoch des höllischen Papstthums, sorgen und thun vielmehr nach Kräften dazu, daß alle guten Deutschen dessen ledig werden. Liegt's doch klärlich am Tage, wie Geiz und Herrschsucht die Päpste das Sklavenjoch schmieden hießen. Ja wahrhaftig, von Roms Herrschsucht und Habgier kommt jegliches Unheil der deutschen Nation! Bereits vor 1500 Jahren zogen mächtige Kriegsheere aus Roms Thoren, stiegen über die Alpenberge, kamen nach Germanien, unsere Altväter zu unterjochen, ihnen schwere Schatzung aufzulegen. Was trieb hiezu die Römer? Herrschsucht und Habgier. Manches Jahr schmachteten unsere Vorfahren unter dem römischen Joche und zahlten die schimpfliche Schatzung. Unsere Geduld und Langmuth aber, die wir seit vielen hundert Jahren von Rom geschatzt, geschunden, unterjocht worden, hatten unsere Altväter nicht. Die guten, alten, tapferen, freiheitliebenden Deutschen erhoben sich allesammt, erschlugen die stolzen Legionen des Kaisers Augustus im teutoburger Walde, vertrieben insgesammt die Römer aus ganz Deutschland. Roms

gräuliche Zwingherrschaft hatte ein Ende. Frei waren die Deutschen, los und ledig der römischen Tyrannei."

„Doch langsam, — merket, was weiter geschah!"

Der Mahnung zur Aufmerksamkeit bedurfte es nicht. Krafft hatte einen Punkt berührt, der in jeder deutschen Brust mächtigen Wiederhall fand. Daher athemlose Spannung der Zuhörer.

„Weil es mit den Kriegsheeren nicht ging, so erfand Rom andere Waffen, die deutsche Nation zu unterjochen, — andere Stricke und Ketten, freie Männer zu binden. Rom, oder vielmehr der leibhaftige Teufel, ersann den — Papst. Dieser schickte nach dem freien Deutschland Boten, nicht gerüstet mit Helm und Harnisch, wie ehedem, sondern angethan mit eitel Mönchskutten, — nicht Schwerter und Lanzen in den Händen, sondern Kreuze und Hirtenstäbe. Selbige Boten belehrten die guten Deutschen mit viel süßen Worten, der Papst sei Gottes Statthalter auf Erden, dem männiglich zu gehorchen habe, wie Gott selber. Wie nun die frommen, einfältigen Deutschen in solchem Afterglauben gefangen lagen, da hatte der Papst gut Spiel, und der Teufel rieb vergnügt die Hände. Jetzo ging der römische Wehrwolf daran, eine Menge höllischer Fündlein zu verbreiten, alle dazu erdacht,

die armen, betrogenen Seelen an seine Tyrannei zu fesseln. Klostergelübde, Messen, Fasten, Ablässe gingen aus von Rom, nebst vielen anderen Stücklein, die alle nothwendig waren zur Seligkeit. Der Papst allein hatte die Schlüssel zum Himmelreich in den Händen, und wen er nicht einließ, mußte draußen stehen. Wer nicht glaubte an des Papstes Tyrannei, fuhr hinab in den Abgrund der Hölle. Des Papstes Mund, war Gottes Mund, — seine Macht im Himmel und auf Erden schier größer, denn Gottes Allmacht. Nicht grimmiger würgten die Schwerter der alten Römer die Deutschen, als die schneidigen Mordwaffen des Papstes. Fasten und Büßen zerbrachen den Leuten die Kraft, — Gelübde marterten die armen Seelen, umschlossen sie mit dicken, eisernen Mauern, banden sie mit Ketten unerträglicher Gewissenspein, — so daß alle, von gräulicher Geistesfinsterniß umgeben, vor dem römischen Götzen auf den Knieen lagen. Die Bibel war unter die Bank geworfen, Christi Evangelium galt nichts, — der Antichrist aber saß auf dem Thron. — — Da seht, meine Brüder, wie das päpstische Rom besser die Unterjochung der Deutschen versteht, als das heidnische!"

Er machte eine Pause. Die Köpfe der Zuhörer

auf der Gallerie, im Hofe, selbst manche auf der Straße, nickten beifällig. Zorn blitzte in vielen Augen ob des römischen Tyrannen. Die beiden Fältlein auf der Stirne des Domschülers vertieften sich und bitterer Trotz spielte um den Mund.

„Meine Brüder, ist es von Nöthen, neben Roms Herrschsucht und Tyrannei, euch Roms Habgier zu zeigen?“ fing der Hofprediger wieder an. „Ei, ihr wißt ja, daß Fasten, Ablaß, Messen, Gelübde nicht blos erfunden sind, die armen Seelen zu knechten, sie unter des Papstes Tyrannei zu beugen, sondern auch dazu, die römische Habgier zu befriedigen, den Leuten das Geld abzulocken, den römischen Pfaffensack zu füllen, jenen bekannten Sack, der keinen Boden hat. Ihr habt ja den Tetzel gesehen, wie er mit seinem Ablaßkasten durch deutsche Lande fuhr. Da konnte man für wenig oder viel Geld das Himmelreich gewinnen. O ja, der Ablaßkram war ein nützlicher Handel für den Papst, — an einfältigen Leuten aber ein höllischer Betrug. Zum Bau der Peterskirche und zur Rüstung wider den Türken sei das Geld, hieß es, — ich dagegen vermeine, das viele Ablaßgeld sei ein Tropfen gewesen für den unersättlichen Rachen römischer Habsucht.“

Beistimmend nickten viele Köpfe.

„Und doch ist der abgöttische, vermaledeite Ablaßkram noch das Geringste. Rom hat tausenderlei Hände, die ohne Rast im deutschen Reiche scharren, schaben und raffen. Ihr habt gehört von Sporteln, Taxen, Annaten, — das sind arge Künstlein des römischen Geizteufels, die elenden Papisten um alles Gut und Geld zu bringen. Will da Einer zur Ehe nehmen ein hübsches Mägdlein, von weither mit ihm gesippt, so muß der Papst zuvor dispensiren von der Sippschaft, dafür er ein gut Stück Geld sich zahlen läßt. Hat's Einer abgesehen auf eine Pfründe, oder Beneficium bei einem Domstift, oder Herrenstift, oder Abtei, oder Kloster, — er kann die Pfründe haben, nur muß er dem geldhungrigen Drachen in Rom viele Mark Silber in den Rachen stecken. Gelüstet Einen nach dem Bischofshut, er kann ihn haben, wenn er dem Papste dafür die Taxen und Annaten zahlt, nämlich 26,000—30,000 Gulden. Kaum sitzt aber der neue Bischof fest auf seinem Stuhl, dann preßt er den armen Unterthanen das Geld wieder heraus, das er dem Papste zahlen mußte. Nun denkt euch, in einem Bisthum sterben innerhalb zehn Jahre zwei Bischöfe oder gar drei, — wie viel Geld zieht der

römische Geizteufel aus einem einzigen Bisthum? Ist da des Schatzens und Schindens der armen Leuten ein Ende? Wie viele Bisthümer, Abteien, Propsteien, Dechaneien und Pfründen giebt es aber im Reiche? Wer kann sie zählen? Sind das nicht ebenso viele beständige Schatzungen, den elenden Papisten den letzten Heller heraus zu pressen? Nehmet dazu die vielen anderen Taxen und Sporteln, die unzähligen Fündlein, den Leuten die Geldtaschen zu leeren: — Müssen da nicht am Ende die Geschatzten und Geschundenen gänzlich verarmen? Wird da nicht männiglich um Hab und Gut gebracht, — gar die deutsche Nation von dem habgierigen römischen Drachen aufgefressen?"

„Hei, ihr guten deutschen Mannen, gedenket, was eure Ahnväter gethan! Roms Tyrannenjoch zerbrachen sie mit starker Hand und machten sich frei. Dies rühmliche Beispiel ahmet nach, — machet euch frei von Roms Herrschsucht und Habgier. Werfet aus dem Reiche das ganze Geschwärm und Drachengewürm des römischen Sodoma, das fürderhin keine Stätte, keinen Schlupfwinkel in deutschen Landen mehr haben soll, sintemal wir frei geworden durch den Geist des Herrn, durch das unverdunkelte Evangelium.

Höret, wie kräftig dazu Doctor Martinus vermahnet! »Weil dann offenbar ist, sagt der Gottesmann, daß die Bischöfe nicht allein Larven und Götzen, sondern auch ein vermaledeit Volk vor Gott ist, das wider Gottes Ordnung sich erhoben, soll ein jeglicher Christ dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei verachtet und ein Ende nehme und fröhlich Alles thun, was ihnen zuwider ist, gleich als dem Teufel selber, ihren Gehorsam als des Teufels Gehorsam mit Füßen treten[1]).«

„Erhebet darum eure Füße, zertretet die römische Lügenschlange!“ rief mit Donnerstimme der Diener am lauteren Wort. „Schüttelt ab das Joch römischer Tyrannei! Haltet den Papst für den Teufel und Antichrist, wie Doctor Martinus mahnet. Fluchet und wehret dem Stockmeister, dem Leutschinder, dem Schatzer und Presser! Frei seid ihr und ledig der Tyrannei durch den Geist des Herrn. Preis und Ruhm und Sieg der evangelischen Freiheit, — Tod und Vernichtung römischer Knechtschaft. Amen.“

1) Luther, Wit. d. A. Th. 7. f. 316 a.

Nach der Predigt.

Die Verkündigung des lauteren Wortes hatte Viele ergötzt und Viele geärgert. Zu den Geärgerten gehörte ein stämmiger, breitschulteriger Bauer. Gleich nach Beginn der Predigt kam er die Straße herab, auf der Schulter einen derben Knotenstock, an dem ein Reh hing. Er blieb stehen, ließ das Wild vor sich auf den Boden gleiten und hörte zu. Anfänglich schien das Gastspiel des hessischen Hofpredigers ihn zu belustigen; denn er lächelte schelmisch und nickte vielsagend mit dem Kopfe, so oft das Wort „Freiheit" fiel. Als jedoch der Diener am lauteren Wort seine Brandfackeln nach dem päpstlichen Stuhle warf, begann das Gesicht des Bauern zu glühen. Seine dicken Fäuste ballten sich, ein zorniges Brummen entstieg seiner breiten Brust. Zuletzt stand er unbeweglich, ganz Aufmerksamkeit, mit überschlagenen

Armen, ein seltsames Zwinkern in den Augen. Beim Schlusse lächelte er spöttisch, warf dem abgehenden Hofprediger einen grimmigen Blick zu und hob das Wild auf die Schulter, des Weges weiterzugehen. Zwei Metzgergesellen, in rothen Jacken und weißen Schürzen, traten ihm zur Seite.

„Ein prächtiger Rehbock, — ein fettes Thier! Wohin trägst Du ihn, Damian?"

„Zu Ebelin vor dem Münster," antwortete der Bauer.

„Wer hat ihn geschossen?"

„Unser Jungherr Philipp."

„Wie hat die Predigt Dir gefallen, Damian?" fragte der zweite Geselle.

„Wie? Hm, — 'ne hübsche Hetzpredigt! Der Luther hätt's nit besser fertig bracht. — — Wundern thut's mich aber doch, daß hie, wo so viele Bischöf' und Fürsten sind, so ein Lästermaul sich darf hören lassen."

„Ah, — ich merke, Damian hat wenig Gefallen am freien Evangelium!" neckte der Geselle.

„Hast's errathen! Wie könnt' ich Gefallen han und Freud' an einem Ding, was den Bauernstand in Elend gestürzt und großes Unglück? Vor wenig

Jahren noch saßen die Bauern mitten im Hanfsaamen und thaten sich gütlich. Wohlhäbig waren alle und die Abgaben gering. Damals hieß es im Lied:

„Die Bauern tragen seidene Kleid
Und goldene Ketten an dem Leib."

„Das ist wahr!" bestätigte der Geselle. „Oftmals haben wir auf die Bauern ein anderes Lied gesungen, das hieß:

„Die Bauern wollen nicht vertragen,
Daß die Ritter und ihre Kind,
Anders denn sie gekleidet sind."

„Ja, freilich," erwiederte Damian, „die Bauern meinten, so frei, reich und vornehm zu sein, wie die Edelleut'! Bei vollen Speichern, vollen Kellern, vollen Scheuern erging's ihnen gar wohl. Wer hat nun aber die Bauernschaft um alle Freiheit und Herrlichkeit bracht? War's nit das große Reichslästermaul, der nichtsnutzige, ausgesprungene Augustinermönch, der Luther? Der hat uns so lang' den Bart gestrichen, so lang' gehetzt und geschürt in seinen Brandzetteln und Aufruhrbriefen und immer geschrieen: Frei seid ihr durch's reine Evangelium von allen Zinsen und Zehnten, die ihr den Larven und Hansen nit geben sollt! So lang' hat der Luther in's Feuer geblasen, bis der Aufruhr vor vier Jahren losging.

Da wurden aber die schändlich betrogenen und verhetzten Bauern so jämmerlich zerschlagen und zerstochen, daß ihrer eine Unzahl in Kurpfalz, in Hessen, in Baden, in Franken und Schwaben elendiglich um's Leben kam. All die Schlösser, Klöster, Burgen, von ihnen ausgeraubt und verbrannt, müssen sie wieder aufbauen, dazu an Fürsten und Edelleute Schatzung zahlen, daß sie Blut schwitzen und gänzlich verarmen. Ihre Rechte und Freiheiten han sie alle verloren, und wie sie vormals in Wohlleben und Reichthum saßen, so hocken sie jetzo in gräulicher Noth und Drangsal. — — Wer hat das Unglück verschuldet und angerichtet? Der grobe Schmähhans, der Lügenprophet, das Reichslästermaul, der Luther. Seht, darum faßt mich ein grimmiger Zorn, wenn so ein Kerl da hersteht und lügt und lästert!"

„Man kann's nicht läugnen, — Luther hat der Bauernschaft eine gar schlimme Suppe eingebrockt," sagte Einer der Rothjacken. „Was kann aber Dir daran liegen, Damian? Bist heute noch so wohlhabend und frei, trägst heute noch an Festtagen so stolz Deinen Degen, wie vor dem Jahre 1525, als der Bauernkrieg losbrach."

„Wem han wir Hochstiftsbauern Glück und Frei-

heit zu verdanken? Unseren feinen Nasen, welche den Gestank des freien Evangeliums gar wohl rochen. Wir ließen Luther und seine Gesellen poltern, schmähen, hetzen, schüren, so viel sie wollten, — kehrten uns nit daran. Wir blieben der Oberkeit treu, machten keinen Aufruhr. Darum bei uns Freiheit, Wohlhabenheit und Glück nach, wie vor. Geht aber mal hinauf an's Gebirg, oder hinüber in den Bruhrein, — dort könnt Ihr Jammers und Elends in Menge finden. Dort singen die Bauern heut' ganz andere Lieder, — heut' tagt's ihnen, wie sie von dem Luther betrogen und verunglückt worden. Heut' singen sie:

Reich sollen wir wer'n
Und stehn in Ehr'n,
Hielt man süß uns für,
Womit man uns verführ.
Reich wär'n wir wor'n?
O Gott erbarm,
Was wir hatten, das han wir verlor'n,
Nun sind wir arm."

„Den Luther sollte man »Bauernfeind« oder »Bauerntod« taufen," sagte ein Geselle.

„Das langt nit, — noch viel schlechter ist er!" versicherte Damian. „Nit der Papst ist der Teufel und Antichrist, wie das Lästermaul gelogen, sondern

Luther ist in Wahrheit der Teufel und Antichrist, dieweilen seine giftige Zunge jegliche Zucht und Ordnung verstört. Habt's ja gehört, wie der Kerl gepredigt, nach dem freien Evangelium brauch's keine guten Werke, der Glaube allein mache selig. Ei, das ist ja ein Freipaß für alle Schurkerei und Teufelei! Wohl hat unser Herr Jesus Christ von Sünde und Höllenpein Jeglichen erlöst, der glaubt und guten Willens ist, auch hat er uns durch seine Marterpein die heiligen Sakramente verdient, mit deren Hilf wir können den rechten Weg gehen. Er hat aber nit gesagt, der Glaube allein macht selig, — sondern gesagt hat er: »Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!«

Plötzlich verstummte der eifernde Bauer. An der gegenüber liegenden Straßenseite ging Philipp von Sickingen, die Hände am Rücken, tief gebeugten Hauptes, Leichenblässe im Angesicht, schwankenden, unsicheren Trittes, wie ein Berauschter. So hatte Damian den Jungherrn noch nicht gesehen.

„Da ist ein großes Unglück passirt!“ murmelte er, ohne die Reden der Gesellen weiter zu beachten.

Damians Urtheil entsprach der Wirklichkeit. Das lautere Wort des Hofpredigers war auf empfäng-

lichen Boden gefallen und der Jüngling in einem Zustande namenloser Verwirrung und Zweifelsqual. Gleich Wiederhacken, tief in sein religiöses Glaubensleben hinein getrieben, hafteten die schweren Anklagen des Prädikanten. Der Mann hatte nicht die Unwahrheit gesprochen, vor Aller Augen stand die klägliche Entwürdigung der Kirche, die schimpfliche Entartung vieler ihrer edelsten Glieder. Selbst Adrian VI., der fromme Papst, hatte in einem Sendschreiben an die Reichsstände herrschende Mißbräuche schmerzlich beklagt, Rom sogar die Quelle der Uebel genannt, die Besserung an Haupt und Gliedern für nothwendig erklärt.

Vorab grollten die Deutschen dem römischen Hofe, weil er nicht selten Religion und kirchliche Machtmittel zur Befriedigung seiner Habgier mißbrauchte. Jeden aufrichtigen Katholiken empörten solche Zustände, von Luther und dessen Anhängern klug benützt, den Haß gegen Rom zu schüren. Auch die Herrschsucht Roms, in manchen Dingen die Grenzen berechtigter kirchlicher Oberleitung überschreitend, ärgerte die deutsche Nation. Hiezu kam die gleichsam angeborene Abneigung der Deutschen gegen römisches Wesen und den fremden Charakter der Wälschen, darin man Tücke, Hinterlist und Verge-

waltigung nationaler Freiheit und Selbstständigkeit zu finden glaubte. Wenn Adam Krafft hinwies auf die Unterjochung der Germanen durch die römischen Welteroberer, auf die Empörung der Altväter gegen die Zwingherren, auf die erstrittene Unabhängigkeit und Freiheit, — so that er dies mit kluger Berechnung und genauer Kenntniß deutscher Denkweise. Die germanischen Geister der Hermannsschlacht waren nicht gestorben, Roms Unterjochungskünste nicht vergessen. Der Romhaß schlummerte fort durch die Jahrhunderte und Luthers Erhebung rüttelte ihn mächtig auf. Daher fiel es den Prädikanten nicht schwer, die reizbaren und argwöhnischen Deutschen gegen den Papst zu erbittern, ihn als religiös verkappten Unterdrücker und Erben römischer Zwingherrschaft darzustellen. Indem sie aber Mißbräuche und Sünden der Zeit mit grellen Farben ausmalten, unterließen sie es, die Göttlichkeit und Heiligkeit der katholischen Kirche in ihrem Wesen und den Segen des Papstthums für die deutsche Nation auch nur entfernt zu berühren.

Die von den Aufruhrpredigern beliebte Verzerrung und Entstellung der Wahrheit entging Allen, die nicht im Besitze hinreichender theologischer und geschichtlicher Kenntnisse waren. Zu diesen gehörte

der jugendliche Philipp von Sickingen. Trotzigen Sinnes und von lebhaftem Freiheitsgefühl, hatten die feurigen Worte des Predigers in seinem leicht entzündbaren Gemüthe furchtbare Stürme hervorgerufen. Glühenden Gesichtes verließ er den Hof, lodernden Zorn im Herzen gegen Roms Heuchelei, Herrschsucht und Habgier. Längst hatte er aus dem Munde achtbarer Männer schwere Anklagen vernommen gegen Rom, niemals aber in so freier, furchtloser und packender Weise, wie es Adam Krafft gethan.

„Der Mann hat Recht!“ sprach er vor sich hin. „Die Römer unterdrücken uns, — plündern uns, — saugen das Reich aus, wer mag dies läugnen? — — — Ich sage mich los von des Papstes Macht und Tyrannei, — frei will ich sein, — keines Menschen Knecht!“

Dies sprach er im Tone festen Entschlusses.

„Freiheit, — Freiheit, — Freiheit!“ rief er mit Heftigkeit und Leidenschaft. „Fluch der römischen Knechtschaft! Zerbrechen will ich deren Ketten. — — Fürwahr, in des Papstes Tyrannei werden wir geboren, erzogen und berufen! Nachgeborene Söhne und Töchter des Adels steckt man in Kutten und Klöster, darum auch selbe »Spitäler des Adels« heißen. Nach

Beruf und Neigung wird da nicht gefragt. Eingesperrt, lebendig begraben wird man in den schauerlichen Verließen der Klostermauern, — in Ketten und Bande römischer Tyrannei geschlagen. Wurde nicht auch ich in der Wiege schon dazu bestimmt, dereinst die Kutte zu tragen? Mein Leben lang zu schmachten im Joche unleidlicher Gelübde, von Roms Herrschsucht dazu erfunden, jegliche Freiheit zu erwürgen? Sogar mein Pathe, doch ein so weiser und frommer Mann, merkt nicht Roms Tücke, Hinterlist und Tyrannei. Welch dicke Finsterniß und gräulicher Knechtssinn mag im Papstthum herrschen, wenn der hochweise Dompropst Doctor Philipp von Flersheim den Unrath römischer Zwingherrschaft weder sieht, noch fühlt!"

Jetzt schwieg er betroffen, als sei ihm plötzlich ein mächtiges Hinderniß aufgestoßen. Die Zornesgluth wich fahler Blässe, der trotzig gehobene Kopf beugte sich unter schwerer Last, das Mienenspiel verrieth Bestürzung und namenlose Verwirrung.

„Heiliger Gott!" seufzte er. „Muß die Freiheit erkauft werden durch Abfall vom Väterglauben, von Christus und seiner Kirche? — Hilf Himmel!"

Ringend mit bangen Zweifeln ging er bis zur

Herberge in der Pfaffengasse, wo er sein Reitpferd eingestellt. Vor dem Thore blieb er eine Weile sinnend stehen. Darauf ging er weiter, nach dem Münster hin und betrat die Wohnung des Chorvikars Joachim.

Da Philipp von Flersheim, nach damaligem Mißbrauche, eine Reihe hoher Kirchenämter in anderen Diöcesen besaß, die ihn zur zeitweiligen Residenz verpflichteten, so war Joachim stellvertretender Vikar des Dompropstes im Stiftschore zu Speyer, dem Officium des Chorgebetes zu genügen. Joachim selbst, ein überaus pünktlicher und regelmäßiger Besucher der nächtlichen Metten und Tageszeiten im Münster, war eine jener stillen, anspruchslosen Naturen, die sich um der Welt Lauf nicht kümmern, nur im Kreise ihrer Berufspflichten dahinlebend. Kaum vernahm er das Getöse des furchtbaren Wettersturmes, welcher über das Reich dahin brauste, bedenklich rüttelnd an dessen Grundvesten. Absichtlich beschränkte er seinen Gesichtskreis, ließ ihn nicht die engen Schranken des bescheidenen Berufes überschreiten und steckte seinen Kopf, gleich dem Vogel Strauß, in den Busch, die Gefahren nicht zu sehen. Sehr klug wußte Joachim seine Theilnahmlosigkeit für die Bewegungen der Zeit

zu rechtfertigen. Da nämlich zu allen Zeiten Irrlehrer auftauchten und verschwanden, so fand er in Luthers Empörung eine gewöhnliche Erscheinung der Geschichte, in Luthers Person sogar die Verkörperung der Höllenpforte, welche sonder Rast Gottes Stiftung, die heilige Kirche, befehdet. Weil aber, nach Christi Verheißung, die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen können, so beunruhigte ihn der Lärm nicht im Geringsten. Die Kirche stand felsenfest gegründet, und auch das Münster, allwo der Vikar allnächtig die Metten sang und alltäglich die kleinen Horen frommen Gemüthes betete. Ebensowenig störten Joachims Seelenruhe die herrschenden Mißbräuche, welche er nicht kannte, nicht kennen wollte. Fiel ihm jedoch ein himmelschreiendes Aergerniß von ungefähr just vor die Füße, so bedeckte er selbes geschwind mit dem weiten Mantel christlicher Liebe; denn die Liebe erträgt Alles, duldet Alles und handelt nicht unbescheiden, — ein gar tröstlich gedeutetes Ruhekissen für den kampfesscheuen Mann.

Als Philipp von Sickingen das Zimmer des Chorvikars betrat, stand dieser fromme Priester vor einem Drehpulte, dessen eine Seite mit einem geöffneten Kirchenvater, die zweite mit der Bibel belegt, beide

in Großfolio, mit Messingklappen und in Schweinsleder gebunden.

„Ei, sieh' doch, unser lieber, guter Jungherr!" rief Joachim erfreut, dem Eintretenden beide Hände entgegen streckend. „Wie bin ich froh, Euch wieder einmal zu sehen! Setzen wir uns neben einander auf die Bank, eine Weile löblicher Rede zu pflegen. Hab' gerade ein Kapitel Sancti Augustini de civitate dei absolvirt, derohalben mir wohl eine recreatio gestattet sein mag. — — Nun, — nun, wie geht es Euch?"

Jetzt bemerkte er die Verstörung im Gesichte des Jünglings und erschrack.

„Ei, — Charissime, was habt Ihr? Doch nicht unwohl?" forschte theilnehmend der alte Mann.

„Nicht unwohl, Hochwürden, — jedoch in schwerer Seelenbedrängniß. Ihr aber sollt mich berathen, so Ihr des Willens und Vermögens."

Darauf erzählte er in fast reumüthigem Tone, wie ihn Fürwitz getrieben, den Hofprediger zu hören, — wie schwere Anklagen jener gegen Roms Herrschsucht und Habgier vorgebracht, so daß ihn selbst ein rechter Zorn wider den Papst ergriffen, und ihm aller Muth entfallen sei, den römischen Antichrist und den

Statthalter Gottes zusammen zu reimen, — weßhalb ihn Schrecken überkommen, sonder Glaubensabfall der römischen Tyrannei nicht entrinnen zu können.

Dies und Anderes beichtete er aufrichtigen Sinnes.

Klage und Noth des Jünglings scheuchten keineswegs Ruhe und Gleichmuth des Vikars, sintemal ihn Kurzsichtigkeit die Tragweite und Gefährlichkeit menschlicher Frühlingsstürme nicht erkennen ließ.

„Das sind die Folgen Eures Fürwitzes, Herr Philipp!" sprach er, nicht im Tone der Rüge, sondern der Tröstung. „Unklug war es, Lügen anzuhören und Ketzereien. Nun aber der Hofprediger solchen Sturm in Eurer Seele angeblasen, so möget Ihr stille halten und Euch ducken, bis der Sturm vorübergebraust. — Wie gut, daß Euer Herr Pathe dermalen in Augsburg residieret und nicht in Speyer; denn Ihr hättet ihm und nicht mir Eure Noth geklagt, was die Liebe des Herrn Dompropstes zu Euch schwer müßte gekränkt haben. Nun der Fehltritt begangen, so schlaget den Handel aus dem Sinn und denket nicht weiter darüber."

„Wenn aber der Prediger nicht gelogen, sondern die Wahrheit gesagt?" wandte Philipp ein.

„Absonderlich geredet! Wie mag ein Ketzer die Wahrheit sagen?“

„Wollt Ihr Habsucht und Herrschgier der Römer läugnen? Vergiebt nicht auch hier an Stiften und Kirchen der Papst hohe Beneficien und reiche Pfründen?“

„Das soll Niemand dem Papste wehren, weil er der Kirche Oberhaupt, von dem alle Jurisdiktion, Macht und Gewalt ausgeht.“

„Ja, — ja, — es ist schon so!“ rief Sickingen erregt. „Vom Papste geht alle Macht und Gewalt aus, — höchster Herr und Gebieter im Reiche ist er, und wir sind des Papstes Knechte.“

„Der Knechtschaft Gottes darf man sich mit Fug wohl rühmen.“

„Gottes, — ja! Aber nicht des Papstes. Keines Menschen Knecht will ich sein, — frei und ledig aller Tyrannei!“ sprach heftig der Jüngling. „Und wo heißt die Bibel den Papst für Beneficien und Kirchenämter schweres Geld nehmen? Ist es nach dem Evangelium, die armen Leute zu schatzen und auszupressen, römische Habgier zu befriedigen?“

„Ganz von Sinnen — fürwahr!“ entgegnete mit

erwachendem Unmuth der Vikar. „Wann — wo hätten Päpste Geld erpreßt?“

„Müssen nicht deutsche Bischöfe und Prälaten schwere Summen zahlen für Annaten und Pallien? Woher nehmen sie das Geld? Doch von den Leuten ihrer Sprengel. Auch der Aermste muß seinen Heller beisteuern, Roms Habsucht zu stillen. Das ist Tyrannei und schimpfliche Bedrückung.“

„Da Ihr auf die Bibel Euch berufet, Jungherr Philipp, so achtet Ihr wohl der Mahnung St. Pauli: »Gebet Steuer, wem Steuer gebühret!« Leget der Papst auf die Vergebung von Beneficien und Prälaturen Steuern, so hat er dazu ein Recht, und die Christen haben die Pflicht, sothane Steuern zu zahlen.“

„Ei, — mit solcher Deutung möget Ihr jegliches Ding rechtfertigen, auch das schlimmste!“ rief in wachsender Erregung der junge Sickingen.

„Der Deutung bedarf es nicht,“ erwiederte Joachim, „wohl aber demüthigen Gehorsams und schuldiger Unterwürfigkeit. Die kirchliche Autorität handelt nach freiem Ermessen, in Anwendung jener Vollmachten, die ihr von Gott verliehen worden. Nicht einmal das Recht hat der Christenmensch, Handlungen und Ab-

sichten der geistlichen Obrigkeit zu prüfen, über selbe zu urtheilen, oder gar zu tadeln, — kindlichem Gehorsam widerstreitet dies."

Weit öffneten sich die Augen des Jünglings, und mit grenzenlosem Erstaunen betrachtete er den alten Vikar.

„Sind Eure Worte etwa Glaubenslehre?" fragte er mit bebender Stimme.

„Daran sollt Ihr nicht zweifeln, Jungherr Philipp!"

Sickingens Augen flammten und Zornesgluth bedeckte sein Gesicht.

„Dann hat der Ketzer recht!" rief er, vom Sitze schnellend. „Wie ein Gott waltet der Papst im Reiche, — unverantwortlich, schrankenlos! Nicht einmal das Recht haben wir, nach Vernunft ein Urtheil über des Papstes Handlungen und Absichten zu wagen. Ei, — ei, — das ist fürwahr Luthers Papstgötze, dem sich Alles beugen muß! Herrschsucht ohne Beschränkung, Habgier ohne Maß, — sind des Papstes Rechte, von Niemand anzutasten. Unterwürfigkeit und Gehorsam bis zur Knechtschaft sind Pflichten der Christen. Ha, — ha, wer mag des Papstes Tyrannei und der Papisten Sklaverei abreden?"

„Jungherr Philipp, Ihr saget frevelhafte Worte, — pflichtgemäß zu melden Eurem Herrn Pathen, sobald er zurückkehrt.“

„Das möget Ihr! Saget ihm weiter, zur Belehrung und Weisung in vermeinter Irrung sei ich hergekommen, — Ihr jedoch habet alle Verunglimpfungen des Papstes von Seite des Ketzerpredigers als Wahrheiten dargethan, Roms Tyrannei und Habsucht nach der Kirchenlehre zu Recht erkannt. — Habet Dank! Darum fort aus dem Geistesbann der Knechtschaft, — hinan zum Lichte der Freiheit!“ rief er, wie von Sinnen und stürmte aus dem Zimmer.

In der Straße schwamm Alles im Nebel. Häuser und Menschen sah er nur undeutlich, auch an der Herberge wäre er vorbeigerannt.

„Herr, — edler Herr, soll ich wieder absatteln? Wollt Ihr nicht aufsitzen?“

Auf den Zuruf blieb er stehen, sah den Hausknecht unter dem Thore und trat heran.

„Als ich Euch vor einer halben Stunde die Straße herab kommen sah, sattelte ich flugs den Rappen, vermeinend, Ihr wolltet heimreiten nach Marientraut,“ erklärte der Mann, indem Beide nach dem Hofe schritten. „Möchte Euch flink bedienen, dieweilen Ihr ein

guter Jungherr seid, der mir jedesmal ein hübsches Trinkgeld schenkt."

Auch gegenwärtig mochte die Gabe glänzend ausgefallen sein; denn der Knecht zog dankend die Mütze, versuchte sogar eine Verbeugung.

„Vergelt's Gott, edler Herr! Schenket uns bald wieder die Ehre!"

Sickingen ritt durch das Thor, ohne zu bemerken, daß sein Pferd einen ihm wohl bekannten Weg einschlug, der jedoch nicht nach Marientraut führte, sondern nach dem Palaste Ebelin vor dem Münster. Erst am Ende der Pfaffengasse, als der Rappe auf den weitgedehnten Münsterplatz einbog, gewahrte er den Irrthum, ritt jedoch fürbaß, in der Absicht, durch die Münsterstraße das Altburgthor zu erreichen.

Auf dem freien Platze standen viele Männer in einzelnen Gruppen, oder schritten hin und wieder, theilweise in lebhafter Unterhaltung über den Verlauf des Reichstages.

Vor dem Palaste Ebelin, der stolz und prächtig, mit reichen Gebilden aus Stein und kunstvollen Figuren geziert, dem Münster gegenüber emporstieg, standen einige junge Edelleute, in den Farben des Landgrafen von Hessen. Sie alle spähten eifrig und er-

wartungsvoll nach dem Erker, hinter dessen gemalten, mit buntfarbigen Wappen geschmückten Fensterscheiben man sehr undeutlich eine sitzende Frauengestalt bemerkte.

„Könnte ich das Meerwunder doch nur einmal sehen! Starkenberg schwur bei Schwert und Ehre, Isengard sei die Schönste im Reiche, — was nicht wenig heißen will. Beim Humpen gestern Abend hat er auch den Landgrafen erhitzt und angesteckt mit seinem Rühmen."

Diese Worte sprach ein Edelmann in reicher Hoftracht, mit rothen Haaren und feurigem Gesicht, darin zwei verschmitzte Fuchsaugen und eine Nase mit bläulich schillernder Spitze.

„Die Schönste im Reiche ist jedenfalls auch die Sprödeste, — meint Ihr nicht auch, Hans von Ratzenburg?" sagte ein Anderer. „Bereits eine Stunde stehen wir da, harren und gaffen, — die Schönste aber läßt sich nicht sehen, was doch nicht gemeine Frauenart. Hab' keine Lust, weiter nach dem Anblick einer stolzen Maid zu seufzen, die unser so wenig achtet, wie die steinernen Judenknechte am Oelberg drüben. — Kommt Gesellen!"

Die Edelleute gingen von dannen.

Ratzenburg blieb zurück, mit Beharrlichkeit nach dem Erker spähend. Da öffnete sich die Pforte des Palastes. Der Ueberbringer des Rehbockes, Damian, trat heraus, mit glühendem Gesicht und weinseligen Augen. Beim vollen Kruge hatte er dem Ingesinde das Schmähen des Predigers berichtet, nebenbei auch die Predigt mit derben Randglossen geziert. Jetzt noch mochte ihn Zorn über das Lästermaul zwicken; denn er fuchtelte mit dem Stock in der Luft herum, hiebei in so bedrohlicher Haltung auf Hans von Ratzenburg zuschreitend, als wolle er ihn für den Hetzprediger büßen lassen.

In demselben Augenblicke nahte Sickingen dem Palaste.

Herr Hans riß das Barett vom Kopfe und starrte empor, kaum der Sinne mächtig vor Staunen und Bewunderung; denn das Erkerfenster hatte sich weit aufgethan und Isengard schaute herab. Von Allem, was auf dem Münsterplatze stand und sich bewegte, gewahrte sie nichts, einzig den nahenden Jüngling im Auge.

„Philipp, — Philipp!“ rief sie mit hellklingender Stimme. „Willst Du nicht hereinkommen?“

Der Angerufene blickte empor, ohne das Pferd anzuhalten.

„Hab' keine Zeit!" antwortete er kurzweg.

„Grüße Onkel und Agnes, — am Sonntag kommen wir!" rief sie ihm nach.

Er aber trabte weiter ohne Dank, ohne Gruß.

Kaum hatte nun Isengard das Fenster geschlossen, da fing Herr Hans weidlich zu schimpfen an.

„Der Klotz, — der Bauernlümmel, — der Barbar! Nicht einmal das Barett zog er vor einer Schönheit, die Steine lebendig macht, — nicht eines Blickes würdigte er den Inbegriff aller Frauenzier! Bei St. Veit, solch ein Mondkalb ist mir niemals begegnet, — solch ein grober Bube und schimpflicher Fant!"

Damian hatte den Erguß angehört und stand jetzt, beide Hände auf den Stock gelegt, vor dem grimmigen Hans, den er mit schlaglustig zwinkernden Augen betrachtete.

„Frecher Kerl, was gaffest Du mir so unverschämt in's Gesicht?"

„Mit Verlaub, Herr, — han mein Leben lang noch kein Mondkalb gesehen, d'rum betracht' ich Eure Nase."

„Was, — Kerl, Du willst mich hänseln?“

„So man Euch Hans benamset, könnt's wahr sein. Jetzo verrathet mir, wo Euch der Barbar, der Fant und das andere Gethier sitzt, — möcht's ums Leben gern sehen. Auf dem Rappen aber saß ein rechter Edelmann, unser Jungherr Philipp, aller Ehre werth, ächtes Gold, — kein leerer Mondschein, wie's Kalb ihn auf der Nase trägt.“

„Du Schuft!“ stieß Ratzenburg hervor und holte mit der Rechten weit aus.

„Langsam, Herrchen, nur langsam!“ warnte Damian. „Da seht her, — betrachtet meine Hand neben Eurem Händchen! Gebt Ihr mir 'ne Ohrfeige, so will ich Euch nix schuldig bleiben, — dann möcht' der Münsterplatz von einem schweren Fall zu melden han.“

Ratzenburg wandte den Rücken und ging fluchend weiter.

Marientraut.

Westlich von Speyer beginnt ein Wald, der eine große Fläche der Rheinebene bedeckt und bis zum Gebirge hinauf zieht. Am südlichen Saume dieses Waldes lag Marientraut, eine stattliche Burg des Hochstiftes. Burgvogt daselbst war Conrad von Sickingen, ein Bruder des bekannten Franz von Sickingen[1]).

Von der Burg führte ein Weg in nördlicher Richtung durch den Wald, unter mächtigen Tannen hinziehend, deren weitausgestreckte Aeste in einander verwachsen waren, mit ihren dunklen Zweigen ein undurchdringliches Dach bildend. Dieser ungekünstelte, natürliche Laubgang lief in gerader Linie einige hundert Schritte weit und mündete in die Landstraße, welche von Speyer nach dem Gebirge hinauf zog.

1) Remling, Gesch. d. Bischöfe v. Speyer, B. II, S. 261. Anm.

Diese Straße kamen zwei Reiter, deren Einer Hans von Ratzenburg. Der Zweite, ein junger Mann von hoher Gestalt, gehörte den vornehmsten Ständen an; denn seine Kleidung war von fürstlicher Pracht und sein Wesen zeigte das Gepräge eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Neben dem rothen Hans von Ratzenburg, dessen Bachusgesicht und gemeine Art abstießen, machte die Erscheinung des Zweiten keinen unangehmen Eindruck, jedoch nur für den oberflächlichen Beobachter. Genau betrachtet, verkündeten seine Züge ungestüme Leidenschaftlichkeit, und der unstäte, begehrlich ausschweifende Blick ein bedeutendes Maß niedriger Triebe. Seine Stimme klang rauh, seine Rede derb, und wenn er lachte, geschah es in der hämischen Weise eines Menschen, der nichts achtet und sich geringschätzend über alle gegebenen Schranken hinweg setzt.

Das Gespräch der beiden Reiter betraf Verhandlungen der Reichsversammlung und die Rede des Zweiten bewies, daß er selber zu den Reichsfürsten gehörte.

„In die Vorlage an den Reichstag hat den Kaiser die eilende Türkenhilfe gesetzt, sprach er. Einzig der gesammte Widerstand gemeiner Christenheit könne das

heilige Reich schirmen wider die Macht der Türken, — meint der Kaiser in seinem Ausschreiben. Darum sollen die Stände Geld bewilligen zur starken Rüstung. — Hieraus wird nichts. Die Papisten mögen wohl der Majestät Befehl gehorsamst nachkommen,“ fuhr er höhnisch lachend fort, „dagegen brauchen wir Lutherische Geld und Mannschaft für ganz andere Dinge. Des Reiches grimmvollster Feind ist nicht der Türke, sondern der Papst. Auch Luther meint, im Bunde wider die Papisten mögen die Türken angehen. Warum nicht? Gegen Rom sind mir Türken und Teufel liebe Bundesgenossen.“

„Fürstliche Gnaden möge sich fürsehen, dergleichen Humaniora nicht gar zu laut hören lassen,“ mahnte Hans von Ratzenburg. „Luther hat auch versichert: »Die Deutschen sind Säue,« — und Säue fressen papistische Eicheln lieber, als türkisches Zuckerbrod.“

„Du meinst, päpstische Tyrannei gefalle den Deutschen besser, als Freiheit, erstritten mit Hilfe der Türken.“

„Meine dies in Wahrheit, gnädigster Herr! Reichsverrath ist ein gar kitzelich Ding, — Gift für deutsche Mägen.“

„Bah, — Reichsverrath! Was ist's? Ein Wort.

Du weißt, nach dem Lichte des freien Evangeliums muß die Bibel und alles Uebrige neu, nach bestem Gefallen gedeutet werden. So auch das Wort Reichsverrath. Wer hilft gegen die vermaledeiten Papisten, ist unser Freund, sei's nun Franzose oder Türke."

„Mich wundert das lange Ausbleiben des französischen Boten," sagte Ratzenburg. „Wird Euch der Franzosenkönig die verlangten 400,000 Gulden endlich bezahlen?"

„Dies hängt ab vom Laufe der Dinge in Speyer," antwortete der deutsche Reichsfürst. „Gelingt es mir, Kursachsen, Brandenburg-Culmbach, Anhalt, Lüneburg und andere lutherische Stände in einem festen Bunde gegen die Papisten zu vereinigen, dann wird König Franz I. von Frankreich mit Geld und Truppen uns beispringen. Jüngst vergangen hat Kaiser Carl die Franzosen ganz mörderisch geschlagen und aus Italien hinausgeworfen, — das verzeiht ihm der stolze Franz nimmermehr. — Also liegt es im Interesse der französischen Krone, aus allen Kräften wider Habsburg und Rom seinen Freunden zu helfen."

Beide schwiegen, in Gedanken die politischen Verhältnisse weiter ausspinnend.

Sie nahten der Stelle, wo der Weg von Marien-

traut in die Landstraße mündete. Vor ihnen her ging ein junger Bauer, bald singend, bald pfeifend. Die urwüchsige, kräftige, hübschgekleidete Gestalt erinnerte an Wohlhabenheit und Lebenslust der Bauern vor dem Aufstande. Der Mann hatte keine Aehnlichkeit mit den gedrückten, verarmten, in stumpfer Gebrochenheit dahin lebenden Bauern der Gegenwart. Sein Wams aus grünem Sammet war an Aermeln und Brust geschlitzt und gepufft, gleich den Wämsern der Edelleute. Er trug rothsammetne Kniehosen, an beiden Taschen mit Silberstickereien geziert, und Kniebänder von bunter Seide. Seinen Hut schmückte eine goldene Schnalle, darin eine Reiherfeder stack. Um die Lenden trug er einen wuchtigen Pallasch, mit versilbertem Griff; denn die Bauern des Mittelalters hatten das Recht, Waffen zu tragen, wehrbereit, gleich dem Adel und städtischen Zunftgenossen. Ebenso hatten sie das Recht, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen, an den Volksgerichten, Marken und Centen. Aber diese Rechte und Freiheiten versanken im Aufruhr des Jahres 1525, und je mehr sich der fürstliche Absolutismus entwickelte, desto elender wurden die Bauern.

„Seht doch den frechen Bauernlümmel!“ sagte

Ratzenburg. „Der Kerl trägt ein verbrämtes Wams und gar ein Schwert!"

„Der war nicht dabei vor Pfeddersheim, wo ich Manchen dieser Schöpse abgestochen," erwiederte lachend der Andere [1]).

Ratzenburg verdroß der Anblick des wehrhaften, freien Mannes in solchem Grade, daß er mit schallender Stimme ein bekanntes Spottlied über die Bauern zu singen begann.

„Wann jetzt ein Bauer will edel sein,
So kauft er Brief und Siegel fein."

Der Angesungene, eben im Begriffe, in den Weg nach Marientraut einzulenken, wandte sich um, betrachtete flüchtig die Edelleute und sang aus voller Brust:

„Kleider aus und Kleider an,
Essen, trinken, schlafen gan,
Ist die Arbeit, so die deutschen Herren han."

Der Fürst lachte, Ratzenburg ärgerte sich und sang weiter:

„Was der Edelmann kann erdenken,
Das will der Bauer Alles an sich henken."

---

1) In der Schlacht bei Pfeddersheim (1525) wurde ein Bauernheer von den verbündeten Fürsten aufgerieben.

Schlagfertig sang der Bauer entgegen:

„Der Adel will viel Ehr'n erjagen
An Stechen und Turnieren, hör' ich sagen,
Dazu schöne Frauen und Spiel,
Daselb' kost sie Geld's viel,
Darum versetzen sie Burg und Land,
Das ist dem Adel ein' große Schand."

„Ha, — ha! Der Kerl hat Dich fürwahr unter die Bank gesungen!" rief lachend Ratzenburgs Begleiter.

Beide hielten dem Bauer gegenüber. Ratzenburg betrachtete den ländlichen Sänger und stieß einen Fluch aus.

„Wahrhaftig derselbe Lümmel, der mich gestern auf dem Münsterplatz verhöhnte! Will ihm das Wams ausklopfen."

Er spornte das Pferd hinüber.

„Sag' an, vermaledeite Bestie, wer heißt Dich, Kleider und Waffen tragen, gleich einem Edelmann?"

„Kleider und Waffen trag' ich mit gleichem Recht, wie Ihr und männiglich vom Adel," antwortete Damian.

„So, — auch noch übermüthig, du vierschröteriger Ochs?" schrie der wüthende Hans, seinen Hofdegen

ziehend. „Vertheidige Dich, Schuft! Wer Waffen trägt, muß sie auch führen können.“

„Herr, bleibt mir vom Leibe!“ versetzte Damian. „Was Euer Händchen gegen meine Faust, das ist Eure Stecknadel gegen mein gutes Schwert.“

„Ausgezeichnet!“ rief lachend der Fürst.

Hans schnaubte vor Wuth und schlug mit flacher Klinge dem Bauer über die Schulter. Da entbrannte Zornesgluth auf Damians Gesicht, seine Augen flammten wild und sein wuchtiger Pallasch fuhr aus der Scheide. Ein hitziger Zweikampf begann, wobei Damian des Gegners Hiebe und Stöße mit seltener Geschicklichkeit ablenkte.

„Hans nimm Dich in Acht!“ rief warnend der Zuschauer. „Der Schelm führt eine gute Klinge.“

Da flog plötzlich Ratzenburgs Hofdegen hoch in die Lüfte, beschrieb einen Bogen und blieb in den Zweigen einer junger Eiche hängen. Verlegenheit und Zorn des entwaffneten Herrn waren unbeschreiblich, während sein Begleiter in ein Gelächter ausbrach, das weithin durch den Forst schallte.

„Gnädiger Herr, leiht mir Euer Schwert, — bin beschimpft, — im Blute des Schurken will ich die Schmach abwaschen!“

„Daraus wird nichts, lieber Hans!“ erwiederte immer noch lachend der Fürst. „Mein Schwert möchte den Weg Deines zierlichen Degens finden. Ha, — ha, — eine herrliche Zeit, darin Bäume Degen tragen!“

„Euer Spott fehlt gerade noch, mich rasend zu machen,“ grollte Ratzenburg.

„Was giebt es hie?“ fragte eine helle Stimme, und Philipp von Sickingen trat unter den Tannen hervor. „Dein Schwert blank, — Damian? Was soll dies bedeuten?“

„Will's Euch nach der Wahrheit darthun, edler Jungherr! Jener rothhaarige Ritter, mit der kupfernen Nase, fiel mich unversehens an, schmähte und schlug mich, — und ein freier Mann läßt sich nit schlagen.“

Sickingen nahte den beiden Reitern, die mit einem Male den Vorgang und Alles vergessen zu haben schienen, in sprachloser Ueberraschung den Weg hinabspähend.

Wenige Schritte hinter Sickingen folgten zwei Frauengestalten. Als sie unter dem Dämmer der dunklen Tannen in das helle Licht der Straße hervortraten, malte sich im Mienenspiel des Fürsten grenzenloses Staunen.

„Sie ist es, — Isengard!“ flüsterte Ratzenburg. „Wer hat jemals gleiche Schönheit gesehen? Eine Frauenherrlichkeit, bei deren Anblick das Herz erbebt, die Sinne schwinden, das Auge geblendet wird!“

Während so Beide hinüber starrten, bemerkten sie weder den herangetretenen Sickingen, noch hörten sie dessen Worte.

„Mein Herren,“ rief jetzt Philipp mit kräftiger Stimme, „ich wiederhole zum dritten Male meine Frage: — Was verleitete Euch, einen freien Mann des Hochstiftes zu beleidigen und zu schlagen?“

„Verzeiht, Herr Junker, den widerwärtigen Mißgriff,“ entgegnete Ratzenburg, welcher jetzt den »Barbar und Klotz« von gestern erkannte. „Der Bauer sang Spottlieder auf den Adel, — ließ mich hiedurch zu übereilter Hitze hinreißen, — was mir wahrlich leid!“

„Spottlieder auf den Adel sangst Du?“ wandte sich der Jüngling an den Beschuldigten.

„Zuerst sang er Spottlieder auf die Bauern, — han ihm nur geantwortet.“

„Darauf fiel er Dich mit dem Schwerte an?“

„Ja, edler Jungherr, — und schlug mich! Wie er Euch gestern auf dem Münsterplatz geschmäht, mag ich gar nit sagen.“

„Will's auch nicht erfahren," erwiederte Sickingen, mit einem stolzen Blick auf Ratzenburg.

„Bedarf es noch einer Bitte von meiner Seite, Herr Junker," sprach in freundlicher Herablassung der Fürst, „so möchte ich Eure Hochherzigkeit ersuchen, nicht allzu scharf das Vorgehen meines Begleiters zu beurtheilen."

„So liegt der Handel keineswegs, Herr Ritter! entgegnete Philipp. Mein Vater ist Burgvogt von Marientraut, dazu verpflichtet, die Leute des Hochstiftes zu schirmen. Euer Begleiter zog sonder Nothwehr auf dem gefriedeten Boden des Hochstiftes das Schwert, was verpönt ist, — er mißhandelte einen freien Mann des Hochstiftes, und dies heischt Sühne."

Rasch und gewandt benützte der Fürst diese Wendung.

„In solchem Falle sind wir allerdings verpflichtet," sprach er, „dem Burgvogt den Handel vorzutragen, wo möglich dessen Nachsicht zu erlangen. Erlaubt, daß wir Euch nach Marientraut begleiten."

Ratzenburg begriff augenblicklich die versteckte Absicht des Fürsten und bekannte seine Bereitwilligkeit, Abbitte vor dem Schirmherrn des Bauern zu leisten, sogar Strafe zu zahlen.

„Wie heißt der Burgvogt von Marientraut?“ fragte der Fürst, im Begriffe, vom Pferde zu steigen.

„Conrad von Sickingen!“ antwortete mit viel Selbstbewußtsein der Jüngling.

Bei dem Namen zogen düstere Schatten über des Fürsten Angesicht. Philipp gewahrte die Gemüthsbewegung des Fremden nicht; denn er hatte die leere Scheide Ratzenburgs bemerkt und forschte nach dem Verbleiben der Klinge.

„Beim Kampfe wuchsen ihr Flügel,“ antwortete Hans in heiterer Laune. „Seht doch, Herr Junker, dort oben sitzt sie in den Aesten!“

Sickingen blickte empor, sah Damians schadenfrohes Lächeln und begriff Alles. Auf sein Geheiß schüttelte mit starken Armen der Bauer die junge Eiche. Die Waffe fiel herab.

„Da habt Ihr Euren Degen wieder,“ sagt Damian. „Er mag Euch fürder gemahnen, freie Leute glimpflich zu behandeln.“

„Dank wackerer Geselle!“ erwiederte Hans. „Ich bedauere meinen schnöden Angriff und bekenne offen, daß Du mit Ehren Dein Schwert trägst. Nimm dies für die Schläge,“ — und er reichte ihm einige Silberstücke.

„Behaltet Euer Geld, — han dessen selber genug," antwortete stolz der Bauer. „Euer Abbitten gefällt mir besser, als Euer Geld."

„Fürwahr, ein ganzer Edelmann!" rühmte Hans, im Tone leichten Spottes.

Sie nahten der Stelle, wo die beiden Edelfräulein standen. Letztere hatten inzwischen die Fremden einer scharfen Kritik unterzogen.

„Hie trifft das Sprichwort nicht: — Kleider machen Leute," sagte Isengard. „Prächtig zwar ist ihre Tracht, — bei dem Einen sogar fürstlich. Häßlich ist er auch nicht, — dazu jung und von hoher Gestalt. Dennoch liegt etwas Gemeines, Rohes in seinem Wesen, das abstößt."

„Sieht man den Rothen an, denkt man unwillkürlich an einen Fuchs," erwiederte die Andere.

„Mehr Bachus, als Fuchs," meinte Isengard. „Ich halte ihn für das Urbild des Bachuskopfes, den Meister Erwin malte."

Die Andere hatte Mühe, lautes Auflachen zu vermeiden; denn die Fremden kamen heran und zogen grüßend die Barette.

„Fräulein Isengard Ebelin vor dem Münster, — meine Schwester Agnes!" sagte vorstellend der Junker.

— Damian," wandte er sich an den Bauer, „gehe mit den Rossen voraus."

Ratzenburg erschöpfte sich in Bücklingen, lächelte beständig, schwatzte tolles Zeug und spielte eine sehr komische Figur. Auf den Fürsten brachte Isengards ungewöhnliche Erscheinung noch stärkere Eindrücke hervor, die er jedoch unter gemessenen Formen des Anstandes verbarg; denn er fand seltene Schönheit mit einer Würde gepaart, die ihm zurückhaltende Vorsicht gebot.

„Ich bitte, unser Geleite nach der Burg zu gestatten," sprach er, seine rauhe Stimme mäßigend. „Bin Euch zwar fremd, edles Fräulein, dürft jedoch meiner vollen Gewogenheit, selbst meiner unbegrenzten Hochschätzung versichert sein."

Diese Redeweise ziemte wohl dem sich gnädig herablassenden Fürsten, machte jedoch den Unbekannten lächerlich.

„Eure Gewogenheit, Herr Ritter, wurde nicht vermißt und Eure Hochschätzung nicht verdient," erwiederte Isengard.

Sickingen lächelte, — der Fürst biß sich in die Lippe, — Ratzenburg machte eine Verbeugung.

„Verzeiht meine Unbeholfenheit und schreibt den

Verstoß auf Rechnung einer Macht, die auch den stärksten jungen Mann verwirren und fesseln kann," entgegnete er im Tone schmeichelnder Verbindlichkeit.

Die plumpe Artigkeit heischte verdiente Züchtigung.

„Die Verwirrung ist augenscheinlich, wenn sie durch sinnlose Worte sich offenbart," sprach Isengard. „Seit wann traget Ihr Fesseln, Herr Ritter?"

„Seit ich Euch gesehen."

„Dann meidet meine Nähe."

„Die gemeinten Fesseln entehren und schmerzen nicht, sie beglücken."

„Den Sklaven."

„Euren Sklaven."

„Dann gehorcht dem Gebote Eurer Herrin, die Euch Schweigen auferlegt."

„Ein herrliches Wortturnier!" rühmte Ratzenburg. „Allergnädigstes Fräulein, Ihr habt den Ritter aus dem Sattel gehoben und in den Sand geworfen."

„Dort laßt ihn liegen, bis er zur Besinnung kommt!" scherzte sie.

„Fast grausam seid Ihr, glorreiche Siegerin, einen Schwerverwundeten mit durchbohrtem Herzen liegen zu lassen," schwatzte Hans. „Aber, — was ist das? Doch kein Schneefeld?" unterbrach er sich, nach einer

glänzend weißen Fläche hindeutend, die vor dem Walde ausgebreitet schien.

„Blühende Mandelbäume!“ antwortete Sickingen.

„In der That ein wunderschöner, überraschender Anblick, aus dem Dunkel des Tannenwaldes den Glanz des wonnevollen Frühlings zu schauen!“ sprach der Fürst.

Sie standen am Saume des Forstes, die Blüthenpracht zahlloser Mandelbäume bewundernd. Soweit das Auge die Fluren überschauen konnte, wechselten grüne Saatfelder mit Weingeländen, geziert mit Tausenden blühender Mandelbäume. „Es ist ein gar fruchtbares Land bei Speyer,“ berichtet ein Schriftsteller jener Zeit. „Dann do wächst köstlicher Wein, und über die maß vil mandeln, das auch ganz Teutschland darvon gespeiset wirt[1].“

Die Fremden betrachteten eine Weile die prangenden Fluren. Dann nahten sie der Burg Marientraut, einem stattlichen Bau mit Eckthürmen, umgeben von Wallgraben und hoher Ringmauer. Vor dem Thore stand Conrad von Sickingen, der Burgvogt, ein Mann in vorgerückten Jahren. Damian hatte ihm

---

1) Sebast. Münster, III, 684. Ausg. v. 1561.

bereits das Nahen der Fremden und den Vorgang gemeldet. Jetzt musterte er forschenden Blickes die herankommenden Edelleute. Förmlich und ernst erwiederte er den Gruß der Unbekannten.

„Herr Burgvogt," hob Hans von Ratzenburg an, „ich komme zu Euch als Schuldiger, der sich vergangen wider die Satzungen Eurer Schirmvogtei. Erlaubt, Eurer Gestrengen den Hergang zu erzählen, bin dann gerne bereit, gebührende Strafen zu zahlen, oder Eure Nachsicht zu erbitten."

„Weiß schon Alles," erwiederte Herr Conrad, den Ratzenburgs Kupfernase und Fuchsgesicht insgeheim ergötzten. „Darf ich Euren Namen erfragen?"

„Hans von Ratzenburg, — dermalen im Gefolge meines allergnädigsten Fürsten auf der Reichsversammlung in Speyer."

„Das Geschlecht Derer von Ratzenburg ist angesessen im Taunus."

„Wie Ihr sagt, edler Herr!" antwortete mit einer Verbeugung der Edelmann.

„Demnach gehört Ihr zum Gefolge des Landgrafen Philipp von Hessen:"

Ratzenburg verbeugte sich abermals.

Auf Sickingens Angesicht erschien ein trotziger,

grollender Zug. Der Fürst bemerkte die Gemüthsbewegung des Burgherrn und sein Blick ruhte finster auf ihm.

„Herr von Ratzenburg,“ hub Sickingen nach kurzer Pause an, „obzwar Dienstmann eines Fürsten, an den sich traurige Erinnerungen für mein Geschlecht knüpfen, sei Euch dennoch vergeben, zumal Eure versuchte Gewaltthat genugsam durch den Flug Eures Degens auf den Eichbaum gesühnt wurde. Darum nichts für ungut beiderseits,“ — und er reichte ihm die Hand. „Sodann bitte ich die Herren, Marientrauts Gastfreundschaft nicht zu verschmähen.“

„Habet Dank, edler Herr, für wohlwollende Nachsicht!“ erwiederte Hans. „Gerne sind wir bereit, Eurer Einladung zu folgen.“

Die Gäste schritten durch das Thor.

„Onkel Conrad, ist mein Vater noch nicht zurück?“ fragte Isengard.

„Nein, Kind! Er angelt am Forellenwasser. Gehe, hole ihn zum Vesperbrod!“

Isengard und Agnes eilten von dannen.

Der Vogt geleitete seine Gäste zum Burgsaale, wo auf gedeckter Tafel das Vesperbrod bereit stand, —

Schinken, kalter Braten, frisch gebackenes Waizenbrod und eine gewaltige Kanne mit Wein.

„Darf ich meine liebwerthen Gäste zum Imbiß einladen!“ sagte Herr Conrad.

„Erlaubt, Herr Burgvogt, die Ankunft Eurer übrigen Gäste abzuwarten,“ erwiederte der Fürst, sein Schwert abgürtend, das Philipp dienstbeflissen bei Seite stellte.

„Ein Umstand fiel mir auf, nämlich die Wehrhaftigkeit des Bauern,“ fuhr Ratzenburgs Begleiter fort, indem er sich auf einen Stuhl niederließ. „Wie männiglich bekannt, wurden die Bauern insgesammt entwehrt, dürfen seit dem Aufruhr keine Waffen tragen.“

„Ausgenommen die Bauern meiner Vogtei, weil sie den hellen Haufen nicht zuliefen, an dem Aufruhr nicht den geringsten Theil nahmen. Zur Belohnung solcher Treue wurde ihnen erlaubt, auch fürderhin Waffen zu tragen [1].“

„Eine löbliche Ausnahme, — schier nicht zu glauben! Wie ging das zu? Sind ja die Bauern in jenen Tagen toll und trunken gewesen von Grimm und Aufruhrgeist.“

1) Remling, B. II, S. 261.

„Wie Ihr sagt, edler Herr!“ entgegnete Sickingen. „Wohin die Brandzettel und Sendlinge des ausgesprungenen Augustiners Luther kamen, ging der Tanz los. Ich aber hütete beflissen mein Gebiet, ließ weder Aufruhrprediger, noch Brandzettel herein, — redete auch in Gutem den Bauern zu Gemüth.“

„Seid also des Glaubens, Luther habe den Aufruhr angeblasen?“

„Daran ist kein Zweifel,“ antwortete Herr Conrad. „Mit Augen und Ohren hab ich zu wiederholten Malen davon mich überzeugt. Das neue Evangelium hatte ihnen die Köpfe verrückt. Als der Aufstand im Bruhrein anhub, schickte mich unser gnädiger Fürst hinüber, den Bauern einzureden. Bei Malsch waren ihrer etwa sechshundert zusammengelaufen. Sie hatten gerade die Weinkeller des Hochstiftes erbrochen, tranken auf den Sieg der neuen Freiheit und waren schier gar toll von Wein und Freiheit. Meine Vorstellungen verlachten sie und schrieen durcheinander: »Das reine Wort Gottes hat uns frei gemacht, — keine Zinsen und Zehnten mehr, — gleiche Brüder, gleiche Kappen, — aus den Sätteln mit den großen Hansen, — schlagt sie alle todt, wie geschrieben steht im neuen Evangelium!« — Ein

Kerl stellte sich vor mich und sagte: »Guck, Bruder, Dein Gut ist mein Gut, mein Gut Dein Gut, dieweilen wir insgesammt gleiche Brüder sind in Christo. Guck, da steht's geschrieben im lauteren Evangelium!« Dabei hielt er mir einen Brandzettel vor die Augen, den ich in die Tasche schob. — Zwei Tage später war der Haufen zu Tausenden angewachsen. Jetzt legten sie Alles umher wüste in Gotteshäusern und Schlössern, wo sie konnten ankommen, — wirthschafteten ganz unmenschlich mit Sengen, Brennen, Rauben, — — Alles auf Anstiften des nichtsnutzigen Sachsenmönches und seiner Gesellen."

„Die Schelme deuteten Luthers Evangelium falsch," sagte Hans von Ratzenburg.

„Doch nicht, Herr!" entgegnete Sickingen. „Dermaßen verständlich und klar sind Luthers Worte, daß kein Mißverstehen möglich."

„Ihr täuschet Euch!" sprach der Fürst. „Niemals hat Luther die Bauernschaft zu Raub, Mord, Verwüstung und Aufruhr gemahnt."

„Philipp," gebot Sickingen seinem Sohne, „gehe hinüber, hole die Brandzettel!"

„Sind auch die Zettel von Luther?" wandte Ratzenburg ein.

„Daran zweifelt nicht! Sie tragen seine Unterschrift, — befraget ihn selber darum, wird's nicht abläugnen.“

Philipp kehrte mit einigen Flugblättern zurück.

„Da ist Luthers Vermahnung an die Bauernschaft, die er geschrieben und drucken ließ, da schon der Aufruhr losgebrochen. Mit dieser Vermahnung wollte er das Feuer dämpfen, — nun höret, wie er's thut!“

Sickingen las: »Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solches Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutigen Tages verstockt, nicht aufhöret zu toben und zu wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wisset, daß es recht ist, und auch nicht widerlegen könnet. Das Schwert ist euch auf dem Halse, noch meinet ihr, ihr sitzet so fest im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ich hab's euch zuvor vielmal verkündigt, ihr sollt euch hüten vor dem Spruch: Effundit contemptum super principes, er schüttet Verachtung auf die Fürsten. Ihr ringet dar-

nach und wollet auf den Kopf geschlagen sein, da hilft kein Warnen und Vermahnen für. Wohlan, weil ihr dann Ursach seid solches Gottes Zornes, wird's ohne Zweifel auch über euch ausgehen. Die Zeichen am Himmel und Wunder auf Erden gelten euch, liebe Herren! Kein Gut's deuten sie euch, kein Gut's wird euch auch geschehen. Denn das sollt ihr wissen, liebe Herren, Gott schafft's also, daß man nicht kann, noch will, noch soll eure Wütherei die Länge dulden. Ihr müsset anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müsset ihr's thun durch gewaltsame und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andere thun. Und ob ihr sie alle schlaget, so sind sie doch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken. Denn er will euch schlagen und wird euch schlagen. Es sind nicht Bauern, liebe Herren, die sich wider euch setzen. Gott selber setzt sich wider euch, heimzusuchen eure Wütherei. Ihr Herren habt wider euch die Schrift und Geschichte, wie Tyrannen sind gestraft, daß auch die heidnischen Poeten schreiben, wie die Tyrannen selten am trockenen Tod starben, sondern gemeiniglich erwürgt worden sind, und im Blut umkamen. Weil dann gewiß ist, daß ihr

tyrannisch und wütiglich regiert, das Evangelium verbietet, und den armen Mann schindet und drückt, so habt ihr keinen Trost noch Hoffnung, denn daß ihr umkommet, wie eures gleichen sind umkommen[1])«. — — „Ich meine, das ist klar und deutlich gesprochen," schloß der Burgvogt. „Fürsten und Bischöfe sind Tyrannen, die man todt schlagen muß, — die Bauern aber sind Werkzeuge in Gottes Hand."

„Eines überseht Ihr!" wandte der fürstliche Gast ein. „Luther befürwortet nur die Vertilgung jener, die sein Evangelium befehden und Gottes lautere Wort verachten."

„Gleichviel!" erwiederte Sickingen. „Der abtrünnige Mönch ist Anstifter eines mörderischen Aufruhrs, der unbeschreibliche Verwüstung und Verbrechen erzeugte, dazu die vormals freie, wohlhabende Bauernschaft schmählich herunter brachte und elend machte. Was mich ganz besonders empört, das ist Luthers Doppelzüngigkeit und Falschheit. Zuerst schürte er den Aufruhr. Als jedoch die Sache schief ging, die Bauern allenthalben von den Fürsten niedergeworfen wurden, — da sang der falsche Mann ein ganz anderes Lied. Weil man ihm vorhielt, er habe den

1) Luthers Schriften, Walch'sche Ausg. B. XVI, S. 58. f.

Brand im Reiche angeblasen, und weil er fürchtete, es möchten Fürsten und Stände den Aufruhrstifter beim Kragen nehmen, — da schrieb er diesen Brandzettel, mit dem Titel: »Wider die räuberischen und mörderischen Bauern.« — Höret doch, wie er jetzt mit den Bauern umspringt, die er vormals seine lieben Freunde und Brüder nannte!"

Der Burgvogt las:

»Ehe denn ich mich umsehe, greifen die Bauern mit der Faust drein, rauben und toben und thun, gleich den rasenden Hunden. Darum haben sie Leib und Seel verwirkt, als treulose, meineidige, lügenhafte Buben und Bösewichte. Daher soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres teuflischeres sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganz Land mit dir. Welcher Bauer erschlagen wird, der ist mit Leib und Seele verloren und ewig des Teufels, — wer auf der Oberkeit Seite erschlagen wird, der ist ein rechter Martyrer vor Gott. Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, baß, denn andere

mit Beten. Darum liebe Herren, löset hie, rettet hie, helfet hie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge hie, wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir, seliglicheren Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls, und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Hölle und Teufelsbanden.« — — „Ist das nicht eine Falschheit und Treulosigkeit sonder gleichen?“ rief der empörte Sickingen. „Früher hatte Luther die Bauern wider die Fürsten gehetzt und den Fürsten verkündet, daß sie, als Tyrannen, keines trockenen Todes sterben würden, — anjetzo aber fordert er die Fürsten auf, die Bauern gleich tollen Hunden todt zu schlagen. Ja, — ja, — was Luther nunmehr die Bauern schilt, das ist er selbst, — nämlich ein treuloser, meineidiger, lügenhafter Bube und teuflischer Bösewicht!“

„Der Reformator hat sich eben herausgebissen, so gut es ging,“ versetzte lachend Herr Hans von Ratzenburg. „Wer ihn gegen die räuberischen, mörderischen Bauern gar so grimmig toben und rasen hört, kann nicht glauben, daß er jemals ein Freund und Aufwiegler der Bauern gewesen.“

„Leget Luthers unverkennbare Verdienste auf die

andere Wagschale, Herr Burgvogt!" sprach der Fürst. „Hat sein gewaltiges Wort auch die Bauern in schlimme Händel verwickelt, so hat es doch der gesammten deutschen Nation die Freiheit errungen. Thürme und Mauern der römischen Zwingburg sind geborsten, die nimmersatten Raben, so darin gehauset, verlassen ihre Löcher, ahnen Sturmwetter und flattern ängstlich krächzend umher. Das ist Luthers Verdienst."

Hätte Sickingen in diesem Augenblick seinen Sohn beobachtet, so würden ihn dessen begeistert aufflammende Augen und erglühendes Gesicht überrascht haben.

„Darin bin ich anderer Meinung!" entgegnete Herr Conrad. „Unrath liegt zwar mancherlei in der Pfaffheit, — der nichtsnutzigste aller verdorbenen Pfaffen ist aber, meines Bedünkens, der ausgesprungene Augustinermönch Martin Luther. Läßt man nicht ab, eines solchen Menschen böse Lehren zu befolgen, dann werden die letzten Dingen ärger, als die ersten gewesen."

Es entstand eine schwüle Pause.

Vom Burghofe klang lebhaftes Geplauder in die Stille herauf. Das sinnende Mienenspiel des Fürsten belebte sich, und sein Blick ruhte in freudig erregter

Spannung auf der Thüre. Diese ging auf, und der stolze Patrizier Eberhard Ebelin vor dem Münster betrat mit seinen beiden Begleiterinen den Saal.

Ebelin war ein hochgewachsener Mann, wohlgenährt, bartlos, mit vollen rothen Wangen und selbstbewußt blickenden Augen, die gerne auf Andere von oben herabsahen, wobei der Kopf jedesmal nach dem Nacken zurückfuhr. Insonderheit konnte man sein hoffärtig Wesen in der überschwänglichen Kleiderpracht finden. Sein Obergewand war aus den theuersten Stoffen, mit den seltensten und kostbarsten Pelzen verbrämt. Sein Unterkleid von blauem Sammt hatte ein Bruststück von goldenem Laubwerk, das am Halse mit einem breiten, mit Perlen gezierten Besatz schloß. Um diesen Besatz lagen zwei dicke goldene Reife, an denen güldene Schlüßlein und Ringe mit blitzenden Diamanten hingen. Auf dem Kopfe trug er eine Haarhaube, von Goldfäden geflochten, und darüber ein Sammetbarett mit goldenen Agraffen.

Die Mädchen hatten ihm augenscheinlich das Begegnen mit den Fremden und deren Abenteuer mit Damian erzählt; denn es lag ein schalkhafter Zug in seinen Mienen, als er den Saal betrat und sein Blick die Fremden suchte. Kaum gewahrte er nun Katzen-

burgs Begleiter, so stand er festgewurzelt in namenloser Ueberraschung. Das Haupt entblößend, das Barett in der Rechten, die Haarhaube in der Linken, trat er unter steten Bücklingen näher, fast unterwürfig und demüthig. Herr Conrad beobachtete höchst befremdet das seltsame Benehmen seines Freundes, dessen stolzen Sinn er kannte, gänzlich unvereinbar mit seinem gegenwärtigen Verhalten.

Der Fremde hatte sich erhoben, um Isengard an den Ehrenplatz des Tisches zu geleiten, ohne die Bücklinge ihres Vaters zu bemerken. Bei einer Wendung stand nun der Patrizier vor ihm, sich tief verbeugend.

„Allergnädigster Herr Landgraf, Durchlauchtigster Fürst, Euch hie zu begegnen, ist mir die angenehmste und ehrenvollste Ueberraschung!"

Bei Ebelins Begrüßungsworten, welche den vermeinten Edelmann als mächtigen Reichsfürsten entpuppten, wich Sickingens ungezwungenes Benehmen ernster Zurückhaltung. Der erbliche Familientrotz seines Geschlechtes erschien greifbar in seinen Zügen, die zugleich verriethen, daß ihm der fürstliche Gast nicht angenehm. Daher entsprach es seinem Wunsche, den Landgrafen fast ausschließlich mit Ebelin sich unterhalten zu sehen.

Der Fürst hatte einen Ton angeschlagen, wie er sonst unter Standesgenossen üblich, und diese Herablassung entzückte über alle Maßen den eitlen Patrizier. Philipp von Hessen ging noch weiter, er schmeichelte dem Stolze Ebelins, wohl in der Absicht, dessen unbegrenzte Hingebung und Gunst zu erlangen.

„Seit dem letzten Reichstage vor drei Jahren sahen wir uns nicht mehr," sprach der Landgraf. „Heute noch danke ich dem Zufalle, Euch damals in der Herberge des Herzogs Ernst kennen gelernt zu haben. Mich freut immer die nahe Berührung mit alten, verdienstvollen und berühmten Geschlechtern, weil sie gewöhnlich die Träger und Förderer des Geistes ihrer Zeit sind. So ist auch, wie ein gelehrter Magister mir berichtete, die Geschichte des uralten Geschlechtes der Ebelin vor dem Münster innig verknüpft und verwachsen mit der Geschichte der freien Reichsstadt Speyer."

„Fürstlicher Gnaden hat man wohl berichtet, gemäß der Wahrheit," versetzte Eberhard, fast schwindelnd von Hochgefühl, den Glanz seines Geschlechtes aus reichsfürstlichem Munde anerkannt zu sehen. „Meine Ahnen sind allzeit dabei gewesen, so es galt, für Kaiser und Reich mannhaft einzustehen. Darum

unterließen die Majestäten des heiligen Reiches niemals, die Ebelin vor dem Münster mit ihren Besuchen zu ehren, so oft sie in längst vergangenen Jahrhunderten nach Speyer kamen, — wasmaßen unsere Familienchronik des Weiteren vermeldet."

Die hervorgehobene Treue für Kaiser und Reich schien dem Landgrafen nicht zu gefallen.

„Ueberaus rühmlich!" sprach er. „Wenn nicht blos die höchste Würde, sondern auch Denken, Wollen und Streben die Kaiser an die Spitze der deutschen Nation stellt, dann geziemt es jedem guten Deutschen, der Majestät zu huldigen. Fände sich jedoch der Kaiser im Gegensatze zur Nation, so müßte jeder ächte deutsche Mann solches beklagen."

„Ganz richtig, fürstliche Gnaden, — ich verstehe, — ganz richtig!" bestätigte Ebelin, der jedoch den vollen Sinn der landgräflichen Worte nicht verstand. „Auch mir gefällt das Einstehen des Kaisers für deutsche Freiheit weit besser, als Nachsicht mit römischer Zwingherrschaft."

„Daran erkennt man den deutschen Edelmann, den würdigen Nachkommen eines alten, freien Geschlechtes," rühmte der Hesse. „Ich fühle mich glücklich, an Euch einen Gesinnungsgenossen zu finden."

Ueber Ratzenburgs Fuchsgesicht glitt es wie Triumph; denn Herr Hans merkte sogleich, wohin des Fürsten geheime Absichten zielten. Er hob den halbgeleerten Humpen an die Lippen und murmelte lächelnd hinein: „Er macht es ausgezeichnet! Den Alten hat er schon im Garn.“

„Römischer Hoffart sind die Ebelin niemals hold gewesen,“ sagte Eberhard. „Jeweils in vergangenen Zeiten mit der Pfaffheit Händel anhuben, standen meine Ahnen immer zum Kaiser.“

„Doch niemals wider Kaiser und Reich, ergänzte Sickingen. Die Bewegung von heute geht nicht wider römische Anmaßungen, sondern wider die ganze Reichsordnung. Dem alten deutschen Wesen gilt der Angriff, nicht vermeinter römischer Zwingherrschaft.“

„Darin irret Ihr, Vater!“ sagte Philipp, dessen jugendlichen Muth der genossene Wein entzündete. „Gleich Tyrannen haben die Päpste an den Deutschen gehandelt, — wir aber wollen fürder nicht Roms Knechte, sondern freie Leute sein.“

Höchlich verwundert und betroffen, vernahm Herr Conrad die Worte. Mit einer Mischung von Zorn und Schrecken betrachtete er seinen Sohn.

„Was verstehst Du von solchen Dingen?“

„Sehr viel, Vater!“ entgegnete aufrichtig der Jüngling. „Gestern hörte ich den Prediger des Kurfürsten von Sachsen — der hat mir ein Licht angezündet.“

Der Burgvogt schwieg ungehalten; der Patrizier lachte.

„Siehst Du, Conrad, wie mannhaft unser Philipp einsteht für deutsche Freiheit!“ scherzte er. „Kämpft er, mit Luther zu reden, wider den römischen Drachen, so kann er niemals die blaue Kutte des Hochstiftes tragen.“

Der Vater begriff den in Scherz gehüllten bedeutsamen Wink und sah bekümmert nieder.

„Auch das Mühen des Gottesstreiters Luther und seiner Gesellen ist vergeblich, so ihnen nicht die stärkste Macht auf Erden helfend beispringt,“ sprach der Fürst, mit einem überaus gnädigen Blicke auf Ebelins Tochter. „Beim scharfen Rennen heute unterlag ich vollständig. Dennoch schmerzte die Niederlage nicht, weil der Anblick meiner Bezwingerin Trost und Heilung aller Uebel bietet.“

Isengard nahm den Fehdehandschuh nicht auf. Sie blieb ernst und zurückhaltend.

„Ich habe Euch doch nicht unbewußt gekränkt, edles Fräulein?“ forschte besorgt Philipp von Hessen.

„Nein, gnädigster Fürst!“ antwortete sie kurz.

„Ah, — nun merke ich, was Eure Huld mir entzog: — Das hat der Landgraf gethan! Euch zu gefallen, wollte ich ein schlichter Edelmann sein immerdar. Fast bin ich Euch gram, Herr Eberhard, den Reichsfürsten verrathen zu haben.“

„Sei nicht wunderlich!“ gebot in strengem Tone Ebelin der Tochter.

„Irrungen bringen Schaden,“ erwiederte sie. „Darum ist es immer gut, zu wissen, wer und was die Leute sind.“

„Vortrefflich gesagt!“ rühmte Sickingen mit eigenthümlicher Betonung.

Isengards doppelsinnige Rede verscheuchte die heitere Stimmung des Landgrafen. Zum Abschiede sich erhebend, sprach er einige huldvolle Worte zu Isengard, grüßte Agnes und verließ, von Ebelin und Sickingen geleitet, den Saal. Schweigend stiegen sie die Wendeltreppe hinab, der Fürst mit hastigen Schritten. Im Burghofe wandte er sich an Sickingen.

„Unseren Dank für die gastliche Bewirthung,“ sprach er, dem ernsten Manne die Hand reichend,

deren Druck Herr Conrad nicht erwiederte. „Wann kehrt Ihr nach Speyer zurück, Herr Eberhard?“

„Heute Abend, fürstliche Gnaden, — das heißt, ich allein. Isengard wird einige Tage hier bleiben.“

„Allerdings ein beneidenswerther Aufenthalt zur Frühlingszeit, — auch ein anziehender Spazierritt von Speyer hieher,“ fügte er mit einem fragenden Blicke auf Sickingen hinzu.

Der Burgvogt schwieg.

„So ein Ausflug nach dem hübschen Marientraut wirkt gleich einem Labsal auf anstrengende Sitzungen des Reichstages,“ versicherte der Landgraf.

Sickingen schwieg beharrlich.

„Ich werde nicht versäumen, Herr Eberhard, Euch morgen im Palaste vor dem Münster zu begrüßen.“

„Höchst ehrend für mein Haus, fürstliche Gnaden!“ erwiederte Ebelin mit tiefer Verbeugung.

Der Landgraf schwang sich in den Sattel, zog grüßend das Barett und ritt mit Ratzenburg von dannen.

Die beiden Freunde kehrten nach dem Saale zurück.

„Warum bist Du ihm fast gröblich unhold, lieber Conrad? Hast doch gemerkt aus seiner Rede, wie gern er von Dir eingeladen sein möchte.“

„Den Landgrafen von Hessen einladen, — ich?" erwiederte Sickingen mit gefurchter Stirne. „Den Todfeind meines unglücklichen Bruders Franz zu Gast bitten? Nimmermehr!"

„Man soll nicht alte Geschichten grollend nachtragen, — man soll verzeihen, Conrad!"

„Verziehen mag dem Landgrafen sein, weil dies nach Gottes Willen, — mein Haus aber meide er."

Im Saale trat er seinem Sohne gegenüber.

„Was sind das für Reden gewesen, Philipp? Ein Lobredner Luthers bist Du? Hast den Prediger des Kurfürsten von Sachsen gehört?"

„Ja, Vater! Wollt' erfahren, ob wirklich, nach der Leute Rühmen, der Prediger so klar und gewaltig die Wahrheit sage."

„Hat er dies gethan?"

„Ja, Vater, so mächtig und handgreiflich hat er des Papstes Tyrannei aufgedeckt und gezeigt, wie kläglich die deutsche Nation durch römische Tücke und Hinterlist ihre Freiheit verlor, daß mich darob ein gar heftiger Zorn erfaßte. Mein Leben lang will ich den Päpsten nimmer hold werden!

„So, — ei! Wie magst Du von Ketzern und

abgefallenen Pfaffen Dich verhetzen lassen gegen die Kirche?"

„Das nicht!" erwiederte Philipp. „Wahrheit sagen ist kein Verhetzen, — der Prediger hat aber die Wahrheit gesagt und selbe aus dem Herrschen und Schatzen der Päpste im Reiche bewiesen. Niemals will ich der Römer höriger Knecht sein."

„Und auch kein Cleriker werden?"

„Nein!" antwortete trotzig der Jüngling.

Der Vater betrachtete eine Weile schweigend seinen Sohn. Er sah den herben Zug um den festgeschlossenen Mund, gedachte des starren Eigenwillens der Sickingen, durch Widersprüche und Strenge nicht zu beugen, und wandte sich ab ohne weitere Bemerkung.

Der Landgraf.

Landgraf Philipp von Hessen war bekanntlich der eifrigste Förderer des Neuglaubens. Wo es Klugheit gebot, führte er beständig das „reine, lautere Wort Gottes“ im Munde. Auch hatte er für den Segen des freien Evangeliums ein praktisches Verständniß. Bereits im Jahre 1524 traf er in möglichster Stille Vorbereitungen zur Aufhebung der Klöster, indem er alle fahrende Habe und Besitzungen derselben aufnehmen ließ, unter dem Vorgeben, das Vermögen der frommen Häuser fest zu stellen. Die Reformatoren kannte er persönlich, hatte mit ihnen Zusammenkünfte, verlangte ihre Rathschläge und zeigte für Ausbreitung des lauteren Wortes einen Eifer, der Luthers höchste Lobsprüche verdiente. Allen deutschen Fürsten in der Säuberung seines Landes vom „Gestank des Papstthums“ vorangehend, hob er im Jahre 1526 die

Klöster in Hessen auf und zog deren Vermögen ein. In dieser Säuberung fuhr er unermüdlich fort, so lange noch irgendwo eine in Gold und Perlen gefaßte Reliquie des Landgrafen empfindlichen Geruchsinn verletzte. Sogar die Gruft seiner Ahnmutter, der heiligen Elisabeth, ließ er in der Kirche von Marburg öffnen, weil ihm berichtet worden, daß sich viele Kleinodien im Sarge der Heiligen befänden. Von Werkleuten umgeben, drang er in die St. Elisabethenkirche, nicht achtend des Flehens und Protestirens des anwesenden Landcomthurs. Als sich der bloßgelegte Metallsarg für des Landgrafen drängende Habgier nicht rasch genug öffnen ließ, ergriff Philipp eine Axt und schlug dessen Boden ein. Dann streifte er die Aermel seines Gewandes zurück, fuhr durch das Loch und zerrte die Gebeine seiner Ahnfrau heraus.

„Das ist St. Elisabethens Heiligthum, — mein Gebeins und Knochen!“ sprach er, einen Fuß der Heiligen emporhaltend.

Abermals fuhr er hinein.

„Komm her, Muhme Elz!“ höhnte er. „Das ist meine Elter Mutter!“

Wieder reichte er bleiches Gebein einem Knechte, der es in einen Futtersack schob.

Zum dritten Male fuhr des Landgrafen Arm durch das Loch und jetzt fand seine tastende Hand Metallkörper.

„Herr Land-Comthur," rief er mit habgierig funkelnden Augen, „es ist schwer! Wollte wünschen, daß es lauter Kronen wären, — es mögen die alten ungarischen Gulden sein [1])."

Diese charakteristische Säuberung der St. Elisabethenkirche vom „Gestank des Papstthums" öffnet zugleich einen Blick in die seltene Geistesroheit Philipps von Hessen. Auch in der Brust des wildesten Barbaren sträubt sich das menschliche Gefühl gegen die Schändung des Grabes der eigenen Ahnmutter, — dem Landgrafen war dieses Gefühl fremd. Unmenschlichkeit bildete vielmehr einen hervortretenden Zug seines Charakters. Im Jahre 1525 ließ er einige hundert gefangene Bauern in Thürme werfen und daselbst verhungern, nachdem er eigenhändig deren lutherische Prediger mit einer Keule todt geschlagen [2]).

Selbstverständlich hatte ein solcher Mensch für die religiöse Wahrheit nicht das mindeste Interesse. Aber das „lautere Wort" Luthers gebot die Zerstörung

1) Histor. polit. Blätter, B. XIV, S. 480 f.
2) Ibid. B. VII, S. 371 f.

der Klöster, und die Habsucht des Landgrafen gelüstete nach den Klostergütern, — daher sein Eifer für die Neulehre. Außerdem gefiel ihm Luthers Verdammung aller guten Werke und schmeichelte seinen wüsten Leidenschaften; denn er war der ausschweifendste Fürst seiner Zeit. Schamlos gestand er offen, nicht drei Wochen lang seiner Gemahlin die eheliche Treue gehalten zu haben[1]).

Diese Nachtseiten seines Wesens wußte Philipp von Hessen geschickt zu verbergen; denn er war ungemein schlau, vorsichtig und ein Muster in der Verstellung. Trotzdem bestand er nicht vor dem prüfenden Blicke Isengards, welche den gleißnerischen Wüstling im Mantel edler Ritterlichkeit durchschaute. So stark übrigens der Widerwille sein mochte, den ihr der Fürst einflößte, erreichte er doch lange nicht das Maß der Zuneigung Philipps für Isengard, deren seltene Schönheit den leidenschaftlichen jungen Mann fesselte.

Schweigend und grübelnd ritt er eine Weile an der Seite Ratzenburgs, der in den Mienen des Fürsten sehr heftige Gemühtsbewegungen fand, die sich bald zu einem festen Entschlusse entwickelten.

---

1) Janssen, Gesch. d. deutsch. Volkes B. III, S. 55.

„Ja, — es muß sein, — es muß, sintemal es anders nicht geht!“ unterbrach er endlich das Schweigen.

„Was muß sein, gnädiger Herr?“

„Du fragst und hast Isengard gesehen?“

„Das heißt, ich habe das vollkommenste Meisterwerk der Schöpfung gesehen.“

„Du übertreibst nicht,“ erwiederte Philipp. „Die Sprache ist zu arm, Isengards vollendete Schönheit zu schildern.“

„Die Bewunderung solcher Reize mag Euch entschädigen, mein Fürst, für die Langweiligkeit der Reichstagsverhandlungen,“ sprach Hans mit thierischem Grinsen.

„Die Bewunderung, — weiter nichts?“

„Das Weitere überlaßt der vielerprobten Kunst Eures Liebesboten,“ ergänzte der Helfer und Genosse bei den landgräflichen Ausschweifungen.

„Du bist ein Thor, — dazu ein schlechter Menschenkenner, Hans von Katzenburg! Deinem blöden Auge entging, wie Isengards glänzende Körperhülle nur das matte Bild innerer Seelengröße darstellt. Dermaßen hoch steht sie auf den lichten Zinnen edler Weiblichkeit, so fest umgürtet von der Schutzwehr

züchtigen Frauenstolzes, daß sie kein Pfeil, vom Bogen Amors abgeschnellt, erreichen kann."

„Hm, — gar wundersam, hoher Herr! Meinte nicht, daß es Frauen solcher Gestalt und Wesenheit geben könne. Will's auch nicht eher für wahr halten, bis ich mit Augen sehe, wie dem stattlichen Landgrafen die feste Burg, mit den lichten Zinnen edler Weiblichkeit, verschlossen bleibt. Schickt doch Euren gewandten Boten, für Euch Einlaß zu begehren. Will meinen Dolch verschlucken, so nicht beim ersten Anlauf die starke Burg öffnet und die lichten Zinnen Euch vor die Füße fallen!"

„Schweige, Dummkopf! Isengard zu begreifen, will ich Dir eine alte Geschichte erzählen. — — Kaiser Friedrich Rothbart kam dereinst in eine Stadt am Rhein, — vielleicht war's Speyer, — weiß nicht mehr. Am Thor empfing und begrüßte ihn die Bürgerschaft. Dort stand auch ein stolzer Patrizier, ihm zur Seite dessen Tochter, — vielleicht ein Ebelin vor dem Münster und eine Isengard. Der Maid jungfräuliche Anmuth und große Schönheit gefielen dem Rothbart gar wohl. Darum bat er den Vater, dessen Tochter küssen zu dürfen. Der Patrizier gewährte Friedrichs Ersuchen. Die stolze Maid aber wies den

Kaiser zurück und sprach: »Mich soll kein Mann küssen, er sei denn mein Gemahl!« — — Siehst Du, das ist Isengard! — Weil es nur diesen einzigen Weg giebt zu ihrem Besitz, darum will ich sie heirathen."

Ratzenburg staunte.

„Wie männiglich bekannt, ist Eure Gnaden seit Jahren verheirathet mit Christina, des Herzogs Georg von Sachsen Tochter."

„Verschlägt nichts! Nach den Freiheiten des lauteren Evangeliums zu leben, mag jedem guten Christen wohl anstehen. Vor drei Jahren schon wollte ich ein zweites Weib zum ersten nehmen, — forderte damals ein Gutachten Luthers und Melanchthons. Beide versicherten, mein Vorhaben sei nicht der Bibel zuwider. Melanchthon weilt gegenwärtig in Speyer, — er mag bei Ebelin mein Werben unterstützen."

„Hm, — ich meine, — verzeiht, gnädiger Herr, meines Dafürhaltens wird sothaner Handel im Reiche gar viel Geschreis und Lärms machen."

„Wollt' ich Geschrei und Lärm scheuen, durfte ich Manches nicht anheben und durchsetzen. Weit mehr Geschrei wirkten Luthers evangelische Freiheiten und Sturmlaufen wider hergebrachtes päpstisches Wesen.

Luther hingegen spottet des Rumors, überschreit sie alle und sagt: »Man muß den Papisten mit Kolben lausen.« — Soll ein schwacher Mönch den Landgrafen von Hessen an Muth übertreffen? Was nützen die köstlichen Freiheiten des lauteren Gotteswortes, so wir davon keinen Gebrauch machen? Baß will ich ein zweites Weib nehmen, — dem Papste zu Trutz."

Sie ritten durch das Thor des Palastes Berstein, schwangen sich aus den Sätteln und stiegen zum zweiten Stockwerk empor. Dort empfing sie ein gewaltiges Geschrei heftig zankender Männer. Beide blieben lauschend im Gange stehen.

„Die Reformatoren liegen sich wieder in den Haaren," sagte Ratzenburg. „Hört doch, wie kräftige Brocken sie einander an die Köpfe werfen! — Aha, — sie balgen sich wieder um das Abendmahl! Der eben schreit, ist Zwinglis Streitgenosse, der Schwabe Oekolampadius, — mit den Gesandten von Zürich und St. Gallen kam er hieher. — — Ha, — ha, — hört doch, — wie grimmig er die Bibel deutet!"

„Hoc est corpus meum will verdolmetscht sein: Dies bedeutet meinen Leib, — nicht „ischt" mein

Leib, wie Luther fälschlich meint," eiferte der Schwabe.

„Das Wort Ihr sollet lassen stahn!" unterbrach ihn stürmisch ein empörter Mann. „Was gebet ihr Reformirte mit eurem »bedeutet« den Leuten zu essen? Eitel Brod und Wein."

„Das ist unser Schnepf, — nun wird's lustig!" ergötzte sich Ratzenburg. „Ah, — der näselnde Carlstadt, — Luthers »Erzteufel und gehörnter Esel« springt dazwischen!"

„Durch das innere Zeugniß meines Geistes gedrängt," sprach bedächtig Doctor Carlstadt, „mich berufend auf der Bibel klares Wort, beharre ich felsenfest am Bekenntniß: — Nicht Christi Fleisch und Blut wird geboten im Abendmahl, sondern lediglich Brod und Wein, zur Gedächtnißfeier an Christi Kreuzestod. Obzwar Lutherus die abgöttische Papistenlehre der Wesensverwandlung von Brod und Wein verdammt, behauptet er dennoch die wirkliche Gegenwart Christi in Gestalt von Brod und Wein, dieweilen, wie er sagt, die Menschheit Christi allgegenwärtig sei, sohin auch in Brod und Wein. — Wäre dies richtig, wozu noch ein Abendmahl? Könnten wir Christum nicht in allen Dingen genießen?"

„Darauf soll Euch Doctor Martinus selber antworten!“ rief der streitbare Schnepf, und man hörte bis heraus in den Gang die fliegenden Blätter des Buches rauschen. „Hier ist die Stelle! Jetzo merket, wie Doktor Martinus Lutherus Euer Gewäsch abfertigt!“

Schnepf las mit kräftiger Betonung: »Auf diese Rede werden Schwärmer, die mich fangen wollen, fürgeben: Ist Christus überall, so will ich ihn fressen und saufen in allen Weinhäusern und Schüsseln. Hörst du Sau, Hund oder Schwärmer, wer du unvernünftiger Esel bist, — wenn gleich Christi Leib überall ist, so wirst du ihn darumb sobald nicht fressen oder greifen; denn er steht nicht da, wie ein Bube, ans Halseisen geschmiedet. Er kann sich ausschälen, daß du die Schale kriegst und nicht den Kern« [1]).

„Das ischt noch ärger, als der Papisten gräuliche Abgötterei!“ rief Oekolampadius.

„Außerdem ist Luther ein sinnloser, gewaltthätiger Mann, der mit grobem Geschrei, mit Toben und Wüthen, friedfertige Leute anstürmt,“ klagte der Reformator Carlstadt.

1) Luthers Schriften, Wit. d. A. Th. 2, f. 137.

„So, — und was seid denn Ihr?“ rief Schnepf. „Ein schleichender Fuchs, — ein Wolf im Schafspelz, — ein kriechendes Giftthier, — eine geringelte Schlange, und mit Recht nennt Euch Doctor Martinus einen gehörnten Esel.“

Ratzenburg lachte hell auf, dem gleichfalls lachenden Fürsten nach dessen Zimmer folgend.

„Wer noch Glauben hätte an die Bibel, er würde ihm ausgetrieben durch die erleuchteten Reformatoren,“ höhnte der Landgraf. „Gehe hinüber und siehe, ob Melanchthon unter ihnen, — schicke ihn sogleich zu mir. Wo nicht, eile nach seiner Herberge und bringe ihn her. Jedoch,“ — und er hob drohend den Finger, „kein Wort zu ihm von meinem Vorhaben!“

„Nach Eurem Befehl, gnädigster Herr!“ entgegnete Hans und verschwand.

Der Fürst schritt beständig im Zimmer hin und her, Einleitung und Durchführung seines Heirathsplanes überlegend.

Das Gemach war sehr geräumig, prachtvoll eingerichtet und zugleich des Landgrafen Schlafzimmer; denn es hatten die vornehmsten Herren seines Gefolges sämmtliche Gelasse des Palastes eingenommen

und die gastfreie Familie Berstein auf die nothwendigsten Räume beschränkt. Wie der große Arbeitstisch, mit vielen Schubfächern, und das hochragende Gestell, mit dickleibigen Folianten verriethen, bewohnte der Fürst das Studierzimmer des Gelehrten. Gabriel war nach dem engen Nebenraum gezogen, fast nur ein Alkoven mit einem Fenster, durch einen thürlosen Eingang mit dem Zimmer verbunden. Die Oeffnung zu verbergen, war ein kunstvoll geschnitzter Kleiderschrank vor den Eingang gerückt.

Der Landgraf hatte sich in den gepolsterten, mit reichem Schnitzwerk gezierten Armstuhl geworfen. Noch lag auf seinen Zügen das lebhafte Spiel findiger Ränke, als er den nahenden Tritt des Reformators vernahm. Rasch zog er über sein Gesicht die Maske höchsten Unwillens.

Melanchthon trat ein, unterthänig grüßend, mit vielen Bücklingen. In das lange, faltenreiche Gewand lehrender Magister gekleidet, von bleicher Gesichtsfarbe und hagerer Gestalt, machte seine Erscheinung den Eindruck des harmlosen Stubengelehrten. Seine schüchterne, zaghafte Haltung und der fast scheue Ausdruck seines Blickes, ließen nicht entfernt den schneidigen Kämpen im Streite mit den Papisten

erwarten. Eigenthümlich war die Bildung seiner Stirne. Dieselbe sprang weit vor, gleich einem festen Bollwerk geistiger Thätigkeit das Gesicht beherrschend und zwei kleine Augen überschattend, die im Dämmer der vorragenden Stirne funkelten. Sein forschender Blick hatte sofort die gegenwärtige Verstimmung des Fürsten erspäht, welcher durch leichtes Kopfnicken Melanchthons Verbeugungen erwiederte und durch eine Handbewegung ihn zum Niedersitzen einlud.

„Herr Magister," hob der Landgraf in rauhem Tone an, „zu wiederholten Malen muß ich Euch ersuchen, dem ewigen Zank unserer Prädikanten Einhalt zu gebieten. Eben machten sie wieder auf Schnepfs Stube wüsten Lärm, — warfen sich die gröblichsten Schmähungen an die Köpfe, — balgten sich gleich bissigen Hunden. Solcher Hader und lästerliche Zwiespalt können nicht geheim bleiben und müssen das Ansehen der Diener am lauteren Wort schädigen, — zur hellen Freude der Papisten."

„Dies zu hören, bereitet mir bitteren Schmerz," versetzte bekümmert der sanfte Melanchthon. „Wie oft beschwor ich diese rabies theologorum durch Gründe der Vernunft, der Klugheit und Schicklich-

keit, — doch immer vergeblich! Eurem Befehle gehorchend, Durchlauchtigster Fürst, will ich nicht säumen, Frieden zu stiften."

„Und Einigkeit zu empfehlen," ergänzte Philipp von Hessen. „Mit den schweizerischen Städteboten schickte Zwingli den Carlstadt und Oekolampadius hieher, — eine günstige Gelegenheit, zur Beilegung des Zwistes unter den Reformatoren. Ihr wißt, mein Bemühen geht dahin, die lutherischen Stände in einem starken Bunde zu vereinigen. Soll das lautere Wort und freie Evangelium die Finsterniß und Tyrannei des Papstthums bezwingen, dann müssen wir in starker Waffenmacht gerüstet stehen. Wie mag nun die nothwendige Einigung der evangelischen Stände gelingen, so Reformatoren und Diener am lauteren Wort sich gar grimmig befehden?"

„Nach dieser Richtung darf ich wohl Eure fürstliche Hoheit beruhigen," erwiederte bescheiden der Reformator. „Obwohl in manchen Dogmenfragen zwiespaltig, sind unsere Theologen und Prädikanten doch alle zusammen einhellig im Hasse wider das Papstthum. Von genannter Seite werdet Ihr jegliche Unterstützung finden, die evangelischen Stände in einer Union wider den gemeinsamen Feind zu sammeln."

„Mir höchst erfreulich!" sprach der Landgraf. „Auch Ihr werdet schon gemerkt haben, wohin die Reise geht im Reichstage. Die papistische Mehrheit will uns überstimmen, den Lauf der Dinge hemmen, das lautere Gotteswort möglichst einschränken."

„Was mit aller Macht verhütet werden muß, Durchlauchtigster Herr!"

„Ganz richtig, — mit aller Macht! Sothane Macht abèr muß zuerst geschaffen werden durch ein Bündniß der lutherischen Stände. Dafür werde ich alle Hebel einsetzen und auch Euren Beistand ansprechen, — vorab in gewünschter Berathung des Kurfürsten von Sachsen."

„Eurer Hoheit stets gehorsamer Diener!"

„Mein Kanzler wird Euch das Nähere enthüllen. Für jetzt nur dies: — Die lutherischen Stände dürfen Speyer nicht verlassen, ohne sich wider alle Feinde des unverfälschten Evangeliums in fester Vereinigung verbündet zu haben. Merket wohl, ich sage, — wider alle Feinde, keinen Widersacher der evangelischen Wahrheit ausgeschlossen."

Melanchthons Scharfblick durchschaute des Landgrafen weitgehende Plane, die unheilvollen Zwiespalt gebären, die Einheit der deutschen Nation zerreißen

mußten. Nicht ohne Merkmale der Bestürzung blickte der schüchterne Mann vor sich hin, schweigend und ohne Widerspruch.

„Einen Punkt, von hoher Wichtigkeit für das Leben, möchte ich Eurer Weisheit vorlegen," fuhr der Hesse fort. „Drei Jahre mögen es her sein, als ich Martinum brieflich fragte, ob es nach dem unverfälschten, freien Evangelium erlaubt sei, ein zweites Eheweib zu nehmen, bei Lebzeiten des ersten. So viel mir noch erinnerlich, bejahte Luther die Anfrage; also darf ein guter Christ zwei Ehefrauen haben. — War es nicht so?"

„Wie Ihr saget, gnädigster Fürst! Mir ist der entscheidende Spruch des erleuchteten Rüstzeuges Gottes sehr wohl noch im Gedächtniß. Luther schrieb Eurer fürstlichen Gnaden: »Ego sane fateor, me non posse prohibere, siquis plures velit uxores ducere, nec repugnat sacris scripturis« [1]). Dies heißt verdolmetscht: Ich bekenne fürwahr, nicht widersprechen zu können, wenn Jemand mehrere Weiber nehmen will, weil dies den heiligen Schriften nicht zuwider."

„Seid Ihr gleicher Meinung?"

1) Bei de Wette. 2, 459.

„In einer so klaren Frage besteht kein Zweifel," antwortete Melanchthon. „Weder das alte, noch das neue Testament verbieten, daß ein Mann zwei oder mehrere Weiber möchte haben. Niemand wurde auch jemals von Propheten oder Aposteln ob der Vielweiberei gestraft. Paulus bezeichnet ausdrücklich Alle, die Gottes Reich nicht erben, darunter sind aber Solche nicht gezählt, die mehrere Weiber haben. Dagegen sagt Paulus klar, daß ein Bischof und Diener soll nur Eines Weibes Mann sein. Wär's nun Noth gewesen, daß Jedermann nur sollte haben Ein Weib, so hätte er's also geboten. Sohin ist nach göttlichem Recht die Vielweiberei erlaubt [1])."

„Demnach widerstreitet nicht der Bibel, was mir Fürst Wolfgang von Anhalt erzählte," sprach der Landgraf. „Ein Prediger in Lucka habe drei lebendige Frauen, — was meines Bedünkens für einen Prädikanten doch etwas zu viel [2])."

„Wider Schrift und Gottes Wort hat der Pre-

---

1) Tutissimum esse regi, si ducat secundam uxorem, priore non abjecta, quia certum est, polygamiam non esse prohibitam jure divino. Corp. Reform. 2, 526.

2) Janssen, B. II, S. 375.

diger von Lucka nicht verstoßen," erklärte der Reformator.

„Bin gleichermaßen des Willens, von den Freiheiten des reinen Evangeliums Gebrauch zu machen, nämlich zu meinem ersten Weibe noch ein zweites zu nehmen, wobei ich Eures Beistandes möchte bedürftig sein," sprach Philipp von Hessen. „Der Patrizier Eberhard Ebelin vor dem Münster besitzt eine Tochter von gar großer Schönheit und Anmuth, Isengard geheißen. Morgen will ich sie freien. Ebelin aber ist nur halb vom Lichte des unverdunkelten Evangeliums erleuchtet, halb noch in der Finsterniß des Papstthums befangen. Mein Werben könnte ihm nicht gänzlich behagen, obwohl sein Stolz, wie ich merkte, gar sehr den Landgrafen zum Eidam wünscht. Darum sollen mir Ansehen und Hochgelahrtheit des Reformators Melanchthon in besagtem Handel Beistand leisten. Es wird Eurer Weisheit leicht fallen, den Patrizier zu überzeugen, daß zwei Weiber nicht wider Gottes Wort, vielmehr Rechtens nach der Bibel. Inmaßen Eberhard voll Zornes ob der Tyrannei des Papstthums, mag es ihn weidlich ergötzen, zu erfahren, daß Zwang und Gebot, nur ein Weib zu haben, abermals ein Fündlein römischer Zwingherrschaft, die

armen Seelen zu quälen, selbe um eine köstliche evangelische Freiheit zu betrügen.“

„Eurer fürstlichen Durchlaucht Begehren und Vorhaben entspricht wohl der Bibel und göttlichem Recht,“ sprach vorsichtig der Reformator. „Dennoch muß ich Eure Gnaden erinnern an die Clausel unseres erleuchteten Gottesmannes Lutherus. Im genannten Briefe schrieb er Euch: »Decet etiam ea intermittere, quae licita sunt, pro vitando scandalo et pro honestate vitae,« — was heißt: Auch das Erlaubte zu unterlassen, ist ziemlich, um der Ehrbarkeit willen und zur Vermeidung des Aergernisses. — Diese Mahnung Luthers wage ich, Eurer hochfürstlichen Durchlaucht zu empfehlen.“

„Wie redet Ihr ganz absonderlich, Herr Magister!“ rief im Tone des Unwillens der Landgraf. „Was Schrift und Gottes Wort erlauben, soll man trotzdem unterlassen, nicht anzustoßen bei Leuten, die urtheilen nach päpstischer Irrsallehre? Nein, — dessen bin ich nicht Willens! Gar Vieles hätte unterbleiben müssen, was ich zu Nutz und Frommen des reinen Evangeliums in meinem Lande gethan, wollte ich Anstoß und Lärm verhüten. Aus den Stricken des Teufels zu kommen, fröhlichen Gewissens zu leben nach den Freiheiten des

lauteren Wortes Gottes, bin ich des festen Vorhabens, noch ein Weib zu nehmen. Daran soll mich kein Geschrei der Papisten hindern. Zum Anderen hat Doctor Martinus gleichermaßen gehandelt. Aergerniß und Lärm der dummen Leute hielten ihn nicht ab, die Nonne Käthe von Bora zu heirathen."

„Auch ich widerrathe nicht, allergnädigster Fürst!" sprach einlenkend Melanchthon. „Was des Lebens Nothdurft heischet und die Schrift erlaubt, möget Ihr immerhin thun."

„Freut mich, Herr Magister! Solchergestalt ermuthigt, will ich auch fürderhin Leib und Leben, Land und Leute daran setzen, Gottes lauteres Wort in starken Umlauf zu bringen. — Darf ich also Eures Beistandes gewärtig sein?"

„Eurer fürstlichen Gnaden allzeit gehorsamer Diener!"

„Nachdem ich mein Werben bei Ebelin angebracht, sollt Ihr das Weitere hören. Außerdem übersehet nicht, daß wir bei dem Handel zugleich ein altes, reiches, angesehenes Geschlecht den Krallen des römischen Antichristes entreißen und für Gottes Reich gewinnen."

Der Reformator nickte verständnißvoll mit dem Haupte und wurde allergnädigst entlassen.

Beim Stelldichein.

Ein tiefblauer Morgenhimmel stand über dem Tannenwald um Marientraut. Die Frühlingssonne goß ihre Strahlen über prangende Fluren, über dunkles Föhrenholz, über den Forst blühender Mandelbäume und über die stattlich ragende Burg. Das röthliche Gestein schimmerte im Lichte und die runden Fensterscheiben glitzerten. Um die Thurmzinnen flogen Tauben mit klatschenden Flügelschlägen, während andere girrend vor offenen Luken saßen, darin sie nisteten. Die Drossel sang ihr weithin schallendes Lied, und hoch in den Lüften trillerte am Saume des Waldes die Lerche. In den dichten Zweigen der mächtigen Tannen regte es sich, Eichhörnchen trieben ihr munteres Spiel, in fliegenden Sprüngen von Baum zu Baum setzend, oder auf einem Aste hockend, den langbehaarten Schweif über den Rücken gelegt, in den

Vorderfüßen einen Tannenzapfen, an dem sie knabbernd den süßen Kern suchten. Die Tannen selbst standen ernst und duftend in der Sonnenwärme. Zuweilen rauschte es leise in den hohen Wipfeln, als tauschten die alten Waldriesen ihre Geheimnisse. Ueber den Burghof klangen leichte Tritte und das Rauschen der Tannen erstarb zum Geflüster der Bewunderung; denn Isengard erschien vor dem Thore, einen breitkrämpigen Hut mit wallenden Federn auf dem Haupte, in der Hand ein Büchlein, mit Decken von Elfenbein und goldenen Klappen. Ihr zur Seite ging Agnes von Sickingen. Sie schlugen den Weg zum nahen Dorfe Hahnhofen ein, wohin sie zur heiligen Messe gingen.

Herr Conrad saß oben am Fenster, einige Schritte von ihm Philipp, der Domschüler, ein Buch auf den Knieen, darin er eifrig las.

Ernste Gedanken beschäftigten den Vater, und wenn er zum Sohne hinübersah, was häufig geschah, glitten Sorgen und Bekümmerniß durch sein trübes Mienenspiel. Philipps jähe Verirrung schmerzte ihn, und dem Blicke des erwägenden Mannes entging nicht, wie mit dem ewigen zugleich das zeitliche Glück des Sohnes bedroht sei. Gleich den meisten Gliedern

armer Adelsgeschlechter sollte er im Dienste der Kirche Obdach finden und eine gesicherte Lebensstellung. Mancher Sickingen war in längst vergangenen Zeiten reichbepfründet am Hochstift zu Speyer, darum Herr Conrad dereinst seinen Sohn in gleich rühmlicher Versorgung zu schauen hoffte. Nun zerstörte der plötzlich angeflogene Wahn alle Hoffnung; denn fest saß die Krankheit der Zeit im trotzigen Gemüth des Jünglings, was Herr Conrad bei wiederholter Vermahnung genugsam erfuhr.

So saßen Beide geraume Zeit, der Vater in schweren Sorgen, der Sohn vertieft in den Inhalt des Buches. Nichts unterbrach die Stille, als das Rauschen umgeschlagener Blätter. Da dröhnten Hufschläge über die Bohlen der Brücke. Gabriel von Berstein ritt durch das Thor. Heute trug er nicht das lange ehrwürdige Patriziergewand, sondern schmucke ritterliche Tracht, ein blausammetnes geschlitztes und gepufftes Wamms, gleichfalls gepuffte Beinkleider von rothem Sammet, auf dem Haupte ein Barett, daran weiße und rothe Federn wallten, und an der Seite ein Schwert in rother Sammetscheide. Während Gabriel mit dem herbeigeeilten Knechte einige Worte

wechselte, betrachtete der Burgvogt mit wachsendem Staunen den Fremden.

„Mein Leben lang sah ich keinen jungen Mann von solcher Stattlichkeit! Wer mag es sein?“ sprach Herr Conrad.

Die Worte lockten Philipp zum Fenster.

„Ei, Vater, das ist ja mein Freund Gabriel, von dem ich Euch erzählte,“ rief er und stürmte hinab.

„Herzlich willkommen, mein Gabriel!“ sprach mit leuchtenden Augen der Jüngling. „Gar innig freut es mich, Euch allhie zu sehen, was schneller geschah, als ich zu hoffen wagte.“

„Gegebene Versprechen einzulösen, darf man nicht säumen, erwiederte Berstein, und niemals war mir die Erfüllung einer Verbindlichkeit angenehmer. Ich finde Euch doch nicht allein in diesem stattlichen Hause?“

„Mein Vater ist oben und Isengard,“ fügte er leise hinzu, „mit meiner Schwester in die Messe nach Hahnhofen.“

Sie stiegen die Treppe empor und betraten das Gemach, in dessen Mitte der Burgvogt harrend stand.

„Vater, hie bringe ich meinen lieben Freund, Gabriel von Berstein, Doctor utriusque juris, — seid ihm hold!“

„Willkommen Herr Doctor! Kam mir allbereits

manches Löbliche über Euch zu Ohren und freue mich des Begegnens."

„Mir gereicht es zur Ehre, einen Mann kennen zu lernen, dessen Verdienste um die Bauernschaft einzig im Reiche dastehen," erwiederte Gabriel. „Zur Zeit des Aufruhrs wäre Euch nicht gelungen, die Bauern Eurer Vogtei zu zügeln, in den Schranken der Ordnung zu halten, hätte nicht Eure gerechte Verwaltung und menschenfreundliche Behandlung den Stiftsleuten jeden Grund zur Unzufriedenheit und Klage abgeschnitten. Wenn die Bauernschaft der Vogtei Marientraut von den verderblichen Folgen des Aufruhrs nicht getroffen wurde, und fortgesetzt alter Rechte und behäbigen Wohlstandes sich erfreut, so ist dies Euer hohes Verdienst, Herr von Sickingen!"

Während der junge Patrizier sprach, stand der Burgvogt vor ihm, erstaunt der Rede lauschend. So hatte er noch keinen Menschen sprechen hören. Sonder Anstoß flossen die Worte über seine Lippen, als lese er sie aus einem Buche. Ebenso fesselte ihn das geistreiche Gesicht Gabriels, der scharfe und dennoch bescheidene Blick seiner glänzenden Augen, die hohe, reine Stirne und die überraschende Schönheit der Gestalt.

Philipp entging nicht, wie sein Freund im Fluge

die volle Gewogenheit des gewöhnlich zurückhaltenden Vaters gewonnen.

„Dank für Eure Wohlmeinung, Herr Doctor! Philipp, sorge für den Morgentrunk unseres vielwerthen Gastes.“

„Weingenuß in der Frühe widerspricht meinen Gewohnheiten, — für einen Becher süße Milch wäre ich dankbar,“ sagte Gabriel im Tone der Bitte.

Der Jüngling verschwand dienstbeflissen, und als er mit Brod und Milch zurückkehrte, fand er Beide in lebhafter Unterhaltung. Mit dem regsten Interesse lauschte Herr Conrad der inhaltsvollen Rede des Gelehrten, bewunderte dessen klaren Verstand und treffendes Urtheil. Als er bemerkte, wie Philipp mit der Ehrfurcht des lernenden Schülers zur Autorität des hochgelahrten Magisters emporsah, kam dem Vater ein glücklicher Gedanken. Er wollte Gabriel in sein grambeladenes Herz blicken lassen, ihm die folgenschwere Verirrung des Sohnes offenbaren, — ein Beweis des höchsten Vertrauens von Seite eines Mannes, der unzugänglich und verschlossen zu sein pflegte.

„Da fällt mir ein,“ sprach er, „daß ich auf zehn Uhr den Amtmann mit den Hofleuten bestellt habe. Möchte aber mit unserm vielwerthen Gaste trauter

Rede ungestört pflegen. Darum gehe hinüber nach Hahnhofen und sage für heute die Zusammenkunft ab."

Augenscheinlich kam der väterliche Auftrag ungelegen; dennoch erhob sich Philipp ohne Säumen.

„Auf Wiedersehen, mein Gabriel! In einer halben Stunde bin ich zurück," sprach er und eilte fort.

„Habe ihn mit Absicht von hinnen geschickt, dieweilen ich einen gar traurigen Handel Euch möchte beichten," erklärte Sickingen und begann, Philipps Sinnesänderung und deren Folgen zu erzählen.

„Für mich ein großes Unglück!" fuhr er fort. „Vor sieben Jahren, im Ritterkriege, kam unser Geschlecht um Land und Leute, wie männiglich bekannt. Meine Kinder kann ich nur dürftig ausstatten. Philipp war für den Kirchendienst bestimmt und seine Pathe, Dompropst Philipp von Flersheim, der Schwager meines unglücklichen Bruders Franz, ließ ihn auf seine Kosten in der Domschule heranbilden. Wie mag es nun den edlen Mann kränken, zu erfahren, Philipp sei abgefallen vom Väterglauben, — Philipp, den er gar sehr liebt, für den er sorgt, wie ein anderer Vater! Sollt auch wissen, daß meines Bruders Haus der hochgesinnte Dompropst vor gänzlicher Austilgung behütet. Die Söhne meines Bruders Franz wurden

von den verbündeten Fürsten gefangen. Der Landgraf von Hessen, der Verbündeten Einer, sann das Aergste wider seines Feindes Nachkommenschaft. Kurfürst Ludwig von der Pfalz, im Fürstenbunde der Mächtigste, hielt die jungen Sickingen in festen Thürmen zum Tode, oder mindestens zur ewigen Gefangenschaft in strenger Haft. Da sollte in Worms ein neuer Bischof gekürt werden. Ludwig von der Pfalz wünschte die wormser Inful für seinen Bruder Heinrich. Die Wahl traf jedoch den Dompropst Philipp von Flersheim. Was that nun der edle Mann? Um seine gefangenen Neffen vom Tod oder ewiger Gefangenschaft zu erretten, verzichtete er auf den Bischofsstuhl und übertrug sein Recht an den Pfalzgrafen Heinrich. Daraufhin gab der Kurfürst die gefangenen Söhne meines Bruders frei [1]). — Derohalben sind wir Sickingen dem großmüthigen Retter und Wohlthäter zum höchsten Danke verpflichtet. Welchergestalt ist nun aber der Dank durch meinen abtrünnigen Sohn! Das betrübt mich sehr. — — Dazu die Schmach, mein leibliches Kind von der Kirche abfallen und zur Ketzerei des meineidigen Augustiners überlaufen zu sehen! Selbst mein arg

1) Remling, B. II, S. 270.

verblendeter Bruder Franz that unserem Wappenschilde solchen Schimpf nicht an, — reuig starb er im Väterglauben. Bedenke ich obendrein vor Gott den Frevel und die ewige Strafe, deren sich der Meineidige am Glauben versehen muß, so greift es wie Geiergrallen in meine Brust."

Tief erschüttert hielt er inne, des Grames anstürmende Gewalt mannhaft niederdrückend.

Gabriel sah beständig vor sich hin, ohne den leidvollen Vater auch nur ein einziges Mal anzuschauen. Aber Haltung und Mienenspiel drückten Theilnahme aus und Achtung vor berechtigtem Schmerz.

„Mein Philipp ist zwar gutmüthig, edel gesinnt, gleich Feuer und Flamme über jegliches Unrecht, — aber den Erbfehler unseres Geschlechtes besitzt er fast übermäßig, — einen gar unbeugsamen Trotz. Sothaner Starrsinn, an gefaßter Meinung hartnäckig fest zu halten, macht den Handel sehr bedenklich. Strenge und Strafe fruchten nichts, verschlimmern nur die Sache bei einem trotzköpfigen jungen Menschen von siebzehn Jahren. Darum redete ich in Güte zu ihm. Merkte wohl, wie meine Kümmerniß ihn schmerzt, — seine Irrmeinung läßt er aber nicht fahren. Vorab beherrscht ihn ein fast grimmiger Zorn wider des

Papstes vermeinte Tyrannei, die zu beweisen er mancherlei Dinge anführt, davon leider das Eine oder Andere nicht zu läugnen. — Möchte nun Eure Hochgelahrtheit bitten, meinen verirrten Sohn auf die rechte Bahn zu leiten. Er achtet und liebt Euch über alle Maßen. So Irgendjemand ihn retten, mein Haus vor Unglück und Schimpf wahren kann, — Ihr seid es!"

Sickingen schwieg, erwartungsvoll den Gelehrten anblickend. Dieser saß unbeweglich, in Gedanken vertieft, wie ein Mensch, in der Lösung eines schwierigen Satzes begriffen.

„Nun, Herr Doctor, wie meint Ihr?" forschte Sickingen nach langer Pause.

„Seid unbesorgt!" antwortete er mit raschem Aufblick, darin ein stechender Ausdruck scharfen Nachsinnens. „Bei Philipps leichtentzündbarer Natur mußte die Brandrede des Hofpredigers Unheil stiften, zumal die deutsche Luft gleichsam geschwängert ist mit Haß gegen Rom. Seine überraschte jugendliche Unbesonnenheit that einen Fehltritt, doch wird ihn vor dem Sturze in die Tiefe des Glaubensabfalles die stützende, schirmende Freundeshand bewahren. Werden ihm die inneren Widersprüche von Luthers Lehren

und deren vermessene Gottlosigkeit gezeigt, dann muß Eures Sohnes angeborener Edelsinn vor den trügerischen Lockungen des Neuglaubens entsetzt zurückweichen."

Immer breiter und tiefer, nach deutscher Gelehrten Weise, ging Gabriels Ausführung, so daß Herr Conrad verwundert der Rede lauschte, gleich einer neuen Mär aus fernen, ihm unbekannten Sphären.

„Die Sünden des römischen Hofes," sagte Gabriel, „können nicht die amtliche Hoheit und Würde des Statthalters Gottes auf Erden besudeln, — die Verirrungen des Clerus und Volkes nicht die göttliche Wahrheit und Schönheit der Braut Christi entstellen. Wolken vor der Sonne minderen nicht deren Glanz, — wüster Dunstqualm, aufsteigend aus Sümpfen religiöser und sittlicher Entartung, löschen Gottes Leuchte auf Erden, die Kirche, nicht aus. Sonne und Kirche sind Schöpfungen des Allmächtigen, bestimmt für alle Tage bis zum Ende, deßhalb unzerstörbar für Menschenhände. Keinem Vernünftigen werden finstere Wolken den Glauben an der Sonne Leuchtkraft rauben, — so auch keinem klar Denkenden Mißbräuche und menschliche Vergehen den Glauben an das wahrheitspendende, heiligende Wesen der Kirche

erschüttern. Dies und Anderes will ich eingehend meinem irrenden Freunde zeigen, jedoch absichtslos, von ungefähr. Sein Charakter heischt die größte Vorsicht. Beschämung und zudringliche Schärfe würden ihn verhärten. Darum soll er nicht wissen, daß Ihr mich unterrichtet, — und Ihr sollt den Gegenstand fürderhin unberührt lassen. Bevor einige Wochen vergangen, ist die böse Versuchung überwunden, der arglistige Feind aus dem Felde geschlagen, — Philipp wieder seines Vaters hoffnungsvoller Sohn und das treue, strebsame Kind seiner heiligen Mutter, der Kirche."

Sickingen war den Worten aufmerksam und nicht ohne geistige Anstrengung gefolgt; denn die Redeweise des Gelehrten war ihm fremd, zuweilen auch schwer faßlich. Jetzt streckte er beide Hände nach dem Retter aus, und die ernsten Züge des Vogtes zuckten vor innerer Aufregung.

„Euch hat Gott geschickt in der Stunde schwerer Noth! Ja, stark in geistiger Waffenrüstung, werdet Ihr den bösen Feind überwinden, mein Geschlecht vor Schimpf, meinen Sohn vor dem Verderben und mich vor tödtlichem Gram bewahren!"

„Nun sei der Gegenstand abgethan, lasset ihn

künftig unberührt, Herr Burgvogt! Vertrauet mir, — zeiget Eurem Sohne das ungetrübte Gesicht väterlichen Wohlwollens."

„Klug gerathen! Hört, — eben kommt er mit den Mädchen!"

„Die Milch ist ausgezeichnet," erwiederte Gabriel. „Ein wirklicher Labetrank," — und er that einen tiefen Zug. „Wirkungen des Futters und der edlen Rasse der Kühe, — nicht wahr?"

„Wie Ihr sagt, Herr Doctor!" antwortete Sickingen, lächelnd über des Gastes kluge Art, einen anstößigen Gegenstand geschwind bei Seite zu schieben.

Philipp erschien mit Isengard und Agnes unter dem Eingang. Er mochte die väterliche Klage befürchtet haben; denn er warf einen forschenden Blick nach Beiden und horchte auf den Inhalt des Gespräches. Da von Milch und Kühen die Rede, so war die Luft rein, des Abtrünnigen keine Erwähnung geschehen.

Herr Conrad erhob sich zur Vorstellung.

„Da seht Ihr Jungfräulein Isengard Ebelin vor dem Münster und meine Tochter Agnes."

Gegenseitige Verbeugungen. Gabriel und Isengard schienen sich heute erst kennen zu lernen. Agnes

betrachtete staunend den stattlichen Fremden. Um Isengards Mund spielte ein glückliches Lächeln und ihre lichten Augen strahlten ungewöhnlich.

„Lieber Onkel,“ sagte sie, „Ihr habt uns wohl dem Herrn vorgestellt, nicht aber den Herrn uns! Es wird doch wohl nicht wieder ein verkappter Landgraf in ihm stecken?“

„Ah so, — verzeiht meiner Unbeholfenheit!“ entschuldigte sich der Vogt. „Herr Doctor Gabriel von Berstein, — vielleicht hast Du schon Manches über ihn gehört, Isengard.“

„Gewiß, — und immer nur Rühmliches!“ erwiederte sie. „Alle deutschen Universitäten habe er besucht, — hört man; zu Pavia habe er den Doctorhut erstritten und allerorten möglichst viel Wissen zusammengerafft, um es in Speyer dem Gemeinwohl dienstbar zu machen. Ich freue mich, den hochgefeierten Herrn kennen zu lernen.“

„Für mich überaus schmeichelhaft, gnädiges Fräulein!“ erwiederte förmlich Gabriel von Berstein. „Wahrscheinlich sollte zum unverdienten Lichtgemälde der »verkappte Landgraf« den Schatten bilden.“

„Haltet Ihr den Landgrafen für einen Schatten?“ scherzte Isengard.

„Sogar für den tiefsten Schatten in der Tagesgeschichte des heiligen Reiches," antwortete ernst der Gelehrte. „Sinnen und Streben des Landgrafen gefährden die alte Rechtsordnung, — seine schlimmen Gewohnheiten verstoßen wider deutsche Zucht und Sittigkeit, — homo vitandus!"

„Ein strenges Urtheil!" sprach Isengard.

„Ein ganz richtiges Urtheil!" bestätigte Sickingen.

Ueber den jungen Mann war eine eigenthümliche, fast bange Unruhe gekommen.

„Welche Bewandtniß hat es mit dem verkappten Landgrafen?" forschte er. „Ist etwa der Fürst Euer Gast gewesen?"

„Ja, — gestern; Philipp, erzähle die Geschichte!"

Der Jüngling berichtete ausführlich, sogar des Zwiegespräches zwischen Isengard und dem Fürsten gedachte er.

Berstein mochte Unheildrohendes in dem fürstlichen Besuche finden; denn es verdunkelten trübe Schatten sein Angesicht.

„Da es dem Herrn ausgezeichnet in Marientraut gefallen, wird er ohne Zweifel bald wiederkommen," sprach er.

„Klug errathen, Herr Doctor!" entgegnete Sickin-

gen. „Beim Abschied legte er mir wiederholt eine Einladung auf die Zunge, — brachte sie aber nicht vor die Einladung.“

Gabriel wurde noch unruhiger und ernster.

„Um Vorwände wird er nicht verlegen sein, auch ohne Einladung hieher zu kommen. Die erlittene Niederlage durch Fräulein Isengard wird ihn spornen, einen Sieg zu erzwingen!“

„Zu erzwingen?“ wiederholte Isengard befremdet. „Nicht einmal das schwache Geschlecht einer freien deutschen Reichsstadt fürchtet gewaltthätigen Zwang des Landgrafen von Hessen, — er müßte denn gerade als wegelagernder Raubritter auf reisende Frauen fahnden.“

Berstein ging auf den angeschlagenen scherzhaften Ton nicht ein, schien vielmehr die Sache bedrohlich zu finden.

„Unterschätzet nicht die Gefährlichkeit des Landgrafen, edles Fräulein!“ mahnte er. „Von seltener Schlauheit und kluger Berechnung in jeglichem Vorhaben, unterstützt durch die Macht und glänzende Lebensstellung des Reichsfürsten, wird Philipp von Hessen auch das unmöglich Scheinende erreichen, — vorab dann, wenn Leidenschaft ihn treibt. Außerdem

giebt es für ihn keine Schranke des Rechtes und der Gesetze, — dies hat er bewiesen, — nicht einmal des öffentlichen Anstandes und des Gewissens. Die alte deutsche ehrbare Gesittung wurde ja durchbrochen, untergraben und zerstört durch Luthers freies Evangelium. Der Landgraf ist gut lutherisch, und das lautere Wort erlaubt ihm Handlungen, die vormals nach deutscher Denkweise ehrlos und schmachvoll gewesen."

Dies war keine Ermunterung für den nach Unabhängigkeit und evangelischer Freiheit lüsternen Junker von Sickingen. Gleich wuchtigen Streichen trafen ihn die geharnischten Worte. Er senkte das Auge, wie ein Schuldiger. Seines Vaters Blick hingegen ruhte freudig und dankbar auf Gabriel, welcher den Anlaß klug benützte, dem arglosen Jüngling den Charakter der religiösen Bewegung und ihrer Leiter zu enthüllen.

„Ihr malet den Landgrafen dermaßen schrecklich, daß man sich vor ihm fürchten muß," sprach Isengard.

„Ihn zu fürchten, thut Ihr wohl, gnädiges Fräulein! Hinterlistige, Böses sinnende Menschen scheut auch der Furchtlose. Glaubet nicht, häßliche Schmähsucht, oder ein feindseliges Gemüth treibe mich, den

Schuldlosen zu verunglimpfen. Das sei fern! Wenn aber ein Mann durch offenkundige Frevel sich selbst gerichtet, dann ist ein gerechtes Urtheil erlaubt. In himmelschreiender Weise frevelte der Landgraf an den heiligsten Gütern seiner Unterthanen. Er zwang sie, dem alten Glauben zu entsagen und die Prediger des neuen Evangeliums zu hören. Nirgends in seinem Lande duldet er die heilige Messe, oder die Ausspendung der Sakramente in herkömmlicher Weise, nicht einmal den Sterbenden, so inbrünstig selbe auch darnach verlangen. Das ist gräuliche Tyrannei! Unter dem Vorgeben, sein Land von des Papstthums Abgötterei zu reinigen, hob er alle Klöster auf und zog deren Güter ein. Das ist Heuchelei und Raub! Angrenzende Gebiete unter dem Banner des unverdunkelten Evangeliums brandschatzen zu können, spinnt er arglistige Ränke. So hat er im vorigen Jahre ein ächtes Bubenstück geliefert."

„Ihr meint des Landgrafen Fehde mit Bamberg und Würzburg," sprach Sickingen. „Ja, — das soll eine vollendete Bubenthat, ein hübsch eingefädelter Schurkenstreich gewesen sein! Genaues konnte man darüber nicht erfragen, — Alles wurde stattlich von den Lutherischen aufgeputzt, der treffliche Fürst sogar

als evangelischer Schirmvogt gepriesen. — Kennt Ihr den Handel, Herr Doctor?"

„Nach Ursprung, Verlauf und Ausgang," antwortete Gabriel. „Die geraubten Klostergüter in Hessen hatten des Landgrafen Habgier nicht gesättigt, vielmehr gereizt. Es gelüstete ihn stark nach den reichen Stiften und Klöstern im Frankenlande. Da ihm jedoch das Säuberungsrecht vom Gestanke des Papstthums in Franken fehlte, so machte der ränkevolle Mann eine furchtbare Entdeckung. Er ließ sich nämlich von Doctor Pack, dem Kanzler seines Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Sachsen, einen Bundesbrief zeigen, demzufolge König Ferdinand, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg übereingekommen, die entstandenen Ketzereien zu vertilgen, die lutherischen Fürsten von Land und Leuten zu verjagen und deren Besitz unter sich zu theilen. Dies Alles stand in dem Bundesbriefe zu lesen, mit dessen Abschrift der Landgraf sich zum Kurfürsten von Sachsen begab, ihm das schreckbare Instrument zeigte und versicherte, das Original mit den Unterschriften sämmtlicher verbündeter Fürsten gesehen zu haben. Gegen sothane Verschwörung der

Papisten wider das lebendige und gnadenreiche Wort Gottes, behauptete der Landgraf, müßten die lutherischen Fürsten sonder Weile einen Gegenbund stiften. Sie müßten in starker Rüstung stehen, Land und Leute wider die Räuber zu schirmen, von ihren Unterthanen solche unchristliche Gewalt abzuwehren. Es gelang dem thätigen und beredten Herrn, nicht blos den Kurfürsten von Sachsen, sondern auch die übrigen lutherischen Fürsten zu ängstigen und zur Rüstung wider die papistischen Verschwörer anzutreiben. Er selbst eilte nach Hause, sammelte ein Heer und fiel unversehens in Franken ein."

„Inzwischen war Kurfürst Johann von Sachsen stutzig geworden; denn er gewahrte bei den katholischen Fürsten keine Spur von Rüstungen und feindseligen Absichten. Er fragte bei Kurbrandenburg an, wessen sich die lutherischen Stände zu versehen hätten. Jetzt kam die ganze Lügenmär an den Tag. Alles war erdichtet und erlogen, der Bundesbrief von Pack gefälscht worden. Zwischen den katholischen Fürsten bestand nicht der Schatten eines Bündnisses. Pack, von dem Hessen gut bezahlt, wurde flüchtig. Der Landfriedensbrecher Philipp von Hessen blieb mit seinem Heere so lange drohend in Franken stehen,

bis er von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg 60,000 Gulden erpreßt hatte. Der vom Landgrafen geplante Religionskrieg wurde zwar in letzter Stunde glücklich vermieden, — vielleicht gelingt es ihm aber dennoch, die deutsche Nation in zwei feindliche Lager zu spalten [1])."

„Ein höchst gewissenloser Mensch!" sprach zürnend der Burgvogt.

„Mir gruselt vor dem Landgrafen," versicherte Isengard. „Ich werde nicht heimkehren, bis das Ungeheuer Speyer verlassen hat."

„Das möget Ihr ohne Opfer; denn Marientraut ist ein gar angenehmer Aufenthalt," sagte Berstein.

„Namentlich in Gegenwart des Herrn Doctors, dessen lehrreiche Unterhaltung sehr über das Alltägliche erhebt," schmeichelte sie.

„Euch zu gefallen, freut mich außerordentlich," erwiederte er mit glücklichem Lächeln. „Hier ist Alles Frühling, Blüthe und Wonne. Bis in das Gemach herein strömt der balsamische, erquickende Fichtenduft, und hier singen die Vögel ihre schönsten Lieder."

Während er so sprach, ruhten seine klaren Augen

1) Hist. polit. Bltt. B. XIV, S. 738—744.

auf Isengard, die sehr wohl der Rede verborgenen Sinn verstand. Herr Conrad hingegen nahm die Bemerkung wörtlich.

„Machen wir einen Spaziergang bis zur Mahlzeit,“ sagte er. „Sollt Euch wundern, Herr Doctor, über die Prachtbäume unseres Forstes.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Anklang. Gabriel hatte den Ernst des Gelehrten vollständig abgelegt, er war heiter und scherzte, sang sogar nach Tische mit klangreicher Stimme zur Laute gar hübsche Lieder. Nur Philipp theilte nicht den herrschenden Frohsinn. Zuweilen lag eine trübe Stimmung über ihm, oft sah er Gabriel forschend an, als dränge ihn wichtiges Fragen.

„Einen schöneren Tag verlebt zu haben, gedenkt mir nicht,“ sprach der Burgvogt beim Abschied. „Viellieber Herr Doctor, kommt bald wieder, — morgen schon, wenn's angeht!“

„Ich schließe mich der Bitte an, — kommt morgen, Herr Gabriel! So lange der böse, gewaltthätige Landgraf in der Nähe, kann unsere Burg von tapferen Rittern nicht stark genug besetzt sein,“ scherzte Isengard.

Er versprach den Besuch und ritt von dannen.

„Ein herrlicher Mensch! rühmte Sickingen. Würdevoll und weise, wie ein silberhaariger Greis, — bescheiden und heiter, gleich einem Kinde! Wie fein und edel seine Art, wie gerade und bieder sein Wesen, — kein Stäubchen Falschheit ist an ihm! Wie herzlich sein Lachen, — wie strafend sein heiliger Zorn über das Schlechte! Besonnen ist jedes seiner Worte, inhaltschwer seine Rede, und seine Sprache klingt, wie Musik, — den ganzen Tag möchte ich auf ihn hören. — — Philipp, mein Sohn, wie glücklich bist Du, solch einen Freund zu haben!"

Isengard vernahm Gabriels Lob mit Entzücken, und fand es nicht übertrieben.

„Der Vater hat Manches vergessen," sagte Agnes, nachdem Sickingen das Gemach verlassen.

„Was meinst Du?" forschte Isengard.

„Für Frauenaugen die Hauptsache, — Gabriels große Schönheit."

„Ich theile nicht Deine Meinung," erwiederte Isengard. „Das Hauptgewicht für des Menschen Werth liegt keineswegs in der äußeren Gestalt, sondern in der Sinnesart, in der Beschaffenheit und Güte seines Herzens. Ein schlechter Mensch kann nicht schön sein."

„Eben darum ist Gabriel so unvergleichlich schön, weil er frommsinnig und edel," behauptete Agnes. „Kein störender Mißton liegt in seinem ganzen Wesen. Leib und Seele stimmen zusammen, gleich der lieblichsten Musik."

„Demnach gefällt er Dir?" fragte Philipp.

„Gewiß, — bin weder blind, noch stumpfsinnig."

„Er soll Dir aber nicht gefallen," sprach der Bruder mit einiger Heftigkeit.

„So, — warum nicht, höchst wunderlicher Mensch?"

„Weil sich das für ein Jungfräulein nicht ziemt," belehrte ernst der Domschüler.

Agnes lachte.

„Der Grund, Herr Magister?"

„Weil nur ein einziges Jungfräulein dies darf, nämlich des jungen Mannes Braut."

„Demnach hat Gabriel eine Braut?"

„Gewiß, — er selber sagte es mir!"

Aus Agnesens Gesicht schwand plötzlich aller Muthwille.

Isengard wurde unruhig.

„Du weißt viel, mein kluger Bruder! Wer ist die Auserwählte?" forschte Agnes.

„Die Tugendreichste, die Sittigste, die Anmu-

thigste aller Jungfrauen, — Gabriel versichert es, und ich vertraue seinem Urtheil. Auch liebt er sie gar innig und zart, wie nur das edle Herz eines rechten Mannes lieben kann. Zum Anderen will Gabriel, wie er mir gestand, deßhalb mit seiner Braut in den heiligen Ehestand treten, um ein großes Versöhnungswerk zu stiften."

„Wie heißt die Auserkorene?"

„Den Namen kann ich Dir, beim besten Willen, nicht sagen," antwortete Philipp, nachdem er eine Weile sinnend niedergesehen. „Heischt Deine Neugierde Befriedigung, so frage den Bräutigam. — Begreifen wirst Du anjetzo, daß Gabriel Dir nicht gefallen darf."

Nach diesen Worten, im Tone brüderlicher Mahnung gesprochen, verließ er das Zimmer.

„Philipp ist seines hochgesinnten Freundes würdig," rühmte Isengard. „Durchaus ehrenhaft, männlich ernst und sittlich streng, mag er eine löbliche Ausnahme seiner Altersgenossen bilden."

„Ein Zögling seines frommen Pathen! Oja, mein Bruder würde dem strengsten Mönchsorden keine Schande machen," entgegnete verstimmt die Schwester.

Philipp stieg nach seiner hochgelegenen Kammer

empor. Er trat zum Fenster und schaute nach den Vogesen, über deren Höhenzug das Abendroth glühte. Die Tannen standen in prachtvoller Vergoldung, über die Fluren gingen goldfarbige Lichtströme, in den Fensterscheiben der Burg loderten goldene Flammen. Nahe und ferne läuteten Aveglocken, gleichsam den verscheidendenden Tag zu Grabe geleitend, und mit weithin klingender Stimme sang dazu die Amsel ihr eintöniges Lied.

Das Abendroth erlosch, die Glocken schwiegen und die Vögel, und die hereinbrechende Dämmerung hüllte Alles in einen grauen Mantel. Vom feierlichen Abschiede des Tages gewahrte Philipp so wenig, wie von der beginnenden Herrschaft der Nacht. Immer noch stand er am offenen Fenster, den Blick in das Leere versenkt, die beiden Fältlein an der Stirne tief gefurcht, den Mund fest geschlossen. Der trotzige Zug seines Angesichtes trat stark hervor, und darin erschien etwas Eigenthümliches, Scharfes, Stechendes, das sich im Herzen des Jünglings festgekrallt zu haben schien und bis in das Mienenspiel schmerzhafte Zuckungen warf. In dem jungen Sickingen tobte ein gewaltiger Kampf, dem er nicht auswich, oder nach jugendlicher Gedankenlosigkeit leichtfertig behandelte,

den er vielmehr bestand mit dem Ernste und der Entschlossenheit gereiften Alters. Endlich kam die innerlich tosende Gährung zum Ausbruche.

„Alle verdammten sie des Landgrafen Bubenthat, — was ist aber für ein Unterschied zwischen dem hessischen Landgrafen und dem römischen Papste? Der Hesse befriedigt seine Habgier durch offene Gewalt, mit dem Schwerte in der Faust bringt er die Leute um ihre Habe, — der Papst stillt seine Habgier durch Annaten, Sporteln und Ablässe. Der Landgraf überzog mit seinem Heere nur Franken, — der Papst überzieht mit seiner geistlichen Macht das ganze Reich, darin alle Cleriker ihm tributpflichtig und durch die Cleriker das ganze Volk. Der Landgraf erpreßt seinen Raub in Waffen und Rüstung, geschmiedet zum Streite, — der Papst öffnet die Truhen der Gläubigen mit den Schlüsseln des Himmelreiches, er plündert die Frömmigkeit. Welcher von Beiden ist nun der Schlimmere, — der Papst oder der Landgraf? — — — Den hessischen Räuber und Erpresser kann ich von mir weisen, frei und frank ihm absagen, — dem Papste kann ich nicht absagen, ohne Abfall vom Glauben, — und darin liegt das Entsetzliche! Will ich bei der Kirche bleiben, dann

muß ich des Papstes unchristlich Walten schweigend ertragen, muß dulden, mich unterwerfen, — darf mir nicht einmal, wie der Vikar sagt, ein Urtheil über des Papstes Thun erlauben. Ha," fuhr er auf, „ist es nicht so, wie der Hofprediger behauptet? Sind wir Katholiken nicht die feigsten, erbärmlichsten Knechte? Ich aber will kein Knecht, frei will ich sein!" stieß er heftig hervor. „Habgier ist Habgier, — sei sie des Landgrafen, oder des Papstes. Bin ich von der Kirche ausgeschlossen und verdammt, weil ich das Schlechte schlecht geheißen, — dann helfe mir Gott!"

Er trat vom Fenster zurück und durchschritt lange die Kammer.

„Aber mein armer Vater!" fing er wieder an. „Wird ihn der Gram nicht beugen, die Schmach nicht tödten, den einzigen Sohn bei den Ketzern zu sehen? — — — Nun ja, — um des Vaters willen in Knechtschaft zu dienen, möchte gerade nicht ehrlos machen."

Er sank auf einen Stuhl, mit beiden Händen das Gesicht verhüllend. So saß er eine gute Weile, häufig stöhnend, wie gebrochen von Schmerz und Wehe.

Als er wieder zum Fenster trat, stand über ihm der volle Mond mit seinem ruhigen Gesicht, gänzlich

verschieden von Philipps Gesicht, darin sich der Jammer einer gepeinigten Seele spiegelte. Er blickte empor. Der Friede des Abendhimmels wirkte versöhnend, die böse Versuchung der Finsterniß wich zurück vor den nahenden Geistern des Lichtes; denn nicht böse Gesinnung und arger Wille waren Ursache des gefährlichen Strauchelns, sondern schwere Steine des Anstoßes, die zu heben dem Jüngling an Kraft es gebrach. Darum entwich der nächtige Spuk vor den hilfebereiten Lichtmächten des Himmels. Und wie er gesänftigt zur Höhe blickte, meinte er, der Mond belächele sein voriges erbittertes Streiten. Zugleich vernahm er in seiner Seele tröstende Stimmen, jedoch nicht ohne leisen Vorwurf. Die lichten Geister seiner Kindheit und die fromme Zucht der Klosterschule traten in ihre Rechte. Jetzt wunderte er sich, die stärkste Wehr im Kampfe nicht gebraucht zu haben, — das Gebet. Er bog das Knie und betete inbrünstig. Sein ganzes Herz schüttete er aus vor dem allmächtigen und barmherzigen Vater seines religiösen Glaubens, und bat um Hilfe. Letztere schien ihm geworden; denn als er sich erhob, sprach er im Tone des guten Vorsatzes: „Ja, das will ich thun!“ Dann schloß er das Fenster, entkleidete sich und ging zur Ruhe.

Reichsfeinde.

Prangend in fürstlicher Tracht, erhob sich der Landgraf zur Brautfahrt nach dem Palaste Ebelin.

Das außerordentliche, unerhörte Wagniß, zur lebenden Frau eine zweite zu nehmen, schreckte ihn keineswegs. Die Freiheiten des reinen Evangeliums gestatteten die Doppelehe, Luther und Melanchthon billigten sie, seine ungestüme Leidenschaft forderte sie. Der schwere Verstoß wider deutsche Art und Sitte, sowie das hohe Strafmaß der Reichsgesetze für solchen Frevel, erweckten einem Manne nicht die geringsten Bedenken, der keine Rechtsordnung achtete, nach Gutdünken die Gesetze verletzte, sogar den Umsturz des heiligen Reiches anstrebte. Nur die Möglichkeit beunruhigte ihn, es möchte Ebelin der Muth fehlen, mit dem Herkommen papistischen Wesens zu brechen, und sich kühn zu den Freiheiten des Neuglaubens

empor zu schwingen. Darum hatte er einen schlau berechneten Angriff erdacht, einen Fallstrick für Ebelins Stolz.

Im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, wurde er durch Ratzenburgs Eintritt aufgehalten.

„Was willst Du?“ herrschte er den Höfling an. „Kennst doch mein dringendes Vorhaben dieses Morgens.“

„Verzeiht, gnädigster Herr! Sturm wünscht Gehör.“

„Soll heute Nachmittag kommen.“

„Er bringt wichtige Botschaft, die nicht zu verschieben. Lange wird er Eure Gnaden nicht zurückhalten; denn er ist auf dem Wege zur Sitzung des Ausschusses im Rathhofe.“

„In Teufels Namen, — schicke ihn herein!“ gebot unwirsch der Hesse.

Jakob Sturm, einer der beiden Abgesandten Straßburgs, ein sehr gewandter, kluger, im revolutionären Geiste des Landgrafen thätiger Mann, betrat mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer. Regen Eifers betrieb er Philipps Plan, unter den neugläubigen Ständen zu Schutz und Trutz ein Bündniß zu stiften, damit männiglich wisse, welcher Hilfe er sich zu vertrösten habe, gegen die unliebsamen Beschlüsse des

Reichstages. Auch die Gesandten von Ulm und Nürnberg hatte Sturm für das Trutzbündniß gewonnen. Nach kurzer Frist ließ sich der Rath von Ulm und Nürnberg in Speyer brieflich vernehmen, es sei der Abschluß gedachten Bündnisses zwischen den evangelischen Fürsten und Städten löblich und wünschenswerth. Einen so raschen, günstigen Verlauf nahm die Verschwörung wider Kaiser und Reich, daß sich die Verbündeten mächtig glaubten, die ganze Reichsordnung stürzen zu können [1].

„Ich bedauere die Widersacher," schrieb Mathis Pfarrer, der zweite Gesandte von Straßburg, nach Hause; „denn wenn sie sich nicht bekehren und das Volk, so der Wahrheit begehrt, ledig lassen, müssen sie, gleich dem Pharao, im rothen Meere ertrinken [2]."

Das angedrohte rothe Meer kam wirklich, — ein Meer von Blut, darin die deutsche Einheit und Größe jämmerlich unterging.

Bis zu reichsverrätherischen Verbindungen waren bereits die Umtriebe des Landgrafen und seiner Partei gediehen. Als Philipp im vorigen Jahre den Religionskrieg schürte und in Franken einfiel, schickte König

1) Ney, Geschichte des Reichstags zu Speyer, S. 218.
2) Jung, Reichstag zu Speyer, Aktenst. 33.

Franz I. von Frankreich Boten an den fürstlichen Landfriedensbrecher, nannte ihn seinen „geliebtesten Freund und Bundesgenossen," ermunterte den Empörer und ließ ihm durch den Grafen Sigmund von Hohenlohe französische Hilfe anbieten. Ohne Zaudern ging der Hesse auf die angebotene Freundschaft des Reichsfeindes ein. Er schickte Gesandte an den König und begehrte 400,000 Gulden zur Kriegsrüstung [1]).

Der französische Hof behielt die umstürzende Bewegung im deutschen Reiche fest im Auge, mit Vergnügen die Gelegenheit benützend, Macht und Ansehen von Kaiser und Reich zu untergraben. In stetem Verkehr mit den Verschwörern, ließ er es an Ermuthigungen und glänzenden Versprechungen nicht fehlen. Nicht blos mit Geld, sondern auch mit Truppen wollte der Franzosenkönig die evangelischen Stände unterstützen.

Sogar mit den Türken trat Philipp von Hessen in Verbindung. An Zapolya, den Vasallen des Sultans, schickte er eine Botschaft, Unterstützung begehrend zum Kriege gegen König Ferdinand, den Bruder des

---

1) Janssen, B. III, S. 109 f.

Kaisers. Zapolya versprach hunderttausend Gulden und außerdem monatlich zwanzigtausend Gulden[1]).

Während der Kaiser auf dem Reichstage zu Speyer „eilende Hilfe“ gegen die andrängende Macht der Türken forderte, ahnte er nicht die freundlichen Beziehungen lutherischer Stände zum Halbmonde.

Der Landgraf empfing den straßburger Reichstagsboten wie einen Vertrauten, reichte ihm die Hand und nickte freundlich mit dem Haupte.

„Gerade zum Ausgehen gerüstet, wie Ihr seht, hätte ich keinen Anderen hören mögen. Doch für den weisen und tapferen Abgesandten Straßburgs hab' ich immer Zeit.“

„Eurer fürstlichen Gnaden Wohlgeneigtheit meinen Dank! Soll Euch fürwahr nicht leid sein, mich gehört zu haben; denn fröhliche Kunde vernehmet Ihr. — Eben kam von Straßburg ein Eilbote. Der Rath mahnt abermals, das Schutz- und Trutzbündniß zwischen den evangelischen Ständen eifrigst zu betreiben. Die Hacke müsse einen Stiel haben. Des Redens sei genug. Eine starke Bundesgenossenschaft in Wehr und Waffen werde der Papisten Uebermuth wohl

1) Rommel, Gesch. Philipps d. Großmüth. B. I, S. 216. B. II, S. 205.

beugen und mit den Beschlüssen des Reichstages, so uns selbe widerwärtig, wenig Federlesens machen."

„Was ich immer sagte!" bestätigte kopfnickend der Hesse. „Weder Kaiser noch Papst soll gelten, so wir in Einigkeit gerüstet stehen."

„Ferner läßt der Rath wissen," fuhr Jakob Sturm fort, „daß auch die Städte Lindau und Constanz dem Bunde beitreten. Desgleichen sei es nicht schwer, den evangelischen Eidgenossen in der Schweiz die Hand zu reichen."

„Ja, — wäre nur dieses verdammte Pfaffengezänk nicht, — diese heillose Fehde zwischen Luther und Zwingli!" stieß Philipp heftig hervor. „Der vermaledeite Streit über das geweihte Brod spaltet unsere Kraft, hemmt und hindert Alles. Die Freunde der Unabhängigkeit sollten klug sein, sich für gemeine Wohlfahrt verbrüdern und die Pfaffen schwätzen lassen."

„Bin Eures Dafürhaltens, gnädiger Herr! Haben Luther und Zwingli in der Bibel gefunden, daß Klöster und Stifte des Teufels Werk und darum müssen zerstört werden, so gereicht dies allen evangelischen Ständen, die da zugreifen, zu nicht geringem

Vortheil. Dagegen sollten die Reformatoren in der Bibel nichts finden, was die Eintracht stört."

„Daneben weiter nichts ist, als leerer Wortkram," ergänzte Philipp.

„Sodann meldet schließlich der Rath, Graf Sigmund von Hohenlohe, der Gesandte des Königs von Frankreich, sei in Straßburg eingetroffen und werde bald hie sein."

„Ha, — eine höchst wichtige Kunde!" sprach mit tiefer Stimme der Andere und seine Augen funkelten. „Was bringt der Königsbote?"

„Wenig ließ er verlauten. Des Grafen Sendung geht an Euch. Der Rath läßt fürstliche Durchlaucht bitten, bei den Verhandlungen mit Frankreich stets den gemeinen Nutzen evangelischer Stände hochgeneigt zu bedenken."

„Daran zweifelt nicht! Die Uebermacht des Hauses Habsburg bedroht uns alle, — Frankreich minder nicht, als die Freiheit deutscher Stände. Aus Italien hat der hochfahrende, herrschsüchtige Kaiser die Franzosen hinausgeschlagen, — des Königs Söhne hält er gefangen, — die Wälschen griff seine Eisenfaust beim Genick und warf sie in den Staub. Mit gleicher Zwingherrschaft bedroht des Kaisers Stolz

und Grimm uns alle, Fürsten und Stände des Reiches. Darum müssen wir uns verbrüdern, Fürsten und Städte müssen sich verbinden, mit starker Macht sich rüsten wider des Kaisers Gewaltherrschaft."

„Verzeiht, gnädiger Herr, — was Ihr tadelt an Kaiser Carl, finden dessen Curtisanen rühmlich. Der Franzosen und Wälschen Bezwinger feiern sie als glorreichen Sieger. Der Kaiser, sagen sie, habe des Reiches Ansehen in Italien wieder aufgerichtet, — den deutschen Namen habe er zu Ehren gebracht, die Reichsfeinde gedemüthigt. — — Darum, dünkt mir, möchte es nicht gerathen sein, bei dieser Seite die Sache anzufassen."

„Natürlich! Was ich sagte von des Kaisers bedrohlicher Zwingherrschaft und schelmischen Praktiken, war nur Euch gesagt, — Euch, dem Verständigen, Einsichtsvollen. Die Unverständigen hingegen und Feigen, die sich knechtisch beugen vor des Kaisers Majestät, bleibe Ziel und Absicht unseres Strebens verborgen. Vor dem gemeinen Volke, vor den Schwachen und Blinden, müssen wir ein ganz anderes Lied singen. Nicht wider des Reiches Haupt rüsten wir, sondern zur Abwehr der mörderischen Anschläge der Papisten. Aus Nothwehr treten die evangelischen

Stände in einen Bund zusammen, zum Schutze des lebendigen Gotteswortes, zum Frommen des lauteren Evangeliums. — Mit solcher Lockspeise müssen wir alle Städte angeln, so bisher die Lieblichkeit des freien Evangeliums verkostet, Klöster eingezogen und mit Pfaffengut die Truhen gefüllt. Sie alle werden bei dem unverdunkelten Evangelium bleiben und weiter ärnten wollen. Damit sie aber dies können, ohne des Papstes Bann und des Reiches Acht fürchten zu müssen, ist ein starker Bund zu Trutz und Schutz der Evangelischen sehr von Nöthen. — — Ihr versteht mich doch?"

„Vortrefflich, mein Fürst! Die besten Prediger des lauteren Wortes sind die reichen Kirchengüter und fetten Klöster," antwortete lächelnd Jakob Sturm. „Ohne diese höchst begehrenswerthen Kleinodien und andere köstlichen Freiheiten, so uns von dem Joche der Gesetzeswerke erlösen, möchte Doctor Martinus tauben Ohren das unverfälschte Evangelium gepredigt haben."

„Darum ist Luther ein ganzer Mann, der es verstanden, am rechten Zipfel die Sache anzufassen. — — Wie weit seid ihr in den Ausschüssen mit der Türkenhilfe?"

„Fast am Ende. Weitaus die meisten Städte

stimmen für des Kaisers Begehren. Kommt der Handel vor den allgemeinen Reichstag, werden wir sonder Zweifel überstimmt."

„Desto besser! Druck erzeugt Gegendruck. Die Evangelischen werden von den Papisten zum Bündnisse gezwungen."

„Kaiserlicher Majestät Ansinnen gehormsamst ergeben sind insgesammt die rheinischen Städte, – Speyer voran."

„Hab' schon gemerkt, wie Speyer am Kaiser den Narren gefressen!" rief lachend der Hesse. „Das andächtige Speyer huldigt dem Kaiser, ehrt den Papst und wird niemals dem Bunde beitreten. Gleichviel! Haben die Papisten Geld und Mannschaft wider den Türken, so haben wir Geld und Mannschaft wider den Papst. — — Arbeitet mit gewohnter Klugheit für den Bund, mein Freund! Haben sich die evangelischen Fürsten und Stände von den Papisten geschieden, — und das muß geschehen, — ist das Bündniß fertig, dann halten wir das Banner der evangelischen Freiheit hoch im Reiche, dem Kaiser, Papst und allen Teufeln zum Trutz. — Nun Dank für Eure Kunde! Will der Bundesgenossenschaft Straßburgs eingedenk sein."

Mit gnädigem Lächeln entließ er den Gesandten.

Philipps Werbung.

Geraume Zeit schon sitzt Eberhard Ebelin, der ahnenstolze Patrizier, im Erker seines Palastes und späht eifrig nach jener Stelle, wo die Georgengasse auf den Domplatz mündet. Er harrt des Landgrafen, der ihm für heute seinen Besuch versprochen. Wie eine glänzende Auszeichnung empfindet der ehrgeizige Mann die erwartete Ehre des fürstlichen Besuches, merkwürdig genug, in der Familienchronik verewigt zu werden. Kaum vermag er, die innere Aufregung zu beherrschen. Sein Mienenspiel ist in steter Bewegung, seine Augen glühen, und die mit kostbaren Ringen gezierten Finger trommeln bald auf den Knieen, bald auf des Erkers Brüstung.

In dem prachtvoll ausgestatteten Zimmer ist Frau Martha thätig, Eberhards Gattin, ein sanftes, stilles Wesen. Sie rückt an goldenen Vasen, an kunstvoll

gearbeiteten Pokalen und Prunksachen, die auf einem reich eingelegten Tische stehen. Da und dort findet sie noch ein Stäubchen, welches die spiegelblanke Sauberkeit stört. Sie selber ist ein Muster von Reinlichkeit und ihre ganze Erscheinung verräth die waltende, rastlos fürsorgende Hausfrau. Nicht einmal der bevorstehende Besuch des Fürsten konnte sie bestimmen, von dem Ehrenzeichen der Hausfrauen aller Stände jener Zeit sich zu trennen, — von Tasche und Schlüsselbund. Nebenbei stellt Marthas Frauentasche einen Gegenstand reichen Schmuckes dar. Sie hängt an goldgezierten Riemen bis zum Knie hinab, aus einer größeren und sieben kleineren bestehend, welche durch Strüpfen zugezogen werden. Die Strüpfen hängen in zierlichen Knöpfchen herab, geflochten von feinen, vergoldeten Lederriemchen. Das Ganze ist von hellbraunem Hirschleder, geziert mit Stickereien in Seide, Silber und Gold. Auf dem Kopfe trägt sie eine goldene, mit Perlen und Edelsteinen geschmückte Haube, welcher die Kostbarkeit des ganzen Anzuges entspricht.

„Große Herren lassen auf sich warten, — das Sprüchwort trifft zu!“ fing der ungeduldige Eberhard zu murren an. „Vielleicht kamen ihm Staatsgeschäfte in die Quere, — jedenfalls sind es Dinge

von Wichtigkeit, so ihn zwingen, mich warten zu lassen.“

„Er mag den Besuch nicht so hoch anschlagen, wie Du, — hat ihn etwa ganz und gar vergessen,“ sagte Frau Martha.

„Was redest Du da?“ fuhr Ebelin auf, verließ seinen Späherposten und trat unmuthig vor seine Gattin. „Hältst Du den Landgrafen für einen Windbeutel, der heute vergißt, was er gestern zugesagt? Oder bin ich ein Pfahlbürger, den man geringschätzend behandeln darf! Weit gefehlt, Unverständige! Der Landgraf ist kein Schwätzer, — weiß recht gut, mit wem er traut verkehrt. Er kennt das alte Geschlecht der Ebelin vor dem Münster und hält es werth.“

„Zürne doch nicht, Eberhard, weil ich arglos eine Meinung geäußert!“ entgegnete Martha in sanfter Weise. „Allzeit bin ich Deiner Ansicht, so auch in vorliegendem Falle.“

Brummend kehrte er nach dem Erker zurück. Da klangen Tritte durch das Vorzimmer und der Fürst erschien unter dem Eingang. Das mürrische Gesicht Ebelins wurde plötzlich lichter Sonnenschein.

„Allergnädigster Herr Landgraf, seid herzlich willkommen in meinem Hause! Längst erwartete ich Eure

fürstliche Gnaden, — wollte schon zweifeln an der hohen Ehre Eures Besuches."

„Verzeiht mein Säumen, Herr Eberhard! Die Erledigung einer dringenden Sache schob sich unversehens zwischen meine Ungeduld, Euch und Eure Familie zu begrüßen. — Wahrscheinlich Euer liebwerthes Ehegemahl?"

„Wie Ihr sagt, gnädiger Herr, — meine Martha!"

Der Fürst neigte huldvoll sein Haupt vor Frau Martha.

„Gewiß die Martha im Evangelium, — ebenso geschäftig und liebevoll besorgt," schmeichelte der kluge Werber.

„Man muß es ihr lassen, Durchlaucht, — eine bessere Hausfrau möchte schwer zu finden sein."

„Dazu die Mutter kräftiger Kinder?"

„Drei Söhne, Eure Gnaden, doch nur eine Tochter."

„Aber eine Tochter, die ein ganzes Tausend gewöhnlicher Evastöchter aufwiegt, — eine Königin an Schönheit und Grazie!" rühmte Philipp von Hessen.

„Allzugnädig, Herr Landgraf!" sagte Frau Martha.

„Gerecht im Urtheil, — nicht gnädig!" versicherte

der Fürst. „Niemals fand ich Anmuth und seltene Schönheit so reizend gepaart mit reichem Geist und feinem Frauenwitz. Isengard würde eines Königs Thron zieren.“

„Das Rühmen meiner Tochter ist zwar allgemein, — aus fürstlichem Munde hat es jedoch einen ganz besonderen Klang,“ sprach der eitle Vater. „Ihr macht mich stolz, gnädiger Herr!“

„Mit Recht seid Ihr es! Ich preise den glücklichen Zufall, Isengard kennen gelernt zu haben.“

„Nun zeige, Frau Martha, daß Du Deinen evangelischen Namen verdienst, — sorge für einen löblichen Morgentrunk!“

Mit diesen Worten schickte Ebelin seine Gattin fort, ohne hiedurch im Geringsten zu verstoßen gegen die einfachen Umgangsformen jener Zeit.

Der Landgraf hatte sich niedergelassen und begann, sein Werben einzuleiten.

„Gestern konnte ich zu Marientraut aus Euren Reden merken, daß auch Ihr, wie jeder hochsinnige Mann, den Freiheiten des unverdunkelten Evangeliums nicht gram seid. Freut mich, Herr Eberhard! Die alten, berühmten Geschlechter müssen vorangehen auf der Bahn der Unabhängigkeit, die ein kühner

Mönch dem deutschen Volk geöffnet. Lange genug hat Rom uns beherrscht, unterdrückt, geplündert."

„Bin gleicher Meinung, fürstliche Gnaden! Längst wurmte mich die Ausbeutung deutscher Lande durch römische Kniffe. Wenn auch der Papst gerade nicht der Antichrist und Teufel, wie Luther behauptet, so ist er doch ein arglistiger Mann, der sich im Reiche zu herrschen unterfing, als ob kein Kaiser wäre. Jegliches hat der Papst an sich gerafft, in Alles hineingeredet, in allen Dingen gewaltet. Die Hälfte deutscher Lande gehört den geistlichen Fürsten, den Stiften und Klöstern, während doch klar in der Bibel zu lesen: — Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Die ganze Bibel hat der Papst verdorben und falsch gedeutet," versicherte der Landgraf. „Nicht hoch genug können wir Luthers Verdienst anrechnen, unverdunkelt und rein das Evangelium wieder hergestellt zu haben. Der Papst knechtete die Christenheit durch die Bibel, — Luther macht uns frei durch die Bibel. Der Papst verpflichtet durch das Evangelium zu guten Werken, zu mancherlei Büßungen und Casteiungen, — lediglich in der argen Absicht, die Leute unter das Joch seiner geistlichen Herrschaft zu bringen. Darum sagt Luther mit Recht: »Der Papst hat

die Gewissen als ein rechter Stockmeister gemartert.« — Der erleuchtete Reformator hingegen befreit durch Gottes Wort von aller Stockmeisterei, von jeglichem Gewissenszwang. Er beweist aus der Bibel, daß alle guten Werke unnütz, der bloße Glaube genüge zur Seligkeit. Christus habe uns den Himmel verdient, darum sei Werkheiligkeit papistischer Hochmuth. — Nach solchem Evangelium kann man fröhlich leben, jegliches Ding genießen sonder Anstoß und Gewissenspein."

„Oja, dem Augustiner mag Niemand bestreiten, daß er ein behagliches, gar bequemes Evangelium erdacht," bestätigte Ebelin. „Wie lobesam klingt sein Sprüchlein:

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

„So es Euer Gnaden gefällt, trinken wir auf das Wohl des lustigen Evangelisten Martinus," scherzte der Patrizier.

Sie betraten das anstoßende Zimmer, wo der Morgentrunk bereit stand.

„Ein prächtiger Wein, duftend gleich Arabiens Wohlgerüchen!" rühmte der Landgraf, an dem goldenen Becher nippend.

„Aus meinem Weinberg in Deidesheim, gnädiger Herr!“

„Patrizierwein!“ schmeichelte Philipp. „Vor dem Gesellen mag sich der Stärkste hüten, will er nicht seinen Meister finden. Göttliche Tropfen, — würdig, bei der Hochzeit Eurer Tochter getrunken zu werden.“

„Mag noch gute Weile haben.“

„Ist ihre Hand noch frei, — nicht gebunden durch ein Eheversprechen?“

„Gewiß nicht, Durchlaucht!“

„Vielleicht hat sie dennoch ein geheimes Liebesbündniß, Euch unbekannt.“

„Dazu ist meine Isengard viel zu klug, sintemal sie weiß, daß zwecklose Bekanntschaften der Züchtigkeit einer Jungfrau nicht wohl anstehen, und auf Wohlanständigkeit hält meine Isengard ohne Maß viel. Die Kaiserin achtet nicht so hoch ihre Krone, denn Isengard ihrer Jungfrauschaft reinen Kranz.“

„Sehr löblich! Dafür hab' ich sie beim ersten Anschauen erkannt. Fleckenlose Jungfräulichkeit kleidet sie, wie ein lichtes Gewand. Ganz Würde und Hoheit ist Eure Tochter. — Trotzdem könnte sie, ohne Euer Wissen, in allen Züchten einen jungen Mann lieben und selben zum künftigen Gemahl erkoren haben.“

„Nicht möglich, dieweilen Isengard meine Absicht kennt, ihr den Ehegemahl zu bestimmen, und zwar nach weiser Ueberlegung. Meine einzige Tochter soll glänzend verheirathet werden.“

„Ueberaus ehrenvoll für Euch, Herr Eberhard! In einer so wichtigen Sache muß die reife Erwägung des Vaters, nicht die unbesonnene Neigung der Jugend entscheiden. — Stellten sich schon viele Bewerber ein?“

„Allbereits die Menge, — unter ihnen höchst angesehene, reiche und tüchtige Männer. Alle bekamen Körbe. Bin einigermaßen wählerisch und schwer zu befriedigen. Die einzige Tochter Ebelins vor dem Münster kann nur ein Solcher heimführen, dessen hoher Rang und reicher Besitz mit Isengards Abkunft und Mitgift gleichen Schritt halten.“

„Selbstverständlich! — Was würdet Ihr zu einem fürstlichen Bewerber sagen?“

Bei der Frage betrachtete Ebelin den Landgrafen, ob er etwa scherze, oder gar ihn foppe. Des Fürsten Benehmen war jedoch ruhig und ernst, keine Spur von Neckerei.

„Das freie Geschlecht der Ebelin vor dem Münster,“ antwortete stolz Herr Eberhard, „steht zwar

manchem Fürstengeschlecht an Alter gleich, — dennoch erwarte ich keinen fürstlichen Bewerber, sintemal Anfragen in sothanem Handel von dorther nicht Brauch."

„Allzu bescheiden, Herr Eberhard! Jedem Fürstenhofe würden Isengards seltene Vorzüge Glanz verleihen."

„Mag sein, — werde jedoch niemals in die glückliche Lage kommen, einem Reichsfürsten meine Tochter zu vermählen."

„Ihr täuschet Euch, mein Freund! Ein Reichsfürst sah Isengard, bewunderte ihre ganz unvergleichliche Schönheit, wurde durch den Reiz ihrer Persönlichkeit dermaßen eingenommen, daß er sie zum Weibe begehrt. Dieser Reichsfürst bin ich, der Landgraf von Hessen."

Ebelin beschaute den fürstlichen Gast mit staunendem Befremden, und als er in dessen Zügen tiefen Ernst und erwartungsvolle Unruhe las, überkam den Patrizier eine an Schrecken grenzende Ueberraschung. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, starrte er den Landgrafen mit weit geöffneten Augen an. Dann fuhr er mit bebender Hand einige Male über das Gesicht, die Sinnestäuschung zu verscheuchen.

„Eure Durchlaucht beliebt, allergnädigst zu scherzen!“

„Kein Scherz, Herr Eberhard! Ich werbe in aller Form um die Hand Eurer Tochter und bitte, mein Werben zu genehmigen.“

„Ja, — aber, — verzeiht, meines Wissens starb nicht Euer fürstlich Ehegemahl,“ stotterte Ebelin.

„Solchen Einwand habe ich erwartet, weil selben alter Brauch, oder vielmehr papistisches Herkommen nahe legt,“ antwortete Philipp. „Ihr wollt sagen: — Niemand darf zwei Frauen haben, euer erstes Weib lebt noch, sohin könnt ihr um Isengard nicht werben. — Das ist doch Eure Meinung?“

„Allerdings, fürstliche Gnaden!“

„Nun merket, wie Eure Meinung irrt und nicht bestehen kann vor den Freiheiten des reinen Evangeliums!“ fuhr der Hesse fort. „Meine Frau ist kränklich und schwach, — ich aber bin jung und kräftig. Manneskraft mit Kränklichkeit vermählt, ist ein großes Uebel, unerträglich, — wider die Gesetze der Natur, — zur Untreue eine stete Versuchung. Das erwog ich, und befragte die bibelfesten, erleuchteten Gottesmänner Luther und Melanchthon, ob es bei solchen Umständen erlaubt, ein zweites Weib zu nehmen.

Beide Reformatoren bejahten die Frage. Die Doppelehe sei nicht wider Gottes Wort, sagten sie. David hatte mehrere, Salomon viele Frauen, so auch die frommen Altväter. Nirgends sei in der Bibel verboten, zwei Frauen zu haben. Demzufolge sei auch mir gestattet, ein zweites Weib zu nehmen."

„Höchst merkwürdig und ganz erstaunlich!" sprach kopfschüttelnd der Patrizier.

„Melanchthon ist hie, — befraget ihn!"

„Ich glaube Eurer Gnaden, — dennoch, — verzeiht, — das Ding ist dermaßen verwunderlich und wider alle Ordnung —"

„Nicht wider alle Ordnung, wohl aber gegen des Papstes Machtgebot und böse Arglist," unterbrach ihn der Landgraf. „Was Gott erlaubt, verbietet der Papst, um seiner Herrschsucht willen. Wie er aus gar vielen Dingen Stricke gedreht, der Menschen Freiheit zu binden, so hat er aus der Ehe ein Joch geschmiedet, die Leute zu knechten. Die Bibel hat er gefälscht und so gestaltet, daß sie ein Buch zur Befriedigung seiner Herrschgier wurde. Da sich nun Gott der unterdrückten, durch Roms Tücke vergewaltigten Christenheit erbarmte, und ihr durch sein erwähltes Rüstzeug Luther das reine, unverdunkelte

Evangelium wieder gab, so bin ich des festen Willens, nach Gottes Wort zu leben. Daran soll mich weder Papst, noch Teufel hindern. Lange genug wurden wir geschunden durch päpstische Tyrannei, — das hat fürder ein Ende. Kein ächter deutscher Mann wird römische Zwingherrschaft und trügerische Menschensatzungen evangelischer Freiheit vorziehen."

„Das läßt sich wohl hören, nicht aber mit Glimpf durchführen, — meines Bedünkens wenigstens. Die Leute hängen am Hergebrachten, — möchten zwei Weiber nebeneinander für großen Schimpf halten!"

„Wundert mich, wie ein muthvoller Mann also reden mag," versetzte lächelnd der Fürst. „Des Papstes Tyrannei ist ein altes Herkommen, darum bleibe es dabei, — männiglich trage in Geduld die römischen Ketten."

„Nein, — nicht also!" widersprach lebhaft der Patrizier. „Ebelin vor dem Münster ist keines Menschen Knecht jemals gewesen, — nicht einmal des Kaisers. Mein Geschlecht hielt zwar durch alle Jahrhunderte treu und fest zu Kaiser und Reich, — bin gleichen Sinnes, dieweilen Ehrbarkeit dies heischt. Dagegen forderten wir selbst von des Kaisers heiliger Majestät die Achtung unserer Freiheiten und

Rechte. Von Knechtschaft kann sohin keine Rede sein. — Wollte nur sagen, zwei Frauen zusammen mögen großen Rumor und viel Geschreis machen."

„Ihr scheut das Neue, Ungewöhnliche, Außerordentliche der Doppelehe, — vielleicht auch den Verstoß gegen das Uebliche?"

„Wie Ihr sagt, fürstliche Gnaden!"

„Mir abermals absonderlich, sintemal ich den Mannesmuth des Sprößlings eines alten, tapferen Geschlechtes weit höher anschlug," versetzte im Tone leisen Vorwurfs der Hesse. „Verstießen etwa die Ehen der Mönche und Nonnen, der Stiftsherren und Prälaten, nicht auch wider des Papstes Satzungen? Wider das Uebliche, Herkömmliche? Vor vier Jahren schon heirathete der Augustinermönch Martin Luther die Nonne Käthe von Bora, — das machte groß Geschrei. Meint Ihr, Luther habe den Lärm und das Gespötte ob seiner Heirath nicht vorausgesehen? Dennoch that er muthvoll einen Schritt, welchen die Natur gebot und das freie Evangelium gestattete. Sollen wir unterlassen, was Natur fordert und Gottes Wort erlaubt, weil wir Luthers Muth nicht besitzen? Haben nicht die Jahre her Tausende von Mönchen, Nonnen, Pfarrherren und Prälaten, unter ihnen auch Weih-

bischof Engelbrecht von Speyer, des Papstes Tyrannei und der Papisten Geschrei verachtet und geheirathet [1])? Nimmt heute ein Pfaffe ein Weib, — wer wundert sich noch? Schon ist gewöhnlich, was ehedem ganz erstaunlich gewesen. — — Darum fragt ein rechter Mann niemals das Herkommen, so es verkehrt und lüderlich, sondern allzeit das Recht und Gottes Wort."

„Muß gestehen, Eure Gründe sind stark!" versetzte schwankend der Patrizier.

„Bedenket weiter," fuhr der Landgraf fort, „wie voll des Muthes, sonder Furcht und Zagen, die erleuchteten Reformatoren für die ganze Freiheit des Christenmenschen stritten wider des Papstes arge Macht! Nicht blos den Cölibat bekannten sie frank und frei als Teufelswerk und römischen Fund, zur Knechtung der Seelen, — sie trieben mit dem Lichte der Wahrheit aus allen Schlupfwinkeln die römische Schlange. Die Klostergelübden, vormals des Papstes feste Zwingburg, verkündet Luther als Bündniß mit dem Teufel, die Klöster als des Teufels Erzhurenhäuser. Hei, — wie thaten sich da die Klosterpforten auf und ließen die Gefangenen frei! — Die Messe

1) Engelbrecht kehrte später zum katholischen Glauben zurück. Remling, B. II, S. 251.

war heilig, eine reiche Quelle zur Stillung römischen Gelddurstes. Luther hingegen fand die Messe nirgends in der Bibel, enthüllte den päpstischen Betrug und erklärte die Messe für eine vermaledeite Abgötterei. — So ging es fort. Alle Drachenschwänze und höllische Lügensaat, die seit tausend Jahren der Antichrist von Rom in deutsche Lande gestreut, riß Luther aus mit kühner Hand. Der Freiheit brach er Bahn. Von papistischer Geistesknechtschaft hat er uns erlöst, von Fasten, Bußübungen, übermenschlich guten Werken und allen Folterqualen römischer Tyrannei die armen Seelen befreit. Das Leben hat er lieben und Gottes schönste Gaben fröhlich genießen gelehrt. Wer darum nicht als höriger Knecht geboren, nicht mit unheilbarem Sklavensinn behaftet, — der flucht Roms Tyrannei, und flieht aus dem Banne der Finsterniß in das Reich des Lichtes und der Freiheit."

„Sehr schön gesagt, fürstliche Gnaden, — gar hübsch deklarirt! Wer möchte da nicht dem Papste zürnen und dem Zwange christlicher Satzungen, die allwege in Brauch gewesen, so man nach Belieben thun und lassen kann, wie einem just der Sinn steht! Haltet mich weder für feige, noch für knechtisch gesinnt, die Sklaverei der Freiheit vorzuziehen."

„Männlich gedacht, mein Freund! Ein Ebelin vor dem Münster, hochgemuthet durch Einsicht und Herkunft, wird einer Welt Trotz bieten, so es gilt, das Joch römischer Hörigkeit abzuwerfen und ganz frei zu sein. — — Indessen will ich Euch nicht drängen. Ueberleget bedachtsam mein Werben. Ich werde Euch den hochgelahrten, frommen Reformator Doctor Melanchthon schicken, damit er Euch Jegliches nach der Bibel und Gottes Wort auseinander setze und auch den letzten Zweifel hebe.“

„Ganz meinem Fühlen und Wünschen gemäß, gnädiger Herr! In Manchem sehe ich unklar, an mancherlei stößt sich meine Unwissenheit, die Melanchthon gründlich heilen mag.“

„Dürfte ich Euren gröbsten Anstoß hören, Freund Ebelin?“

„Nun ja, — mit Verlaub, — was möchte wohl die allergnädigste Frau Landgräfin zum zweiten Ehegemahl sagen?“

„Ein höchst vernünftiges Bedenken, das ich ohne Weile beseitigen kann,“ erwiederte Philipp. „Mein Weib Christina willigt in die Doppelehe und zwar mit so verständigen, liebevollen Worten, daß mir selbe unauslöschbar im Herzen eingeprägt sind. Sie erklärte

nämlich vor mir und meinen Räthen folgendermaßen: »Mit einer zweiten Ehe des Landgrafen bin ich einverstanden, damit selbe dem Leib und der Seele meines geliebten Gatten heilsam diene und Gottes Ehre gefördert werde[1])« — — Machte ich bislang vor der Freiheit des lauteren Evangeliums und von der Billigung meiner Gattin keinen Gebrauch, so geschah es nur deßhalb, weil ich keine Würdige fand, die Krone der Landgräfin von Hessen zu tragen. Kaum erspähte jedoch mein Auge Isengard, so war mein Herz gefangen und meine Wahl getroffen."

„Sehr schmeichelhaft, Eure Gnaden! Meinestheils verstehe ich wohl die hohe Ehre Eures Werbens, für mich und mein Geschlecht. Die Kühnsten meiner Vorfahren vermutheten nicht, daß eine Ebelin vor dem Münster zur Reichsfürstin und Landgräfin möchte erkoren sein."

„Betrachte ich Isengards unermeßlichen Werth, so bedauere ich, nur Landgraf und nicht Kaiser zu sein," versicherte Philipp.

Wie von Schwindel ergriffen und trunken von

1) Ut tanquam dilectissimi mariti animae et corpori serviret et honor dei promoveretur. Rommel 2, 411.

hochschwellendem Ehrgeiz, saß der stolze Patrizier, den Fürsten anlächelnd, wie ein Berauschter.

„Da mir jede Verzögerung meines unsagbaren Glückes peinlich, so eile ich, den Reformator Euch zu schicken," fuhr der Hesse fort, indem er sich erhob. „Demnach darf ich hoffen?"

„Alles, fürstliche Gnaden, — Alles mögliche!"

„Vorläufig bleibe mein Werben geheim, bis zur Entscheidung."

„Nach Eurer Gnaden Dafürhalten."

„Darf ich heute noch Euren Besuch erwarten?"

Die Frage wirkte abkühlend auf den stets lächelnden, der Sinne kaum mächtigen Ebelin.

„Um's Leben gern wollte ich fürstlicher Gnaden Besuch erwiedern, wie es der Anstand heischet. Allein Ihr wohnt bei Adam von Berstein, und mit diesem Geschlecht leben die Ebelin vor dem Münster seit alten Zeiten in grimmiger Feindschaft. Niemals wird der Fuß Ebelins den Palast Bersteins betreten, — es sei denn, Berstein thut den ersten Schritt zur Versöhnung," schloß er stolz.

„Bei solcher Bewandtniß seid Ihr des Gegenbesuches enthoben, Herr Eberhard! Da ich jedoch eine tägliche Zusammenkunft mit Euch ersehne, so will ich

heute noch dem Kurfürsten von Sachsen Euch vorstellen, in dessen Herberge wir jeden Abend vergnügt beisammen sitzen."

Er reichte dem Patrizier die Hand und eilte nach seiner Wohnung, wo ihn Ratzenburg hochgespannt erwartete.

„Nun, Herr, nun?"

„Was, — nun, Herr, nun?" wiederholte mit Laune der Fürst. „Du stehst vor mir, wie eine große Frage, — oder vielmehr, Alles an Dir ist Frage. Deine Augen fragen, — wie ein Knebel steckt das Fragen in Deinem offenen Munde, — Deine feurige Nase strahlt ganze Bündel von Fragen aus. — — Auch ich habe eine dicke, schwere Frage an Eure Weisheit. Sagt doch, gelahrter Hans, wie ist es möglich, daß ein Mensch für etwas begeistert spricht, an das er selber gar nicht glaubt? Daß Jemand für ein Nichts, für einen Wahn, für eine Posse, in solchem Feuer entbrenne, daß er Andere ansteckt, fortreißt, im Sturme für das Nichts erobert? Sagt mir doch, wie ist Solches möglich?"

„Möge es Eurer Gnaden gefallen, sich näher zu erklären, dieweilen Philosophen nur klare Fragen sicher lösen."

„Der Fall liegt also: — Ebelin besitzt eine unvergleichlich schöne Tochter, die ich zum Weibe begehre. Darum gilt es, den Vater zu gewinnen. Demzufolge packe ich ihn bei seiner schwachen Seite, genannt Eitelkeit. Ich streiche ihm den Bart, schmeichle seinem wohlgenährtem Selbstbewußtsein, kitzle sein hochmüthiges Gelüsten und zeige ihm von Ferne seine Tochter im Glanze der Reichsfürstin. Wie das wirkte! Gleich einem Truthahn blähte er sich auf, stellte das Gefieder und spannte das Rad, wie ein Pfau. Der aufrührerische Stolz stieg ihm zu Kopfe, umnebelte seinen Verstand, berauschte ihn und überlieferte den Trunkenen ohnmächtig meinem Willen."

„Das habt Ihr fein gemacht! Gar nützlich für den Klugen ist eines Menschen schwache Seite, — man kann durch selbe eindringen, wie durch das offene Thor einer festen Burg."

„Allein die Doppelehe machte ihn stutzig," fuhr der Hesse in spöttischer Laune fort. „Die Dummheit des religiösen Aberglaubens schreckte vor dem Frevel zurück. Da rief ich unsere Reformatoren zu Hilfe, welche aus der Bibel bewiesen, es sei nicht wider Gottes Wort, zwei Frauen zu haben. Meinen Angriff zu verstärken, erklärte ich die einfache Ehe als

Kniff des Papstes, gläubig fromme Seelen unter das Joch seiner Herrschgier zu beugen. Das zog, — jede Abhängigkeit macht den Stolzen grimmig, wie ein rothes Tuch den Stier. Demgemäß donnerte ich gewaltig wider des Papstes böse List und Tyrannei, — gerade kein Meisterstück; denn Luther hat ja eine ganze Rüstkammer voll Schmähungen auf den römischen Antichrist zusammengetragen, und was man unsere Prediger alltäglich herunterpoltern hört, ist leicht, zu wiederholen. — Doch jetzt die Merkwürdigkeit, das Räthsel! Ich fing an, Luthers Großthaten zu preisen, — die Freiheiten des unverdunkelten Evangeliums zu verherrlichen, — den Segen des lauteren Wortes bis über die Wolken zu erheben. Dies Alles that ich mit solchem Eifer, mit solcher Begeisterung, daß Ebelin, der lauschende, staunend aufhorchende Ebelin, für das freie Evangelium fast gewonnen wurde, — ja männiglich geschworen hätte, der mich hörte, ich spreche aus innerster Ueberzeugung. Dennoch glaube ich an den Luther so wenig, wie an den Papst, — Du weißt es! Das neue Evangelium ist mir ebenso gleichgültig, albern und thöricht, wie das alte. — — Erklärt mir doch, Hans von Ratzenburg, wie konnte ich für eine Sache schwärmen, begeistert für das

lautere Gotteswort einstehen, daß mir in Wahrheit baß Unsinn und leeres Pfaffengeschwätz?“

Der Rothe zog die Larve des Ernstes über sein verschmitztes Fuchsgesicht und sah eine Weile sinnend nieder.

„Sothanes Räthsel will ich Eurer Gnaden füglich lösen,“ hob er bedächtig an. „Wohl ist Euch Luther ein schmähsüchtiger Narr und sein lauteres Evangelium eitel Narrethei, — aber des ausgesprungenen Augustiners böses Maul und evangelischer Fund hat Euch in Hessen die reiche Habe von drei und fünfzig Klöstern eingetragen, gestattet Euch dazu ein hübsches zweites Weib nach Gottes unverfälschtem Wort. Wer möchte um solcher köstlichen Gaben willen auch der Thorheit nicht hold sein? — Zum Ersten also war Eure Begeisterung für evangelische Freiheit der Ausdruck Eurer Dankbarkeit.“

„Es mag gelten! — Zum Zweiten?“

„Zum Zweiten, — und das ist die Grundsuppe, der innerste Beweggrund Eurer evangelisch lodernden Flamme, — galt es, durch Bibel und Gottes Wort die Braut zu erstreiten. Derohalben mußtet ihr das Mittel hübsch aufputzen und glänzend herausstreichen. Was von Bewunderung und schrankenloser Inbrunst

für Isengard in Euch lag, hat naturgemäß zur Lobpreisung des freien Evangeliums geführt, weil Ihr lediglich durch evangelische Freiheit zum Erfolg Eures Werbens gelangen könnt.“

„Das hast Du fürtrefflich ausgeklügelt, Hans Schlau! Hm, — o ja, — mit solcher Macht hat mich das Verlangen nach Isengard ergriffen, daß ich den Teufel selber lobpreisen wollte, könnte ich durch ihn zur Braut gelangen. — Jetzt höre,“ fuhr er fort, seine widerliche Laune mit besonnenem Ernst vertauschend. „Wohl hat Ebelins Stolz gierig geschnappt nach der gleisenden Lockspeise, des Landgrafen Schwiegervater zu sein, — wie ein geangelter Fisch zappelt er am Haken der Ehrsucht. Allein er hat zum Weibe eine fromme Christin, eine engbrüstige Papistin. Obzwar mir dünkt, Frau Martha stehe unter strengem Regiment ihres Eheherrn, sind Frauenzungen immerhin bedenkliche Widersacher. Sie könnte ihrem Gemahl dermaßen zusetzen mit Gründen der Gottesfurcht, mit Schreckbildern des göttlichen Zornes, daß sein Stolz thörichten Einbildungen der Gewissensangst unterliegt. Dies zu verhüten, müssen wir Melanchthons geriebene Schlauheit zu Hilfe rufen. Gehe zum Reformator, melde ihm den Erfolg meiner Bemühungen.

Sage ihm, es sei mir gelungen, den Patrizier meiner Absicht günstig zu stimmen, ihn schier zum Proselyten des reinen Evangeliums zu machen. Er möge nun das glücklich begonnene Werk vollenden, Isengards Vater die Erlaubtheit der Doppelehe nach der Bibel beweisen und meines Dankes hiefür gewärtig sein."

„Eine prächtige Aufgabe für den glatten, honigsüßen Magister! Nicht Ihr schuldet ihm Dank, sondern er Euch; denn Ihr schaffet ihm erwünschte Gelegenheit, jene hochangesehene Patrizierfamilie für Gottes Wort zu kuppeln."

„Zu kuppeln, — welch gemeiner Ausdruck für eine so heilige Sache!" spöttelte Philipp. „Neben dem schleichenden, leisetretenden Fuchse Melanchthon bist Du ein recht bissiger Kläffer."

„Für Eure Dienste eignet sich des Hundes Treue besser, als des Fuchses bissige Falschheit."

„Nicht immer, — der gegenwärtige Fall beweist es. — Nun im Ernste weiter! Sage dem Reformator, ich erwarte von ihm entschiedenes Eintreten nach Gottes Wort, sonder Menschenfurcht und schwächlicher Klugheit. Frank und frei soll er die Ehre der Wahrheit geben, wie selbe begründet ist im unverdunkelten

Evangelium. Thue er dies und festige Ebelins Eingehen auf mein Werben zum unerschütterlichen Vorsatz, dann wolle auch ich fürder mit Lust und Liebe Alles daran setzen, im Reiche die päpstische Abgötterei auszutilgen. — — Für Deinen Theil magst Du, als wohlgemeinte Warnung beisetzen: — Schlage die Sache fehl, komme der Landgraf durch das freie Evangelium nicht zum zweiten Weibe, dann möchte er sich an den Kaiser wenden, etlichen kaiserlichen Räthen tapfere Summen schenken, und den Widersachern des evangelischen Handels dermaßen verpflichtet werden, daß es den Lutherischen nicht frommen möge [1]). — — Du begreifst mich doch?“

„Vollkommen, allergnädigster Herr! Sorget nicht, — will dem Füchslein schon einheizen,“ versicherte Hans von Ratzenburg.

1) Corp. Reform. 3, 851—856.

Am Teich.

Während in Speyer der Himmel sich trübte und wetterschweres Gewölk zusammenzog, strahlte über Marientraut die Frühlingssonne in voller Pracht. Von Licht und Wärme aus dem Grabe des Winterschlafes geweckt, feierte die Natur ihre Auferstehung zu neuem Leben, allenthalben sprossend in jungem Grün, schwellend in Blüthenduft, gebadet in linden Lüften, besungen von vielstimmigen Vögelzungen, — ein mattes Vorbild des künftigen Auferstehungstages.

Doch alle Frühlingsherrlichkeiten waren nur dürftige Gleichnisse der zauberhaften Wonne, die Gabriel und Isengard umfing. Der zwanglose Verkehr enthüllte dem jungen Gelehrten mehr und mehr Isengards edle Weiblichkeit, ihre Gemüthstiefe und zartbesaitete Seele. Wenn Philipp ihn zur Lösung wissenschaftlicher Fragen nöthigte, freute ihn ihre lebhafte

Theilnahme für das Gebiet ernsten Wissens, und nicht selten erregten ihre scharfsinnigen Bemerkungen sein freudiges Staunen. Isengard hingegen fühlte sich klein vor Gabriels geistreicher Größe, vor der Hoheit seiner Gesinnung. Sie fand die Unbefangenheit des Knaben gepaart mit dem Ernste des gereiften Mannes, in allen Dingen sein Denken und Thun bestimmt durch strenges Pflichtbewußtsein. Im Vergleiche mit Gabriel, schien ihr die ganze übrige Männerwelt unbedeutend, kaum der Beachtung werth.

Neben den Glücklichen schritt der junge Sickingen als stiller Dulder, gefoltert von namenlosen Zweifelsqualen. Die papstfeindliche Denkart, von dem Hofprediger in seinem Geiste erzeugt, konnte er nicht bezwingen, und seinem trotzigen Gemüthe widerstrebte unbedingte Unterwerfung. So sehr verletzte das Bekenntniß hilfloser Schwäche den stolzen Sinn des Jünglings, daß er nicht einmal den Doctor utriusque juris berieth. Aber seine Worte: „Ja, das will ich thun!“ — die er am Schlusse des Abendgebetes gesprochen, verpflichteten ihn zum demüthigenden Bekenntnisse.

„Ich möchte ungestört und heimlich mit Euch re=

den," sprach er gegen Abend zu Berstein. „Wollt Ihr mich an einen stillen Ort begleiten?"

„Herzlich gern, mein Freund!" erwiederte Gabriel.

Beide verließen die Burg und schritten durch den Wald, Sickingen voll Unruhe, schweigend und zaudernd. Gabriel ahnte die Absicht des Jünglings, erkannte dessen geistige Verwirrung und flocht geschickt Worte der Ermuthigung in seine Rede, — jedoch mit größter Vorsicht und Zartheit, die Empfindlichkeit des Trotzigen nicht zu kränken, von aufrichtigem Bekenntnisse ihn nicht abzuschrecken. Sickingen schwieg beharrlich, ohne der Lockstimme Bersteins zu folgen. Nur selten machte er kurze Bemerkungen, ausweichend und ablenkend.

So gelangten sie zu einem tiefen Teiche, dunkel, fast schwarz, zwischen umstehenden Tannen gelegen. Ein Bach, der vom Gebirge herabkam, mündete in den Teich und verließ ihn auf der gegenüberliegenden Seite wieder, seinen Lauf nach dem Rheine fortsetzend. Dürres Schilf um den Weiher rauschte leise, als die beiden Freunde nahten, und die wilden Enten, welche gerade auf der glatten Fläche sich tummelten, ruderten geschwind nach dem Dickicht von Rohr und Binsen. Mehrere Bänke standen unter hohen Tannen,

deren weit ausgestreckte Aeste über den Sitzenden grüne Dächer bildeten. Sie ließen sich auf einer Bank nieder.

„Ein herrlicher Ort, — geweiht von Waldesstille, gar lauschig und einladend zu trautem Verkehr!“ sagte Gabriel.

Sickingen nickte stumm mit dem Haupte, saß eine Weile befangen, sichtlich kämpfend mit dem Widerspruche seines Trotzes, der sich sträubte gegen das Geständniß vermeinter Schwäche.

„Als ich jüngst verflossenen Samstag die Predigt des Hofprädikanten hören wollte,“ fing er endlich an, „habt Ihr klug abgemahnt und gesagt: Semper aliquid haeret. Ja freilich blieb es an mir hängen, solchergestalt blieb es hängen, daß von mir seit jener Stunde aller Frieden gewichen. Gewaltig sprach der Prädikant wider des Papstes Herrschgier und Habsucht, Alles belegend mit starken Beweisen.“

Mit seltener Gedächtnißtreue wiederholte er die ganze Rede, namentlich jene Punkte hervorhebend, die ihn stießen und verwirrten.

„Wie ein grausiges Unwetter war die Predigt über meinem Haupte dahingegangen,“ fuhr er fort, „in meiner Seele gegen den Papst grimmigen Zorn

zurücklassend. Schon war ich nahe daran, ihm gänzlich abzusagen, das Joch römischer Zwingherrschaft abzuschütteln. Da gedachte ich des Papstes höchster Würde, der ja das sichtbare Haupt der Kirche, dem man nicht absagen kann, ohne Abfall von der Kirche. Darob überkam mich großer Schrecken, — eine gräuliche Verwirrung. Ich lief zu Joachim, dem Vikar meines Pathen, Trost und Beistand suchend in meiner argen Noth. Joachim aber bestritt jegliche Ungebühr des Papstes, der niemals die Christenheit durch schnöde Herrschsucht unterdrücken, niemals widerrechtlich Geld verlangen könne, dieweilen ihm von Gott alle Gewalt und Macht übergeben sei. Darum gezieme Unterwürfigkeit und Gehorsam in Jeglichem, so der Papst zu befehlen für gut erachte. Auflehnung wider päpstliche Verordnungen, sei Auflehnung wider Gott. Der Christ habe nicht einmal das Recht, Handlungen und Absichten der kirchlichen Obrigkeit zu prüfen, zu beurtheilen, — er habe vielmehr die Pflicht, in allen Dingen zu gehorchen. Dies sei Glaubenslehre. — — — Darob wurde ich, wie von Sinnen. Ei, sagte ich, dann lügen die Ketzer nicht, wenn sie den Papst einen Götzen und die Katholiken dessen Sklaven heißen! Ich aber will kein Sklave, frei will

ich sein, jeglicher Tyrannei ledig. — — Seit jener Stunde bin ich sonder Rast und Ruhe. Alles in mir ist erschüttert und wankend. Wie kann Gott den Papst über die Christenheit gesetzt haben als einen Gewaltherrn, dem jegliche Unthat erlaubt? Dessen Herrschgier und Habsucht Niemand entrathen darf? Ja, sogar dessen Willkühr man sich blindlings unterwerfen muß? Eia, — sind wir Blödsinnige, die sich vor dem Papste jeglichen Urtheils begeben, — ja, vernunftlose Wesen, die sich des Denkens entschlagen müssen? Wider solche Tyrannei empört sich meine Seele. Aus der Kirche möchte stracks ich laufen, wie aus einer Zwingburg, darin über feige, ehrlose Knechte ein gar grimmiger Despot herrscht. — — Wißt Ihr nun Hilfe und Rath für meine schwere Noth, so erlöset mich aus dieser Bedrängniß."

Er hatte nicht gesprochen im flehenden Tone eines Hilfsbedürftigen, sondern trotzig und fast grimmig, wie Einer, der es mit dem übermächtigen Feinde dennoch aufnehmen will. Die beiden Fältlein über der Nase schnitten tief in die Stirne, die Rechte gestikulirte heftig, die Wangen waren stark geröthet und in den Augen brannte ein heißes Feuer. Jetzt schwieg er, Gabriels Entgegnung harrend. Dieser

hatte beständig auf den Rasen niedergesehen, der wie eine grüne Verbrämung rings um den Teich lief. Nun ergriff er Sickingens Hand und drückte sie warm.

„Ohne Wissen und Willen habt Ihr ein für Wahrheit, Recht und Freiheit lebhaft fühlendes Herz enthüllt, dessen ich gar sehr mich freue," sprach er. „Gleicherweise ergötzt mich Euer nach Klarheit ringender Geist, der keine Ruhe findet auf dem Schlummerkissen der Trägen und Halben, sondern mit mannhafter Entschlossenheit auf die Seite des Guten und Wahren sich schlagen will."

Höchlich erstaunt betrachtete Sickingen den Doctor utriusque juris. Verweis und Tadel erwartete er, nun wurde ihm Lob. Sollte etwa Gabriel ein verkappter Feind der Kirche und Luthers heimlicher Genosse sein?

„Wie könnt Ihr einen Menschen rühmen, der wider Glaubenslehren verstoßen, indem er sich unterfing, des Papstes Handlungsweise zu prüfen, gar zu verdammen?"

„Hiedurch habt Ihr an keiner Glaubenslehre gefrevelt, mein Freund!"

„Der Vikar behauptet es."

„Mit Unrecht. Die Katholiken sind nach dem Geiste

ihrer Kirche keine stumpfsinnigen Sklaven, denen versagt ist, gerechter Prüfung und Beurtheilung die Absichten und Handlungen geistlicher oder weltlicher Obrigkeit zu unterwerfen. Luther und dessen Sendboten schreien zwar die Katholiken als des Papstgötzen rechtslose Knechte aus, was jedoch Verläumdung."

„Könntet Ihr nicht in einer Irrmeinung befangen sein?"

„Ihr zwingt mich zu Beweisen, — recht so, mein Philipp! Gehet immerhin jeglicher Sache auf den Grund, — je gediegener das Wissen, desto fester der Glaube. Ist Luthers haarsträubende Unwissenheit auf dem Gebiete der Theologie unverschuldet, dann läßt sich für ihn beten: Vater verzeihe ihm, er weiß nicht, was er thut. — — — Erinnert Euch des drei und zwanzigsten Kapitels bei Matthäus, das anhebt mit den Worten: »Da redete Jesus zu dem Volke und zu seinen Jüngern, sprechend: Auf Moses Stuhl sitzen Schriftgelehrte und Pharisäer. Alles nun, was sie euch sagen, das haltet und thuet, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun; denn sie sagen und thuen es nicht.« — In diesen Lehrworten Gottes liegt die klare und vollständige Lösung unserer Frage. Der Heiland befiehlt, zu halten und zu thun, was Jene

sagen, die auf dem Lehrstuhle sitzen. Sohin ist der Mensch zum Gehorsam gegen das von Gott bestellte Lehramt verpflichtet. Der Papst und die mit ihm vereinigten Bischöfe bilden das Lehramt. Ihre Lehren aber bestehen in dem depositum fidei, in dem Glaubensschatze, wie ihn Gott in seiner Kirche niedergelegt. Daran dürfen Päpste und Bischöfe nichts ändern, nichts davon und nichts dazu thun. Dasselbe gilt von den Sittenlehren, welche aus dem Glauben hervorwachsen, wie aus den Wurzeln der Baum. — Wie nun aber Papst und Bischöfe verpflichtet sind, Gottes unveränderliches Wort zu predigen, so sind alle Christen zur gläubigen Unterwerfung gehalten. Sie dürfen Glaubens- und Sittenlehren nicht nach Belieben annehmen oder ablehnen, dieselben nicht einmal auf ihre Wahrheit prüfen, weil auch das Zweifeln an Gottes Wort sündhaft. »Was sie euch sagen, das haltet und thuet.« — Nun fügt der Heiland bei: »Aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun.« Hieraus folgt, daß die von Gott gesetzten Lehrer wider den Glauben und die Sitten freveln können und wirklich freveln, sei es durch Habgier, Herrschsucht oder andere Vergehen. Zu seinen Aposteln sprach der Herr: »Siehe, euch Zwölf habe ich erwählt, und Einer

von Euch ist ein Teufel!« Ist unter den Zwölfboten ein Teufel gewesen, warum sollten unter zweihundert drei und zwanzig Päpsten, so bis heute regieret, nicht auch einige Teufel sich eingeschlichen haben? — — Des Weiteren merket aus Christi Worten: »Nach ihren Werken sollt ihr nicht thun,« — zugleich die Berechtigung des Christen, die Handlungen Jener zu prüfen und zu beurtheilen, welche auf dem Lehrstuhle sitzen. Denn wie soll man wissen, ob Werke gut oder böse, ohne selbe durch gründliche Untersuchung geprüft zu haben? Darum ist es erlaubt, Thun und Treiben, Absichten und Handlungen der geistlichen Vorgesetzten zu beurtheilen. Hat ja der Heiland selbst, wie bei Matthäus am Dreiundzwanzigsten zu lesen, die schlechte Gesinnung und Bosheit Jener enthüllt, die auf dem Lehrstuhle saßen, — dazu that er dies in einer furchtbaren Strafpredigt, nicht im Geheimen, sondern vor allem Volke. Daran hatten freilich die entlarvten Bösewichte, so auf dem Lehrstuhle saßen, kein Wohlgefallen und werden es auch in künftigen Zeiten nicht haben. Das Böse fürchtet öffentliche Beurtheilung, — das Gute scheut keine Kritik. Und wer mag verbieten, dem Beispiele Jesu Christi zu folgen? Daher finden wir in der Geschichte heilige

Männer, die freimüthig, in bester Absicht und mit großem Eifer, das ärgernißvolle Leben Solcher tadelten, die auf dem Lehrstuhle saßen. — Ergo: — Was Gott befiehlt, die Heiligen thun, die Kirche nicht verbietet, ist erlaubt. Sohin reden Luther und dessen Gesellen unwahr, und die Meinung des Vikars Joachim ist ein dicker Irrthum. — Quod erat demonstrandum [1])."

Mit fast athemloser Spannung war Sickingen der Rede gefolgt. Jetzt glitten helle Lichter über sein Gesicht.

„Dank, mein Gabriel, großen Dank!" sprach er froh. „Wie Bergeslast hebt es sich weg von meiner gedrückten Seele. Wir Katholiken sind nicht verpflichtet, urtheilslose, stumpfsinnige Sklaven zu sein. Gott vergelte Euch dieses Werk! — — Aber die Herrschsucht, Habgier und Tyrannei des Papstes, — wie möget Ihr dem widerreden?"

„Wenn Ihr sagt, Herrschsucht und Habgier seien Eigenschaften, welche dem Wesen des Papstthums entsprechen, so muß ich das läugnen, sintemal gerade der Papst, als oberster Lehrer, zuerst verpflichtet ist,

1) Quibusdam ecclesiae doctoribus XIX. Saeculi in usum Delphini.

Gottes Lehren und Gebote zu befolgen," antwortete Gabriel. „Saget Ihr hingegen, es gab Päpste, die habgierig, herrschsüchtig und anderes gewesen, so muß ich dem beistimmen. Päpste sind Menschen, gleich anderen, nicht gefeit gegen Sünden."

„Wenn aber Päpste ihres hohen Amtes nach habgierigen Gelüsten walten?"

„Dann freveln sie wider dasselbe."

„Sind die Christen verpflichtet, solcherlei Befehlen des Papstes zu gehorchen?"

„Wider Glaubens- und Sittenlehren kann der Papst nichts befehlen und die Christenheit bindet kein Gehorsam. — Uebrigens setzet ihr einen Fall, der nirgends jemals geschehen. Niemals hat ein Papst Irrlehren wider Glauben und Sittengesetze ersonnen, oder gar der Christenheit zugemuthet. Forschet in der Geschichte, sie ist es, die Zeugniß gibt von aller Päpste Glaubenstreue."

„Doch aber scharret Rom im heiligen Reiche gar viel Geld zusammen, selbes heischend für ledig gewordene Bischofsstühle und andere Prälaturen. Auch Dispensen läßt es sich zahlen und nimmt zur Lösung von Censuren hohe Summen. Wie darf Rom mit

dem Fröhnen seiner Habgier die Christenheit belasten? Hievon steht nichts in der Bibel."

„Wohl aber leset Ihr in der Bibel die Worte: »Wer dem Altare dienet, soll vom Altare leben.« Fordert sonach der Papst Geld für Dienstleistungen seines Amtes, so hat er dazu ein Recht. Erwäget die vielen Beamten des römischen Hofes, dazu bestellt, die Geschäfte für den gesammten Erdkreis zu führen. Diese Leute müssen doch leben von ihrem Berufe, — jeglicher Arbeiter ist seines Lohnes werth. Heischt der Papst für Amtsgeschäfte Zahlung nach Billigkeit und Nothdurft, so mag dies kein Vernünftiger übel deuten. Fordert er hingegen über Gebühr, zur Stillung römischer Habsucht, so ist das sündhafte Abweichung vom Rechten. Hie gilt wieder: Nach ihren Werken sollt ihr nicht thun."

„Zum Anderen hat der Hofprediger des Papstes Herrschgier scharf gescholten, wie er in alle Dinge hineinrede, vorab die armen Seelen stockmeistere, durch Gelübde und Casteiungen selbe schwer belaste, — Alles in der Absicht, die Leute in Knechtschaft zu schlagen."

„Darauf muß ich zum Ersten sagen, daß von Gott der Papst zur Leitung der ganzen Kirche gesetzt wurde.

hält er bei Clerus und Volk auf Zucht und Ordnung, so waltet er pflichtgemäß seines Amtes. Die streitende Kirche auf Erden gleicht einem Kriegsheere, dessen oberster Führer und Feldherr der Papst. Ohne Disciplin mag kein Kriegsheer bestehen, — zerfallen muß es und den Feinden unterliegen, so nicht des Feldherrn leitende Hand das Ganze zusammen hält. Wie möchte nun die streitende Kirche, beständig im Kampfe wider mächtige Feinde, der Vernichtung entgehen, wenn die Christen ihrem obersten Führer den Gehorsam versagen? — Zum Zweiten sind Gelübde, Fasten und Abtödtungen nicht päpstliche Erfindungen, sondern von Gott empfohlene Räthe, zum Besten nach Vollkommenheit dürstender Seelen, wie leicht aus der Bibel zu beweisen. — Zum Dritten, überschreitet ein Papst die von Gott gezogenen Schranken seiner Regierungsgewalt aus Herrschsucht, so mag sothanes Unrecht jede gute Christenseele beklagen."

„Ihr bestreitet nicht Roms Habgier und Herrschsucht?"

„Wie sollte ich bestreiten, was vor Augen liegt?"

„Also hat Luther wohlgethan, wider das herrschsüchtige und habgierige Rom seine Stimme zu erheben."

„Hätte Luther bestehende Mißbräuche befehdet, er

wäre baß zu rühmen," antwortete Gabriel. „Dies haben längst vor ihm heilige Männer gethan. Der heilige Bernhard, der große Franz von Assisi, der heilige Dominikus und manche Andere eiferten wider eingeschlichene Mißbräuche und reformirten die Kirche. Aber sie trennten sich von der Kirche mit Nichten. Sie bewahrten Gehorsam dem Papste und Treue ihrer heiligen Mutter. Durch eigenes Beispiel zeigten sie, wie ein guter Christ leben und die sittlichen Krankheiten der Zeit abstreifen müsse. — Luther hingegen ist kein Reformator von Mißbräuchen, sondern ein tobsüchtiger Revolutionär wider die ganze christliche Ordnung. Die Bibel hat er nach Gutdünken gestaltet, darin sich einige hundert Fälschungen erlaubt, Vieles weggelassen, sogar den ganzen Brief des heiligen Apostels Jakobus eine »Strohepistel« gescholten und selben gestrichen, weil darin zu lesen: »Der Glaube ohne die Werke ist todt.« Er hat die Priesterweihe und alle Sakramente bis auf zwei getilgt, die evangelischen Räthe Teufelserfindungen geheißen. Hinwiederum wagt er, die Verdienstlichkeit der guten Werke zu läugnen und den bloßen Glauben als hinreichend zur Seligkeit anzupreisen. Höchlich verhaßt und vermaledeit ist ihm das Papstthum, dawider er

ein Büchlein geschrieben, mit der Aufschrift: »Das Papstthum vom Teufel gestiftet.« Die Bischöfe schilt er »Götzen und Larven,« die man todt schlagen müsse. Mit Wort und Schrift fordert er auf, zur Vernichtung der römischen Kirche und reizt hiezu, durch Anpreisung des Raubes am Kirchenvermögen. „Nun greife zu," ruft der wüthende Mann, „Kaiser, Könige, Fürsten und Herren und wer zugreifen kann; Gott gebe hie faulen Händen kein Glück. Man nehme dem Papst Alles, und dann ihn selbst, die Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlichen Heiligkeit Gesindel, und reiße ihm die Zunge hinten zum Halse heraus, um sie an den Galgen zu nageln [1]).« — Das sind fürwahr Ausbrüche satanischer Bosheit!"

Mit Blicken des Entsetzens starrte der Jüngling in das Dunkel unter den Tannen, wo seine erregte Phantasie Haarsträubendes schaute. Im Dämmer des schwarzen Hintergrundes sah er den Papst, mit herausgerissener Zunge, und neben ihm den hohnlachenden Luther, im blutigen Kleide des Henkers, — ein Bild des Grauens.

„Wie schrecklich!" sprach er leise.

„Sie griffen zu, die Fürsten und Herren!" fuhr

1) Wit. d. A. Th. 7, f. 545 a.

Gabriel fort. „Manche von ihnen wurden abtrünnig dem Väterglauben, hingen dem neuen Evangelium an und folgten Luthers Anweisungen. Räuber wurden sie und Diebe am Kirchengut, plünderten die Klöster und zerstörten jene altehrwürdigen Asyle, wo seit Jahrhunderten in Abgeschiedenheit von der Welt gottgeweihte Seelen nach Vollkommenheit strebten, — wo Tag und Nacht Psalmengesänge und Gebete zum Himmel aufstiegen, — wo gelehrte Mönche eifrig forschten, das Feld der Wissenschaft und Künste bearbeitend, — wo der Kirche liebende Mutterhand Hungrige speiste und Nackte kleidete, — wo der Arme Trost und Hilfe fand und der Lebensmüde eine erquickende Ruhestätte bis zum Tode. Und nicht blos die Klöster, Alles, was seit tausend Jahren die Kirche Großes und Herrliches im Reiche geschaffen, will der grimmvolle, meineidige Augustinermönch zerstören. Schon frißt das zersetzende Gift seiner Irrsallehren an den Grundvesten des Reiches, schon löst es die Bande deutscher Einheit, — mir graut vor den Dingen, die kommen werden.“

Gabriel hatte empörten Gemüthes gesprochen; Zornesgluth flammte über seinem Gesichte.

„Solches haben die gar schlimmen Mißbräuche verschuldet!“ seufzte der Jüngling.

„Die Mißbräuche? Nein, — dies hat der böse Geist der Zeit, in Luther verkörpert, zu verantworten! Mißbräuche waren abzustellen, — Luther hingegen schüttet das Kind mit dem Bade aus. Mordet ein Arzt den kranken Menschen, statt ihn zu heilen, so ist er ein verruchter Frevler. — — Außerdem leidet das innerste Wesen der Kirche an keinem Gebrechen, ihre Lehren und Gnadenmittel sind heilig, unversehrt und göttlich. Die Mißbräuche sind Schmutz und garstige Flecken, mit denen böse Gesellen das weiße Gewand der Braut Christi besudeln. Luther jedoch hat es nicht abgesehen auf Reinigung des Gewandes, er sinnt auf Ermordung der Braut. Wer darf der Wahrheit absagen, weil befleckte Zungen sie predigen?“

„Wenn aber die Predigerzungen lügen?“ wandte Philipp ein, und zwar in bescheidenem Tone, nicht mit der Herbheit des früheren Trotzes.

„Das ist nirgends geschehen,“ antwortete Gabriel. „Durch alle Jahrhunderte, bis zur Stunde, bewahrte unverfälscht und rein die Kirche den Glaubensschatz. Allzeit standen die Päpste treue Wacht und schieden

die Irrlehrer vom Leibe Christi. »Die Kirche ist eine Säule und Grundveste der Wahrheit!« schreibt St. Paulus. Sohin können Mißbräuche den Abfall von der Wahrheit sowenig rechtfertigen, wie verkommene Richter den Abfall von der Gerechtigkeit."

„Dies leuchtet wohl ein, — dennoch fühlt man sich unbehaglich in einem Hause, darin ein habgieriger Mann herrschsüchtig waltet. Man will der Knechtschaft entrinnen und flüchtet."

„Wie absonderlich Ihr redet, mein Freund! Mir dünkt, der Papsthaß sei eine Erbkrankheit unserer Tage, daran auch Ihr leidet. Sagt mir doch, wie viele Päpste giebt es, denen Christi Worte gelten: »Nach ihren Werken sollt ihr nicht thun?« Unter den zweihundert drei und zwanzig kaum sieben. Die Päpste der ersten drei Jahrhunderte waren heilige Männer und Martyrer. Die Päpste der folgenden Jahrhunderte zeichneten sich aus durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Heldenmuth. Wie haben sie stets das Banner der Wahrheit hochgehalten, — wie rühmlich haben sie gestritten wider die höllische Macht der Lüge, wider Irrthümer und Ketzereien, — wie unermüdlich verbreiteten sie das Christenthum, allzeit Mehrer des Reiches Christi, — wie haben sie

der Völker Freiheit gewahrt und geschirmt gegenüber despotischen Herrschern, — wie haben sie Künste und Wissenschaft gepflegt und andringende Geistesroheit bekämpft! Ohne das Walten der Päpste wären die Völker der Barbarei und Knechtschaft verfallen. Hievon zeugt die Geschichte, und dem fleißigen Domschüler mögen die geschichtlichen Zeugnisse nicht fremd sein. — Wie kommt es nun, mein Bester, daß einige wenige Päpste, die unwürdig auf dem Stuhle Petri saßen, Euch dermaßen wider das Papstthum erbittern? Hört eine göttliche Idee auf, göttlich zu sein, weil sie einmal unwürdige Vertreter hat? Wie möget Ihr die lange Reihe großer, heiliger Männer nicht sehen, wohl aber die kaum bemerkbaren Sünder? Das ist weder gerecht, noch vernünftig, — verzeiht meinen Freimuth!"

Eine jähe Gluth schoß über Sickingens Angesicht. Trotzig schürzte er die Lippen und sah schweigend nieder. Dann hob er den Blick und lächelte.

„Den Schlag verdiente ich wohl, mein Gabriel! Bin Euch sonderlich dankbar für die Unterweisung. Habt mir eine große Schüssel kräftiger Speisen vorgesetzt, die muß ich erst verdauen. Köstliche Arznei

scheint beigemischt, dieweilen ich allbereits merkliche Linderung meiner Ketzerkrankheit verspüre.“

„Ich weiß, Ihr werdet sothane Krankheit überstehen, sintemal in Euch gar wenig empfänglicher Boden zum Gedeihen des Unkrautes,“ erwiederte mit Laune der Gelehrte. „Stark seid Ihr bewehrt gegen den Irrwahn der Zeit durch guten Willen und Herzensreinheit. Wem dankt Ihr beide? Der mütterlichen Pflege unserer heiligen Kirche, unter deren Zucht Ihr aufgewachsen in der Münsterschule. — Wer ist es, der sich vom Lichte abwendet und die Finsterniß liebt? Darauf antwortet der Herr bei Johannes am Dritten: »Wer Böses thut, der hasset das Licht, er kommt nicht zum Lichte, auf daß seine Werke nicht aufgedeckt werden.« Darum laufen Diebe und Räuber in hellen Haufen dem Sachsenmönche zu, der ihnen die Kirchengüter ausliefert. Ueppige Cleriker sprengen die Fesseln frommer Disciplin, schreien nach Freiheit, springen aus der Kutte und beweiben sich. Wer immer des göttlichen Gesetzes müde und der strengen Tugend gram, schüttelt Christi Joch ab, Zügellosigkeit und Lastersinn zu befriedigen durch die Freiheiten eines Evangeliums, das gute Werke verdammt und den bloßen Glauben an-

preist. Solcherlei Sippschaft Genosse kann mein edelsinniger Philipp niemals werden," schloß Gabriel, indem er sich erhob.

Sickingen antwortete mit einem dankbaren Blicke. Der herbe Trotz und die heimliche Kümmerniß waren von seinem Gesichte geschwunden, die beiden Fältlein geglättet und über seinen Zügen lag ein Hauch des Friedens. Dennoch aber machte seine Haltung den Eindruck eines Menschen, der nicht gänzlich auf festem Boden steht und zu straucheln fürchtet.

Gabriel fesselten die Malereien der Abenddämmerung. Er sah die hohen Kronen der Tannen vergoldet und den Teich, wie eine dunkle, spiegelblanke Fläche vor sich ausgebreitet. Wo schmale Lichtungen der scheidenden Sonne Eintritt gewährten, standen schräge, goldig schimmernde Lichtsäulen zwischen den Fichtenstämmen, deren silberweiße Rinde mit zartem Goldflimmer verbrämend. Auch den Zauber der Waldesstille empfand er, einladend zu Beschauung und geistiger Erquickung.

„Da möchte ich weilen, den süßen Märchen des holden Abends zu lauschen," sprach er. „Wären doch unsere Sinne nicht so stumpf und mehr geöffnet den Geheimnissen der Natur."

Die Rede klang Sickingen verwunderlich; denn ihm mangelte solche Zartheit der Empfindung, und was er täglich sah, war ihm gewöhnlich.

„Wir sind lange hie gesessen, — doch nicht müßig," sprach er. „Mir dünkt, dieser Abend wird meiner geängstigten Seele einen friedvollen Morgen bringen, den ich Eurer Güte verdanke."

„Vergesset nicht, den Spender aller Gnaden und Hilfe um weiteren Beistand anzuflehen," erwiederte Berstein, nahm Sickingens Arm und beide schritten durch den Wald nach Marientraut.

Als sie der Burg nahten, fuhr Ebelins Kutsche aus dem Thor.

„Seht doch, Ebelins Wagen fährt von hinnen! Was soll dies bedeuten?" rief Sickingen überrascht. „Isengard wollte noch einige Tage bei uns bleiben, — jetzo kehrt sie plötzlich heimwärts; wie seltsam!"

Sie eilten nach dem Schlosse, wo sie den Burgvogt übler Laune fanden.

„Ebelin hat Isengard zum Festmahl heimgeholt, das er morgen dem Landgrafen von Hessen und dem Kurfürsten von Sachsen geben will," berichtete er. „Dabei, meint Ebelin, dürfe Isengard nicht fehlen, dieweilen der Landgraf es wünsche. — — Dessen

hätte ich zu Ebelin mich nicht versehen; insonderheit behagt mir sein Rühmen des Landgrafen gar nicht. Er schwatzte tolles Zeug über dessen fürstliche Huld, — täglich besuche er ihn, — sei gestern dreimal bei ihm gewesen, — habe mancherlei geforscht über Isengard, was seltene Gnade und noch mehr verrathe. Ei — ei, hätte nicht gemeint, daß Ebelin solch ein Schwachkopf sein könne, den Dünkel aufbläht, gleich einem leeren Windbeutel!"

Merkmale von Unruhe und Bestürzung erschienen auf Gabriels Angesicht.

„Sträubte sich Isengard gegen die Heimkehr?" forschte er.

„Mit Nichten! Wie sollte sie das? Gegen den Willen ihres Vaters wagt sie keine Widerrede. In strenger Zucht aufgewachsen, gehorcht sie schweigend dem väterlichen Gebot in jeglichem Ding."

„Dann beklage ich sehr das arme Fräulein!"

„Wie meint Ihr das, Herr Doctor?"

„Erinnert Euch meiner Warnungen von gestern wegen des Landgrafen, — möge Isengard derselben eingedenk sein. Haben die Künste des arglistigen Mannes den Vater allbereits umstrickt, so mag Isengard treuer Freunde in schweren Nöthen bedürfen."

„Was Ihr andeutet, will ich nicht glauben; denn Ebelin ist kein Schurke,“ sprach finster der Burgvogt.

„Vergesset nicht, edler Herr,“ entgegnete Berstein, „daß nach Luthers freiem Evangelium manche Dinge erlaubt und sonder Tadel, die nach Geist und Lehre unserer Kirche verdammungswürdig und gottlos erscheinen.“

Sickingen runzelte die Stirne, die Brauen zogen sich zu krausen Büscheln zusammen und seine Augen blitzten.

„Ah, — Hölle und Wetter, — nun fällt mir ein, wie Ebelin die Freiheiten des neuen Evangeliums gerühmt und über des Papstes Zwingherrschaft geschmäht!“ rief er, einige Male im Sturmschritt das Gemach durchmessend. „Schon gut, — ha, schon gut! Wer Glaube und Ehre verläßt, meide künftig mein Haus!“

„Aber Isengard?“ wandte Gabriel ein.

Der grimmige Freiherr blieb vor dem Gelehrten stehen und starrte ihn an. Gabriels Ruhe und Besonnenheit wirkten abkühlend auf den jähzornigen Mann.

„Herr Doctor, verzeiht meine böse Hitze! Es giebt Dinge, die mich jählings um alle Fassung

bringen. — — Ihr habt Recht, — Isengard darf nicht dem hessischen Leoparden zum Opfer fallen, der seine Krallen nach ihr ausstreckt, — so wir beide uns nicht täuschen. Darum bleibe vorläufig der Handel unbesprochen, — wie gesagt, wir könnten uns ja irren, was ich füglich wünschen muß."

Drachensaat.

Unermüdlich arbeitete Philipp von Hessen an Spaltung und Verfeindung der Reichsstände, lediglich in der Absicht, einen Bund der Lutherischen gegen die Katholiken zu schaffen. Selbst kleinliche Mittel verschmähte er nicht. Die Katholiken zu kränken und seine Verachtung der Kirchengebote öffentlich zu bekunden, ließ er sich auf die strengen Fasten- und Abstinenztage der Charwoche in einem Gasthause Fleischspeisen bereiten, die dampfenden Braten über die Straße nach dem Palaste Berstein tragen. Den Kurfürsten von Sachsen und andere evangelischen Stände beredete er zu gleichem Verfahren [1]).

Bis zur groben Verhöhnung und öffentlichen Beschimpfung des religiösen Sinnes ging der Landgraf. Auf Charfreitag veranstaltete er eine große Wolfs-

1) Ney, S. 101.

jagd. Während die Katholiken, zur würdigen Feier des ergreifenden Trauertages, nach den Kirchen gingen, das bittere Leiden Christi zu betrachten, durchzog der Landgraf mit seinen Jagdgenossen lärmend die Straßen. Hörner bliesen, Hunde bellten, Reiter tummelten ihre Rosse und der ganze Schwarm sammelte sich auf dem Münsterplatze. Trauernd ob solchen Unfugs, blickten die altersgrauen Zinnen auf das wüste Treiben herab, dessen Lärm im Gotteshause wiederhallte und die Passion störte. So oft ein neuer Trupp herankam und den Harrenden sich beigesellte, grüßten die Hörner, und des Geschreies, Lachens und Lärmens war kein Ende. Dann zogen sie ab, unter dem Getöse bellender Jagdmeute und dröhnendem Hörnerschall [1]).

Diese absichtliche und hohnvolle Kränkung der Katholiken bewirkte eine namenlose Verbitterung unter den Reichsständen. Die Katholiken straften die Lutherischen mit verdienter Verachtung. Der Landgraf aber und seine Parthei schmiedeten aus dem naturgemäßen Verhalten der schwer Beleidigten eine Waffe gegen dieselben. Sie behaupteten deren feind-

---

1) Janssen B. III, S. 132.

selige Gesinnung gegen die Evangelischen und klagten über unfreundliche Behandlung.

„Pfalz kennt keinen Sachsen mehr!“ versicherte Graf Albrecht von Mansfeld.

In den Mienen geistlicher Fürsten las Melanchthon gefährliche Umtriebe und großen Haß gegen die Lutheraner [1]).

Der Zwietracht freute sich Philipp von Hessen.

„Unsere Fastenbraten und Charfreitagsjagd haben endlich den blinden Papisten den Staar gestochen,“ sagte er seinem Vertrauten Ratzenburg. „Anjetzo glauben sie an unsere Verachtung aller Menschensatzungen und päpstischen Abgötterei. So oft ich einen katholischen Reichsstand ansehe, schneidet er ein Gesicht, als habe er einen ganzen Eimer Essig gesoffen. Ha, — ha, — das ergötzt mich! Und dann, weißt Du, Hans, — meine Drachensaat geht auf!“

„Drachensaat, — wieso?“

„Kennst doch das Märchen von den Drachenzähnen? In der Bibel steht es nicht geschrieben, das Märchen, — aber anderswo. Kurz und gut, ein kluger Mann säete Drachenzähne auf fruchtbares Erd-

1) Et quidem vultu significant, quantum nos oderint et quid machinentur. Corp. Reform. I, 1039.

reich. Die Drachensaat keimte und geharnischte Männer wuchsen hervor, mit deren Hilfe der vielkluge Mann seine mächtigsten Feinde bezwang. — Verstehst Du?"

„Was Ihr saget, verstehe ich wohl, — worauf Ihr jedoch abzielet, verstehe ich nicht."

„Dummkopf, — höre! Meine Drachensaat bedeutet die Entzweiung und Spaltung der Reichsstände. Fruchtbares Erdreich schafft die gegenseitige Befehdung des alten und neuen Glaubens. Die geharnischten Männer bedeuten die Vereinigung der lutherischen Stände zu einem starken Bunde, dessen Macht den Papst zu Boden schlagen und das gesammte alte Reichswesen zertrümmern wird."

„Ein kühner Anschlag!" meinte Ratzenburg. „Ob er gelingen wird?"

„Zweifle nicht, — Alles geht zum Besten! Die eilende Türkenhilfe des Kaisers werfen wir unter die Bank, — was den Bund wesentlich fördern muß; denn ob des Ungehorsams gegen kaiserlicher Majestät Begehren, werden die Papisten, gleich grimmigen Wölfen, auf uns dreinfahren und die lutherischen Schafe auf einen Haufen zusammentreiben. Sodann protesti-

ren wir gegen den Reichstagsbeschluß vom christlichen Glauben, — und der Bund ist fertig."

Der Verlauf der Reichstagsverhandlungen schien des Landgrafen Ansicht zu bestätigen.

Seit einigen Jahren stand der Einbruch der Türken in das Reich wie eine drohende Wetterwolke am politischen Horizonte. In Kriege mit dem westlichen Reichsfeinde verwickelt, konnte Kaiser Carl V. der ungeheueren Gefahr im Südosten nicht begegnen. Frankreich stachelte den eroberungssüchtigen Großsultan zum Angriffe Deutschlands, und ein Theil der deutschen Fürsten war so tief gesunken und verkommen, daß sie mit den Türken liebäugelten, der elende Philipp von Hessen sogar ein Bündniß mit dem Erbfeinde der Christenheit anstrebte.

Die klägliche Verwirrung im Reiche benützend, warf Sultan Suleimann vorläufig Truppen nach Ungarn, und besetzte mehrere bedeutende Städte. Auch in Croatien und Crain brachen die Türken ein, wütheten mit Feuer und Schwert, und schleppten 30,000 Männer und Frauen in die Sklaverei. König Ferdinand, von den deutschen Fürsten verlassen und zu schwach, die feindliche Uebermacht im Kampfe bestehen zu können, bot dem Sultan hohe Summen an für

die Zurückgabe der Festungen und Städte in Ungarn. Stolz erwiederte der Großvezier: „Alles gehört dem Sultan, wo immer der Huf seiner Rosse gestanden. Es giebt keinen anderen Weg zum Frieden, als wenn Ferdinand Ungarn aufgiebt, dann werden wir mit ihm wegen Deutschland verhandeln [1].“

Zu gleicher Zeit begannen die türkischen Rüstungen zur Eroberung Deutschlands. Dem Könige Ferdinand ließ der Sultan erklären: „Du sollst Dich, bei Verlierung unserer Krone, gänzlich versehen, daß wir Dich mit dreizehn Königreichen in kurzer Zeit mit unserer Macht zu Wien suchen und alle Deine Helfer des allerelendigsten Todes, so wir erdenken mögen, wollen richten lassen. Darnach mußt Du gänzlich versehen, daß wir das ganze Deutschland in Kurzem mit unserer Macht belagern und besetzen wollen. Haben wir Dir und Deinem Bruder Carl nicht wollen verhalten [2].“

Dies geschah im Jahre 1528.

Nun mahnte Kaiser Carl V. die in Speyer versammelten Stände zur Eintracht und gemeinsamen Rüstung wider die heranbrausende Türkenfluth. Er

---

1) Buchholtz, Geschichte Ferdinands 3, 592—595. — 2) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrg. 1876, S. 112.

verlangte eine „eilende und beharrliche Türkenhilfe.“ König Ferdinand übernahm es, durch eindringliche Vorstellungen die Mahnung des Kaisers zu fördern. Er unterrichtete die Reichsversammlung von der Absicht des Sultans, mit dem Aufgebote von dreizehn Königreichen Deutschland zu überziehen und bis nach Cöln der Herrschaft des Halbmondes zu unterwerfen. Er schilderte die barbarischen Verwüstungen und himmelschreienden Gräuelthaten, welche im vorigen Jahre die Türken in Crain und Croatien begangen, und hob hervor, daß von gleichem Unglück das Reich bedroht sei, falls den Erbfeinden des christlichen Namens der Einbruch gelinge. Ehre, Gewissen und Vaterlandsliebe geböten unverweilte Rüstung zur Abwehr. Schimpflich sei es für den deutschen Namen, das heilige Reich jenen Unholden preiszugeben. Darauf schloß er seine Rede mit den Worten: „Ueberwältigen die Türken das Reich, dann wird ihre Macht der ganzen Welt erschrecklich sein [1].“

König Ferdinand ahnte nicht, daß er theilweise zu Reichsverräthern und heimlichen Freunden der Türken spreche.

Die lutherischen Fürsten und Stände verweigerten

---

1) Buchholtz 3, 258—260.

die Türkenhilfe, unter dem Vorgeben, nichts zu bewilligen, bis ihre Forderungen bezüglich des Glaubens erfüllt seien.

Die Mehrheit der katholischen Fürsten und Stände hingegen erhob den Willen des Kaisers zum Reichstagsbeschlusse und gewährte die eilende Türkenhilfe.

Aber die Verhandlungen hatten die zwieträchtige Stimmung verschärft, die Spaltung der Stände erweitert, — zu nicht geringer Freude des Landgrafen und seiner Genossen.

In Speyer, das mit allen rheinischen Städten treu zu Kaiser und Reich hielt, erweckte das Betragen der lutherischen Stände allgemeine Mißbilligung, Entrüstung und Zorn. Obwohl die Vorgänge in den Sitzungen geheim bleiben sollten, kamen dieselben dennoch in die Oeffentlichkeit. Nun äußerte sich die Volksmeinung in so entschieden verurtheilender Weise über die neugläubige Partei, daß hierdurch sogar die Spiel- und Trinkabende beim Kurfürsten von Sachsen gestört wurden. Dieser Reichsgroße, ein leidenschaftlicher Liebhaber von Spiel und Gelagen, hielt täglich offene Tafel in Speyer. Zuweilen gab er glänzende Bankette. Bei einem solchen bewirthete er einmal sechs und zwanzig Fürsten, sammt deren Adel und Räthen.

„Auf diesem Bankett," erzählt Spalatin, „haben etliche Fürsten gespielt bis nach zehn Uhr in die Nacht und etliche bis an dreitausend Gulden verloren [1])."

Die „dreitausend Gulden" stellten freilich nach damaligem Geldwerthe eine sehr hohe Summe dar, — aber das „zehn Uhr in der Nacht" als Uebertretung guter Sitte zu bezeichnen, entsprach nicht mehr den angenehmen Freiheiten des neuen Evangeliums und roch sehr nach mittelalterlicher Sittenstrenge. Indessen kamen bei den Gelagen solche Ausschreitungen vor, daß selbst Luther, bekanntlich ein großer Freund von Wein und ähnlichen Genüssen, darüber spöttelte. „Zu Speyer," sagte er, „wird der Reichstag betrieben nach deutscher Art, getrunken wird und gespielt, außerdem nichts [2])."

Zur engeren Tafelrunde der Abendgesellschaften beim Kurfürsten gehörte Ebelin vor dem Münster, des Landgrafen künftiger Schwiegervater.

Heute Abend standen die Würfelbecher unberührt, sogar die Weinhumpen wurden fast vernachlässigt; denn Herr Eberhard trug den allgemeinen Unwillen

1) Spalatini Chronicon 660. — 2) Spyrae Comitia sunt more solito Germanis comitia celebrandi, potatur et luditur, praeterea nihil. Luthers Briefe bei de Wette 3, 126.

über die verweigerte Türkenhilfe mitten in den Kreis der Reichsfeinde. Eine offene deutsche Natur, wie er war, dazu erfüllt von angestammter Treue und Verehrung für des Kaisers geheiligte Majestät, sagte er den gegenwärtigen lutherischen Reichsständen überaus bittere Wahrheiten.

Da Landgraf Philipp, dessen leitender Einfluß auf die neugläubigen Fürsten, namentlich auf den Kurfürsten Johann, Rücksichtnahme gebot, dem eifernden Patrizier in schonender und sehr vorsichtiger Weise entgegentrat, so befolgten auch die übrigen Mitglieder der Tafelrunde das gleiche Verfahren. Die scharfen Gegensätze der Ansichten bewirkten zwar eine sehr lebhafte Unterhaltung, eigentlicher Zwist wurde jedoch vermieden.

Dem Sachsen mochten die Absichten des Hessen auf die schöne Isengard bekannt sein; denn es glitt öfter ein schelmisches Lächeln über sein stark geröthetes und von Gelagen aufgedunsenes Gesicht, wenn seine verschmitzt schielenden Augen zwischen dem Landgrafen und dem Patrizier wechselten.

Des Kurfürsten Nachbar zur Linken, Fürst Wolfgang von Anhalt, ein eifriger Anhänger des freien Evangeliums und begehrlicher Klosterfeind, wider-

sprach anfänglich dem Anwalte des Kaisers in scharfer Weise, bis ihm das Verhalten der übrigen Tischgenossen bedeutete, Ebelins Zorn sei nicht ernstlich zu nehmen.

Herzog Ernst von Lüneburg, des Kurfürsten Nachbar zur Rechten, verdroß augenscheinlich das unterlassene Spiel; denn er warf sehnsüchtige Blicke nach den Würfelbechern und spülte mit dem Inhalte seines Humpens den Aerger hinab.

Den Markgrafen Georg von Brandenburg-Culmbach, der weniger die Merkmale des Bachusdienstes auf dem Gesichte trug, als seine Standesgenossen, schienen Ebelins Vorwürfe und Bedenken ernst zu stimmen, wenn nicht sein nachdenkliches Verhalten anderen Ursachen entsprang.

Jakob Sturm, der politische Vertraute des Landgrafen und Wortführer der evangelischen Städte beim Reichstage, unterstützte klug den Hessen, während die übrigen Bevollmächtigten der Städte, Bürgermeister Tetzel von Nürnberg und Bürgermeister Bernhard Besserer von Ulm, als aufmerksame Zuhörer und Beobachter sich verhielten.

„Die Türkengefahr liegt auf der Hand, — wer nicht blind, muß selbe sehen und greifen können,“

behauptete Ebelin vor dem Münster. „Schon im vorigen Jahre sind die blutdürstigen, raubgierigen Mohren in Ungarn und Crain eingebrochen, allda stehen sie heute noch und haben ganz unmenschlich gehauset. Das Rauben, Brennen und Morden gedenken sie im Reiche fortzusetzen, alle deutschen Lande bis nach Cöln zu überziehen, das Christenthum auszutilgen, das gebenedeite Kreuz zu zerbrechen und den Halbmond ihres gotteslästerlichen Propheten aufzupflanzen. Nach Meldung der jüngsten Kunde, ist die Türkenflotte bereits in Italien gelandet und der Sultan hat dem Könige Ferdinand geschrieben, daß er mit 300,000 Streitern einfallen und das gesammte Reich besetzen wolle. Außerdem hat er dem Könige zu wissen gethan, er wolle ihn, nebst allen Helfern, des allererbärmlichsten Todes sterben lassen. Solch gräuliches Vorhaben des mordgierigen Türken wurde im Volke ruchbar, allenthalben Schrecken verbreitend und großes Entsetzen. Hat nun des Kaisers Majestät die Fürsten und Stände zur Abwehr drohender Türkennoth gemahnt, so that er, was das gesammte deutsche Volk ersehnt, dazu für recht, billig und pflichtgemäß hält. Obzwar nun die Mehrheit der Reichsversammlung den Befehl des Kaisers vollzog und die eilende Tür-

kenhilfe beschloß, so erregt es doch starke Verbitterung, die lutherischen Fürsten und Städte mehr auf Seite des Türken, denn auf Seite gemeiner deutschen Wohlfahrt zu sehen, dieweilen besagte Reichsstände rundweg die eilende Türkenhilfe weigerten. Dessen hätte auch ich zu den Herren mich nicht versehen, und muß es gar sehr beklagen."

„Das sind grobe Anklagen, höchst unglimpfliche Beschuldigungen!" rief Wolfgang von Anhalt. „Sind wir etwa verpflichtet, die Hausmacht der stolzen, herrschsüchtigen Habsburger wider den Türken zu halten?"

Ebelin sah den Fürsten in sprachloser Verwunderung an.

„Mein lieber Herr Eberhard," nahm Philipp von Hessen rasch das Wort, „was Ihr vernommen, ist Verunglimpfung der lutherischen Stände durch die arge Tücke der Papisten. Roms Curtisanen verhetzen das Volk, schreien die Lutherischen als Reichsfeinde aus, in der Absicht, des Papstes unleidliche Herrschaft wider das freie unverdunkelte Evangelium zu stützen. Nicht rundweg haben wir die Türkenhilfe verweigert, selbe vielmehr zugesagt, wenn man uns im Artikel vom Glauben gerecht wird. Sintemal jedoch die

papistische Mehrheit der Reichsversammlung nicht Willens, dem lauteren Worte Gottes freie Bahn und den Lutherischen ihr Recht zu lassen, sind auch wir zur Türkenhilfe nicht erbötig."

„Inmaßen der Papst noch schlimmer, als der Türke," warf der Fürst von Anhalt dazwischen.

„Gnädiger Herr Landgraf, was Ihr da sagt, verstehe ich nicht," entgegnete Ebelin. „Zum Ersten ist es Rechtens und Herkommens, daß sich auf den Reichstagen die Minderheit den Beschlüssen der Mehrheit unterwerfe. Dürfte jeder einzelne Reichsstand protestiren und sich von den Beschlüssen der Mehrheit sondern, müßte ein heilloses Durcheinander werden und des heiligen Reiches Macht elendiglich zerfallen. Demzufolge heischten Pflicht und Herkommen von den lutherischen Ständen, im vorliegenden Handel dem Beschlusse der Mehrheit nicht zu widerreden."

„Sondern als feige Knechte und willenlose Puppen zu gehorchen," ergänzte Anhalt.

„Zum Anderen," fuhr Ebelin fort, „galt es, unseres Kaisers Majestät höchst billige und gerechte Mahnung durchzuführen, das Reich mit gesammter Macht wider den Türken zu schirmen. Weder Papst, noch Luther sollen sich hiebei hören lassen, — nicht das

alte und nicht das neue Evangelium sollen darein=reden, so des Reiches Noth und Schutz in Frage steht."

„Demnach seid Ihr der Meinung, den Ständen gebühre nicht, des Kaisers Ansinnen bei sothanem Handel zu widersprechen?" fragte Wolfgang von Anhalt.

„Bin allerdings solcher Meinung," antwortete ent=schieden der Patrizier.

„Laßt Euch sagen, Herr Eberhard," bemerkte lächelnd der Kurfürst, „Euer deidesheimer Edelwein behagt mir weit besser, als Eure Meinung über des Kaisers Majestät."

Einige lachten über die fürstliche Schnurre.

„Das thut mir wahrlich leid, kurfürstliche Gna=den!" erwiederte sehr ernst der Patrizier. „Nur einen Gebieter und Herrn giebt es auf Erden, nämlich den Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, — an diesem Glaubensartikel hat mein Ge=schlecht seit Jahrhunderten festgehalten, — auch ich halte daran fest," fuhr er fort, ohne das hämische Lächeln auf den fürstlichen Gesichtern zu beachten. „Gebietet der Kaiser nach Recht und Nothdurft, so hat männiglich zu gehorchen. Wollte jeder Stand unabhängig walten auf seinem Gebiete, den gerech=

testen und gesetzmäßigsten Forderungen des Kaisers trotzen, — dann gute Nacht Einheit, Größe, Macht und Herrlichkeit des deutschen Reiches!“

„Höchst löbliche Anschauungen, Herr Eberhard,“ versicherte der Landgraf, — „jedoch etwas veraltet!“ fügte er bedauernd hinzu. „In uralten freien Geschlechtern, wie das Eure, wechseln politische Meinungen nicht, sie verhärten und versteinern gleichsam, werden zu festen Glaubensartikeln, forterbend auf Enkel und Urenkel. So verhält es sich mit der Ansicht über des Kaisers heilige Majestät. Alle Fürsten und Völker des Erdkreises sind dem Kaiser pflichtig, — er ist aller christlichen Reiche und auch der Kirche Schirmvogt, — Alles und Alle sind ihm unterthan, nur dort hat der Kaiser das Recht verloren, wo nichts ist. Wie der Papst Herr und Gebieter über alles Geistliche, so der Kaiser Beherrscher alles Weltlichen. Kaiser und Papst sind die höchsten Machthaber auf Erden.“

„Ganz richtig, — genau so verhält es sich!“ bestätigte Ebelin.

„Aber, mein lieber Herr Eberhard,“ fuhr der Landgraf fort, „die alte Kaiserherrlichkeit besteht nicht mehr. Wir leben in anderen Zeiten. Fürsten und

Stände hörten auf, des Kaisers gehorsame Diener zu sein."

„Für mich eine seltsame Kunde! Wer brachte solchen Umsturz fertig?" fragte stirnrunzelnd der Patrizier.

„Das freie Evangelium," antwortete Anhalt. „Die beiden Gewaltigen von ehedem beherrschen nicht mehr die Welt. Aus lehenspflichtigen Vasallen des Kaisers wurden selbstständige Fürsten. Nicht allein des Papstes Schlüssel hat das freie Evangelium zerbrochen, sondern auch des Kaisers Scepter."

„Dann ist Luther des heiligen Reiches Todtengräber!" fuhr Ebelin auf. „Steht die Sache dermaßen, will ich noch päpstischer sein, als der Papst selber und nichts grimmiger hassen, denn Luthers reichsverrätherisches Evangelium. Haben Papst und Kaiser zusammen das Reich gehalten, selbes groß und herrlich gemacht, mögen sie es auch fürder thun. Vom Papst geht jegliche Vollmacht aus für die Pfaffheit, — vom Kaiser entspringt jegliche Vollmacht für die Fürstenschaft. Wider des Papstes Vollmacht und Sendung giebt es weder Bischöfe, noch Leutpriester, — wider des Kaisers Vollmacht und Sen-

dung giebt es keine Fürsten. Das ist alte Ordnung, bei solcher mag es bleiben."

Schon war Fürst Wolfgang von Anhalt im Begriffe, in heftiger Weise zu erwiedern, wie seine zornigfunkelnden Augen bewiesen, schwieg aber auf einen Wink des Landgrafen.

„Eure Meinung entspricht vollkommen der geschichtlichen Wahrheit, edler Herr!" wandte sich Sturm an Ebelin. „Vormals waren die Herzöge, Pfalzgrafen und alle Fürsten lediglich Reichsbeamte, vom Kaiser belehnt und bevollmächtigt. Solches hat sich aber längst geändert. Die kaiserlichen Vasallen wurden selbstständige Landesherren, unabhängig von des Kaisers Oberhoheit."

„Nein, — das wurden sie nicht, — kann gar nicht sein!" widersprach Ebelin. „Wir haben nicht mehrere hundert unabhängige Gebieter im Reiche, sondern nur Einen, — den Kaiser. Sämmtliche Glieder des Reichskörpers schulden dem Oberhaupte pflichtmäßigen Gehorsam."

Nach diesen Worten verließ er seinen Sitz und verabschiedete sich vom Kurfürsten.

„Verzeiht Eurem Gaste," sprach stolz der Patrizier, „wenn er ohne Scheu bekannte, was er für

Recht hält, — selbst auf die Gefahr, Widersachern zu mißfallen."

„Dessen bedarf es keiner Verzeihung, Herr Eberhard!" entgegnete Johann von Sachsen. „Männiglich singt, wie ihm der Schnabel gewachsen und spricht, wie er's versteht."

Der Landgraf begleitete Ebelin.

„Euer Einstehen für den Kaiser freute mich sehr, lieber Herr Eberhard!" versicherte Philipp von Hessen. „Nicht Jedermann besitzt den Muth, der Wahrheit frisch und frei Zeugniß zu geben. Nur scheinbar widersprach ich Euch, Jene nicht zu kränken, deren Geneigtheit politische Rücksichten gebieten. Dafür benützte ich die Gelegenheit, des Kaisers Majestät gebührend hervorzuheben."

„Dies habt Ihr wohl gethan, nicht aber mit gehörigem Nachdruck."

„Aus politischer Klugheit, mein Freund!" versicherte der Hesse. „Gar oft sind wir Fürsten durch peinliche Rücksichten gebunden, weßhalb es mich freut, die Redegewandtheit und Einsicht meines künftigen Schwiegervaters in heiklen Staatsgeschäften verwenden zu können."

„Dies schmeichelt mir fast, gnädiger Herr Land-

graf!" erwiederte lachend der eitle Mann. „Möchte aber, verzeiht meine Geradheit, dem künftigen Schwiegersohn etwas mehr Muth wünschen."

„Die Schüchternheit verschulden meine fünf und zwanzig Lebensjahre, — man wünscht ja die Jugend bescheiden," heuchelte Philipp.

Sie standen vor dem Palaste.

„Wollt Ihr nicht eintreten, gnädigster Herr?"

„Was mein Herz sehnlichst begehrt, Isengard sehen und begrüßen zu dürfen, verbietet die späte Abendstunde. Aber morgen will ich, mit Eurer Erlaubniß, mein Glück versuchen. Ganz erschrecklich wäre mir Isengards Ablehnung."

„Fürchtet nichts, — ich gebe Euch meine Tochter zum Weibe! Alles übrige ist Förmlichkeit. Anfänglich mag sie wohl nach Frauenart zimperlich und spröde thun, — das soll Euch nicht beirren. Habe noch kein Wort von der Sache zu ihr gesprochen, dieweilen ich Isengards Einwand voraussehe, und es der Mühe und des Redens mir zu viel, die Freiheiten des neuen Evangeliums ihr klar zu machen. Dies mag der hochgelahrte Magister Melanchthon löblich besorgen."

Des Landgrafen Korb und Melanchthons Püffe.

Die täglichen Besuche des Landgrafen im älterlichen Hause mißfielen Isengard keineswegs; denn sie hatte einen Anflug von ihres Vaters ehrgeizigem Charakter und war für die hohe Ehre nicht unempfänglich. Auch entgingen ihr die warmen Aufmerksamkeiten des Fürsten nicht, sowie dessen Versuche zu vertrauter Annäherung. Gerne pflegte er mit ihr zu scherzen und zu lachen, und sie erwiederte ohne Arg die harmlosen Neckereien des jungen Mannes, zumal ihr stets gegenwärtiger Vater mit sichtlichem Behagen der Unterhaltung folgte. Dagegen hatte sie von den geheimen Absichten des fürstlichen Hausfreundes nicht entfernt eine Ahnung. Sie wußte Philipp verheirathet und kannte nicht die Ausdehnung der Freiheiten des neuen Evangeliums.

Gegenwärtig sitzt Isengard bei einer hübschen

Stickerei am Fenster ihres reich ausgestatteten Gemaches. Kunstvoll und zierlich gearbeitete Möbel gothischen Styles bildeten nicht minder einen werthvollen Schmuck, als die gestickten Tapeten an den Wänden, Scenen aus der deutschen Geschichte darstellend. In goldenen Rahmen prangten Oelgemälde berühmter Meister, unter diesen die Bildnisse ihrer Aeltern von Albrecht Dürer. Goldene Nippsachen standen auf einem kostbar eingelegten Tische, und selbst die runden Fensterscheiben erhöhten die fürstliche Ausstattung des Zimmers, indem die einfallende Morgensonne die buntfarbigen Wappen auf den Fußboden malte.

Isengard gedachte eben der sonnigen Frühlingstage zu Marientraut und ihres Verkehrs mit dem unvergleichlichen Gabriel, als sich die Thüre öffnete und ihr Vater mit dem Landgrafen erschien. Ueberrascht blickte sie auf, fand eine eigenthümliche Erregung im Angesichte des Fürsten und des Vaters Benehmen nicht minder absonderlich. Sie erhob sich, Philipps huldvolle Begrüßung förmlich erwiedernd.

„Isengard,“ sprach Ebelin, „der gnädigste Herr Landgraf hat Dir ein geheimes Anliegen vorzutragen, höchst ehrenvoll und auszeichnend für Dich, wie auch

für das ganze Geschlecht der Ebelin vor dem Münster. Meinerseits bin ich vollkommen einverstanden und erwarte von Dir gleiche Zusage," schloß er im Tone gebietenden Ernstes.

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer, seine Tochter in nicht geringem Befremden zurücklassend.

Obwohl geistesroh und ohne Zartsinn, dabei ein vollendeter Heuchler und Meister in der Verstellung, fiel dem Landgrafen die Rolle dennoch schwer. Ihm gegenüber saß Isengard, erwartungsvolles Forschen in den feinen Zügen, durch seltene Schönheit und jungfräuliche Würde gleich anziehend. Ihr Blick ruhte ernst auf dem Fürsten, dessen erregtes Mienenspiel Verlegenheit und Zagen verrieth. Isengards Bescheid wußte er voraus; denn er kannte ihre festen religiösen Grundsätze, welche den beweibten Werber entschieden zurückweisen mußten. Nebenbei fürchtete er, die angebotene Fürstenkrone würde nicht verlockend genug sein, die schwere Kränkung ihres Sittlichkeitsgefühles zu mäßigen. Mit Bestimmtheit hatte ihm zwar Ebelin die Hand der Tochter zugesagt, und der Patrizier schien der Mann, mit rücksichtsloser Strenge seinen Willen durchzuführen, — dennoch aber konnte der beabsichtigte Antrag Isengard in solchem Grade

Abscheu einflößen, daß sie auch dem väterlichen Machtgebot beharrlich widerstand. Alle diese Umstände hatte Philipp erwogen, und sie schreckten das Begehren seiner glühenden Leidenschaft nicht ab. Nun aber, im entscheidenden Augenblicke, unter dem unmittelbaren Einflusse von Isengards achtunggebietender Persönlichkeit, verlor er die Sicherheit der Haltung. Längst gewöhnt, über die Schranken von Anstand und guter Sitte sich hinweg zu setzen, überkam ihn jetzt eine solche Befangenheit, daß er nicht unmittelbar seine Bitte zu stellen wagte, sondern die Maske des Vermittlers annahm.

„Verzeiht meine Kühnheit, edles Fräulein, ein überaus zartes, das Lebensglück eines jungen Mannes bedingendes Anliegen Euch vorzutragen!“ begann er, mit einer ihm sonst nicht eigenen Vorsicht im Ausdruck. „Bin zwar ein recht ungeschickter Liebesbote, nicht geschult an Amors fein gesittetem Hof, weßhalb Eure Nachsicht meiner Ungelenkigkeit vergeben möge. — Ein junger Reichsfürst begehrt Euch sehnlichst zum trauten Ehegemahl und wirbt um Eure Hand. Euer Vater, einsichtsvoll und welterfahren, unterstützt kräftig die Werbung, wie Ihr eben aus dessen Mund vernommen, zugleich hocherfreut, das ehrenfeste Geschlecht

der Ebelin vor dem Münster durch fürstliche Sippschaft geehrt zu sehen. Obwohl nun, meines Bedünkens, die angebotene Fürstenkrone nicht Euch, sondern Ihr der Fürstenkrone Glanz verleiht, so möchte doch der beneidenswerthe, von Millionen Eures Geschlechtes ersehnte hohe Rang auch Euch gerade nicht gleichgültig sein."

So schien es in der That. Isengards Augen leuchteten, ihre Wangen glühten. Ermuthigt durch solche Merkmale, welche Philipp ehrgeizigem Gelüsten zuschrieb, fuhr er kühner fort.

„An des Fürsten Liebe möget Ihr nicht zweifeln, sie ist ohne Maß, ohne Schranke, darum nicht in Worte zu fassen. Euer ablehnender Bescheid würde ihn namenlos unglücklich machen, wohl gar in Verzweiflung stürzen. Dagegen fände er in Eurem Besitze das höchste Glück auf Erden. Darum bitte ich, edles Fräulein, seid dem werbenden Fürsten hold, schenket ihm Herz und Hand zum minnereichen Ehebund."

Er schwieg in banger Erwartung. Ueber Isengards Angesicht glitt ein Zug humoristischer Laune.

„Mit Unrecht zeiht Ihr Euch des Ungeschicks in solchen Dingen, Herr Landgraf! Euer Freund, der

junge Reichsfürst, der nicht selber für sich zu werben wagt, kannte sehr wohl Eure Gewandtheit und Brauchbarkeit für dergleichen Händel. Habt Ihr ja gesprochen mit viel Klugheit und Berechnung auf die Schwäche meines Geschlechtes. An die Angel des Werbens habt Ihr als Köder die Fürstenkrone gebunden, — welches eitle Mädchen, und eitel sind wir ja alle, wird da nicht anbeißen?"

„Ihr tretet mir wahrlich zu nahe, — thuet mir und Euch Unrecht! Mußte doch Stand und Rang des Werbers vorstellen."

„Besser, Ihr hättet ihn selber vorgestellt. Trotz aller Jugend könnte er ja häßlich, verwachsen, lahm oder bucklich sein. Meint Ihr, solche Dinge verhülle der Fürstenmantel?"

„Ihr führet heute wieder eine scharfe Klinge! Doch meide ich den Wortkampf, zum Streiten unfähig, — einem Menschen vergleichbar, über den Eure Entscheidung Leben oder Tod verhängt."

„So nahe geht Euch das Schicksal Eures Freundes?"

„Darf er hoffen, edles Fräulein?"

„Wen meint Ihr?"

„Den Werber um Eure Huld und Gnade."

„Um Gnade fleht er? Höchst verfänglich! Um Gnade, nicht um Liebe, pflegen böse Menschen zu bitten. Huld aber gewähren Frauen nur den Würdigen. Darum hängt Versagen oder Gewähren lediglich von meinem Urtheile ab, und mein Urtheil vom Wesen eines Bewerbers, den ich nicht kenne."

„Dennoch kennt Ihr ihn, — den Landgrafen von Hessen," sprach er, sich erhebend und vor ihr niederkniend. „Ueberwältigt von dem Zauber Eurer Macht, seht mich zu Euren Füßen, unvergleichliche Isengard! Schenket mir Hand und Herz zum ehelichen Bunde!"

Sie saß hoch aufgerichtet, weder betroffen, noch befangen, mit seltsamem Lächeln zum Knieenden herabblickend. Einem scharfen Beobachter würde jedoch nicht entgangen sein, daß sie den berechtigten Zorn schwer beleidigter Weiblichkeit mühsam verbarg und aufloderndes Rachegefühl in ihren Augen flammte.

„Stehet auf, Herr Landgraf, höret mein Urtheil!" hob sie mit leise bebender Stimme an. „Hinkend, verwachsen, bucklich, seid Ihr wohl nicht, — indessen macht Euch das Werben des verheiratheten Mannes weit häßlicher. Mir fehlen die Worte, das Grauen auszudrücken, das Eure ehebrecherische Mißgestalt mir einflößt. Wann gab ich Euch Anlaß, mich für

den Auswurf meines Geschlechtes zu halten? In mir den letzten Funken von Züchtigkeit und Frauenwürde erloschen zu wähnen? Und doch müßt Ihr gar viel verächtlich von mir denken, ansonst Euer schimpflicher Antrag unmöglich. Euer zweites Weib werden zum ersten noch lebenden? Lieber tausendfacher Tod, denn solcher Frevel vor Gott und solche Schmach vor den Menschen. — — Dies mein Bescheid auf Euer Werben, Herr Landgraf!"

An dem erstickten Schamgefühl des fürstlichen Wüstlings gingen die schneidigen Worte spurlos vorüber. Die größte Bestürzung heuchlend, bat er zerknirscht um Verzeihung und ging schließlich zur Rechtfertigung über.

„Der Anstoß Eures religiösen Bewußtseins erscheint natürlich, unabwendbar und selbstverständlich, weil Ihr noch seufzet unter dem Joche papistischer Zwingherrschaft. Nicht unchristlich ist die Doppelehe, adeligste Isengard! Gottes erleuchtetes Rüstzeug, Martin Luther, billigt dieselbe, weil nicht der heiligen Schrift zuwider."

„Ein schlechter Anwalt!" entgegnete sie. „Luther findet nach Belieben Alles in der Bibel, sogar die Erlaubniß zur Empörung, zu Mord und Brand,

zu Meineid und Priesterehe, — warum sollte er nicht auch die Vielweiberei darin finden?"

„Meine Gemahlin Christina ist mit der Doppelehe vollkommen einverstanden."

„Ueberaus beklagenswerth! Indessen bildet Ihr zusammen ein würdiges Paar."

„Auch Euer Vater genehmigt mein Werben."

Jäher Schrecken zuckte über Isengards Angesicht, jedoch nur flüchtig, ohne ihre entschlossene Haltung zu beugen.

„Nicht möglich!" sprach sie.

„Seine Worte sagten es Euch."

„Hier waltet irgend ein Irrthum, — ein verstrickendes Blendwerk. Kein achtungswerther Mann fördert sittlichen Untergang und öffentliche Beschimpfung seiner Tochter."

„Gewiß nicht! Ebendarum entdeckte Eures Vaters Einsicht in meinem Werben nichts Entehrendes und Sündhaftes."

Es klopfte an der Thüre. Der Landgraf öffnete. Melanchthon stand vor ihm.

„Verzeiht meine Störung, Durchlauchtigster Fürst! Habe in dringender Angelegenheit mit Euer Gnaden

zu sprechen, — vernahm Eure Stimme und war so kühn, hie einzutreten."

„Eine höhere Fügung, — Ihr kommt sehr gelegen, Herr Doctor!" sprach Philipp von Hessen. „Wie Euch bekannt, nöthigt die Kränklichkeit meiner Frau, von der Freiheit des neuen Evangeliums Gebrauch zu machen und eine zweite Gattin zu ehelichen. Obwohl seit zwei Jahren besagten Entschluß mit mir herumtragend, blieb er dennoch unausgeführt, weil mir kein weibliches Wesen begegnete, dem mein Herz mit voller Hingabe entgegenschlug. Endlich war ich so glücklich, Fräulein Isengard kennen zu lernen, deren hohe Vorzüge durch näheren Umgang einigermaßen Euch bekannt sind. Gerade warb ich um ihre Hand und wurde abgewiesen, weil sie an der Doppelehe sich stößt. Darum seid Ihr gebeten, die Erlaubtheit und Löblichkeit meines Begehrens dem gnädigen Fräulein nach Gottes Wort darzulegen."

„Gerne willfahre ich dem Ersuchen Eurer hochfürstlichen Gnaden, dieweil es mein Beruf, wo immer Gelegenheit sich bietet, geknechtete Seelen aus des Papstthums babylonischer Gefangenschaft zu befreien," erwiederte salbungsvoll der Reformator.

Isengard war der Unterredung gefolgt, und jetzt

stand es in ihren Mienen deutlich geschrieben: „Ein abgemachtes Spiel!"

Kalt empfing sie den herantretenden Magister, von ihrem Vater wiederholt zu Tische geladen. Melanchthons süßliche Art und schleichendes Wesen hatten ihr schon beim ersten Begegnen mißfallen. So oft sie ihn sah, fielen ihr Fuchs und Katze ein, und die behutsam und sanftfließende Rede des Mannes klangen ihr widerwärtig, gleich dem Zischeln der Schlange.

„Gestattet dem hochgelahrten Doctor und erleuchteten Gottesmanne eine Unterredung, gnädiges Fräulein!" sprach der Landgraf. „Meinerseits wage ich die Bitte, Ihr möchtet Euer Herz der Wahrheit nicht verschließen und mein Werben übereinstimmend finden mit Gottes lauterem Wort. — Erlaubt, daß ich mich entferne."

„Mit Vergnügen," antwortete sie im Tone eisiger Kälte.

Der Fürst verbeugte sich und verließ das Gemach. Die Thüre lehnte er nur bei; denn er blieb im Vorzimmer lauschend stehen, mit nicht geringer Spannung den Bekehrungsversuchen des Reformators folgend.

Nach der Gepflogenheit schwerfälliger Buchgelehrsamkeit, den Stoff gründlich zu behandeln, ging Melanchthons Unterweisung sehr in die Breite, vermied jedoch die Tiefe. Eine Menge Bibelstellen zog er an. Auch die mustergültigen Beispiele der Altväter, sowie das Vorbild des vielbeweibten, in seinem Alter thöricht und götzendienerisch gewordenen Königs Salomon, ließ er in schönrednerisch geziertem Aufputz vorbeiziehen, — was insgesammt die Erlaubtheit der Doppelehe begründen sollte.

Der horchende Landgraf nickte beifällig mit dem Kopfe, in der Meinung, einer solchen unwiderstehlichen Schlachtordnung gegenüber, sei die Niederlage der bibelgläubigen Christin zweifellos.

Zum Oefteren warf der gelehrte Magister forschende Blicke auf Isengard, in deren Zügen die Eindrücke seiner Bemühungen zu erkunden. Sie aber saß unbeweglich, wie eine Bildsäule, selbst ihr Angesicht, aus dem alle Lebensfrische geschwunden, war kalt und starr, wie aus weißem Marmor geschnitten. Nur die weit geöffneten Augen, Lichter ausstrahlend, welche dem ängstlichen Magister drohend, fast unheimlich erschienen, verriethen Leben und Theilnahme der Bildsäule an dem gelahrten Vortrage.

Endlich kam Melanchthon zum Schlusse.

„Darf ich mir schmeicheln, gnädiges Fräulein,“ sprach er, mit viel Süßigkeit in Ton und Mienenspiel, „durch meine Beweisführung nach der Bibel, Euch von der Zulässigkeit der Doppelehe im Geiste des Christenthums überzeugt zu haben?“

„Ich bedauere die Vergeblichkeit Eurer Bemühungen, Herr Doctor! Ihr habt just gar nichts bewiesen.“

Höchlich erstaunt vernahm der Magister die ruhig und sicher gesprochenen Worte.

„Gar nichts bewiesen, edles Fräulein? Wie das?“

„Weil Ihr kein Recht habt, im Gegensatze zur göttlich geordneten Lehrautorität, die Bibel zu deuten. Auch der Teufel hat sich auf die Bibel berufen, da er in der Wüste Gottes Sohn zum Bösen verleiten wollte. Warum sollte nicht ein Mensch, arglistig kriechend und lügend, gleich der alten Schlange, auf die Bibel sich berufen können, so es gilt, ein gottloses Werk zu stützen?“

Melanchthons Erstaunen war grenzenlos. Dermaßen scharfe Hiebe waren ihm noch bei keinem Wortstreite mit den stärksten Kampfhelden versetzt worden. Mit dem „Gegensatze zur göttlich geordneten Lehrautorität“ hatte sie ihm den Boden unter den

Füßen weggezogen und mit Fug ihn dem Teufel zur Seite gestellt. Dies hatte ein ungelehrtes Mädchen gethan, — eine für den Magister ganz unfaßbare Thatsache. Schweigend starrte er sie an, und fast mit heimlichem Grauen; denn er gedachte Luthers Behauptung, das Papstthum sei vom Teufel gestiftet und der Teufel rede zuweilen aus den Papisten.

„Demnach bestreitet Ihr meine Berechtigung, die Bibel zu deuten?“ fragte er mit halber Stimme.

„Nicht ich, — wohl aber Martin Luther.“

„Wie meint Ihr Solches, gnädiges Fräulein?“

„Ihr kennt doch Euren Berufsgenossen, den Magister und Reformator Andreas von Bodenstein, gemeinhin Carlstadt geheißen?“

„Sehr wohl!“ antwortete Melanchthon in großer Spannung.

„Genannter Magister Carlstadt zeigte sich beim Reformiren des alten Wesens sehr viel eifriger, als Martin Luther,“ fuhr sie im gewichtigten Tone des Lehrmeisters fort, zu dessen Füßen Melanchthon als bescheidener Hörer saß. „Luther genügte es, in der Bibel gefunden zu haben, das heilige Meßopfer sei »vermaledeite Abgötterei und Teufelsdienst,« — darum er die heilige Messe verbot. Carlstadt hin-

gegen fand in der Bibel des Weiteren, auch die Heiligenbilder seien Götzen und Larven. Darum zerschlug er in den Kirchen zu Wittenberg sämmtliche Bildwerke und zerbrach die Altäre. Wie das Luther hörte, der gerade auf der Wartburg saß, stürmte er grimmig nach Wittenberg, donnerte von der Kanzel wider die Bilderfeinde und ruhte nicht, bis Carlstadt aus Sachsen vertrieben und flüchtig war."

Sie hielt inne und blickte nachdenkend nieder.

Melanchthon rückte verlegen auf dem Sitze und athmete schwer; denn er sah voraus, was nun kommen würde.

„Wie Doctor Martinus dazumal wider Carlstadt gesprochen," fuhr sie fort, „ist deutlich zu lesen in Luthers Schrift: »Wider die himmlischen Propheten." Darin redet Luther zum christlichen Volke also: »Carlstadt that unberufen sein Ding, es sei denn, er beweist durch Wunderzeichen, daß er gehandelt in göttlicher Vollmacht. Denn Gott tauscht seine alte Ordnung nicht mit einer neuen, ohne dabei große Zeichen zu thun. Darum soll man Niemand glauben, der auf seinen Geist und inwendig Fühlen sich beruft und auswendig wider Gottes alte Ordnung tobet, er thue denn Wunderzeichen dabei.« — — Mit

solchem Spruch hat Luther nicht blos Carlstadt, sondern sich selber und alle gerichtet, die freveln wider die alte Ordnung Gottes in der Kirche, unter dem Vorgeben, nach dem klaren Wort der Bibel zu verfahren. Bevor Luther kam, bestand die Kirche schon 1500 Jahre und darüber. Luther befehdet ingrimmig die alte Kirche und stürzt deren Ordnung, ohne seinen Beruf durch ein einziges Wunder dargethan zu haben. Folglich hat er mit eigenen Worten sich selbst verdammt, — und auch Euch, Herr Magister! Es sei denn, Ihr beweiset durch Wunderzeichen Eure Sendung von Gott, die Bibel der alten Ordnung zuwider, das heißt, im Gegensatze zur Deutung des von Gott geordneten kirchlichen Lehramtes, auslegen zu dürfen. Bevor dies geschehen, erkläre ich Euer Bemühen, mich zum Eingehen der Doppelehe zu bewegen, für ein höchst gottloses, verabscheuungswürdiges Unterfangen."

Wie betäubt saß der Magister, in sprachlosem Erstaunen die merkwürdige Erscheinung anstarrend.

„Ei, — sagt mir doch, wer hat Euch ausgestattet mit solchem Rüstzeug des Wissens?"

„Dies hat Gabriel gethan, mein Erzengel!" antwortete sie mit plötzlich veränderter Stimme und so

leise, daß Philipp, dem horchenden Landgrafen, die Worte entgingen.

Und nicht blos die Stimme, das ganze Wesen Isengards hatte sich verändert. Liebliche Röthe belebte ihr Angesicht, ihre Augen leuchteten und holdseliges Lächeln spielte um ihren Mund. Diese jähe Verwandlung der starren, dräuenden Bildsäule in eine Gestalt von bestrickender Schönheit, war nicht geeignet, Melanchthons Staunen zu mindern.

„Darf ich auf meine ernste Frage um ernste Antwort bitten, gnädiges Fräulein? Ganz fürtrefflich seid Ihr unterrichtet, dabei mit logischer Schärfe ausgerüstet.“

„Daran wollet erkennen, Herr Magister, daß nicht einmal Luthers »Papstesel« vor der Wahrheit bestehen,“ antwortete sie, in ihre kalte Strenge zurückfallend. „Luthers Schriften sind ja in Aller Händen, — warum nicht in den meinigen? Darin fand ich gar gräuliche Dinge, neben tausend Widersprüchen und Albernheiten, Bosheiten und Grobheiten, einen fast teuflischen Haß wider den Papst und die Bischöfe. Er nennt sie »ungelehrte Götzen und Potzen, — des Teufels Statthalter, — Wölfe, — Tyrannen, — Seelenmörder, — Larven und Maulaffen.« Könnte

der Kirche Erbfeind gröblicher schmähen? Jedenfalls hätte sich der Teufel anständiger ausgedrückt. Aus demselben Abgrunde von Gemeinheit, Schmutz und Verlogenheit ist auch das Ungeheuer, das unbeschreiblich häßliche Ungethüm emporgestiegen, mit dem ich, auf Euren Rath, mich vermählen soll."

Der Landgraf kratzte hinter dem Ohr, kniff die Lippen bitter zusammen und schüttelte verdrossen den Kopf, ohne Ebelins Eintreten zu bemerken, bis ihm dieser auf die Schulter tippte.

„Nun wie steht's?" fragte er leise.

„Schlecht! Mir gab sie einen Korb, — den Magister beschenkt sie mit Püffen. Hört doch, wie unbarmherzig sie mit demselben umgeht!"

Beide standen lauschend.

„Luthers Ungestüm entspringt heiligem Zorn über das Verderbniß der Zeit," entschuldigte der Reformator. „Darum fällt er in gröbliches Poltern und schlägt mit wuchtiger Keule in den Feind."

„Der Feind aber ist seine heilige Mutter, die Kirche," ergänzte sie.

„Nicht doch, edles Fräulein! Der Feind ist der faule, unwissende, verkommene Clerus."

„Und der Verkommenen Schlimmster ist Luther selber,“ ergänzte sie wieder.

„Nennt Luther manche Bischöfe »ungelehrte Götzen und Potzen,« so bezeichnet er Leute ohne theologische Bildung, versessen auf Prunk und Pomp, aufgebläht von Dünkel und Hoffahrt. Wer nicht blind und gänzlich unerfahren, wird Luthers Zorn gerecht finden.“

„Die gemeinten traurigen Erscheinungen bestreite ich nicht und beklage sie tief; denn innere Feinde, vorab unwürdige Bischöfe und Priester, sind der Kirche weit gefährlicher und schädlicher, als äußere Feinde. Immerhin mag Luther dem Verderbniß zürnen, darob ist er nicht zu schelten. Bei den herrschenden Krankheiten der Zeit kann es nicht fehlen, daß auch ein Theil des Clerus schwer krank darnieder liegt. Der von Gott bestellte Arzt, das kirchliche Hirten- und Lehramt, bemüht sich, die Krankheiten zu heilen, die schlimmen Zustände zu reformiren. Luther hingegen hat zum Reformator keinen Beruf, und auch nicht den Willen, sintemal er durch Lehren und eigenes Beispiel das Böse fördert, die Krankheiten steigert. Fasten, Abtödtung, Gelübde und alle Förderungsmittel der Frömmigkeit verdammt er, gute Werke

nennt er sogar sündhaft. Außerdem hat er aus dem Menschen ein Thier gemacht."

„Ein Thier?"

„Ja, ein Thier, — dazu ein recht garstiges Thier, daneben sich der Affe ausnimmt, wie ein Edelmann."

Der lauschende Vater lächelte.

„Kann mir nicht denken, wohin Ihr zielet mit dem Thiere," sagte Melanchthon, „es sei denn, Ihr habet Luthers Schrift »Vom ehelichen Leben« im Auge."

„Pfui, — Herr Magister, wie möget Ihr glauben, ich könnte meinen Geist mit jenem haarsträubenden Unflath beschmutzen? Nur wenige Zeilen las ich von Luthers »Ehelichem Leben,« und diese schon würgten mein Schamgefühl bis zum Ersticken, — warf stracks die wüsten Blätter in das Feuer. — — Nein, — jenes Thier meine ich, das Luther beschrieben in seiner Schrift »Vom knechtischen Willen.« Darin lehrt er, der Mensch habe keinen freien Willen, müsse aus Nothwendigkeit das Gute oder das Böse thun, je nachdem er von Gott oder dem Teufel geritten werde. »Des Menschen Wille,« sagt er, »ist in Mitte zwischen Gott und dem Satan, und läßt sich führen, leiten und treiben, wie ein Pferd oder

ander Thier. Nimmt ihn Gott ein und besitzt ihn, so geht er, wohin und wo Gott will. Nimmt ihn der Teufel ein und besitzt ihn, so will er und geht, wie und wohin der Teufel will [1]).« — Wie mag nun die Obrigkeit Verbrecher strafen, die thun mußten, was sie nicht lassen konnten? Zum Anderen, wo bleibt der Tugend herrlicher Siegesruhm, da sie ohne menschliche Tapferkeit, sonder Kampf und Ringen geübt wird? Alle Thiere insgesammt, von der Maus bis zum Elephanten, sind wahre Könige und Freiherren neben Luthers Menschenthier. — Weil nun aber dem einmal so ist," fügte sie im Tone komischen Bedauerns hinzu, „mag ich Euch ob Eurer angerühmten Vielweiberei nicht tadeln, Herr Magister, dieweilen ich annehme, Ihr werdet just gerade vom Teufel geritten."

Ebelin drückte geschwind das Taschentuch vor den Mund, eilte von hinnen und brach im nächsten Zimmer in schallendes Gelächter aus.

Der nachkommende Landgraf, obwohl verstimmt und ärgerlich, wurde von des Patriziers Lachlaune angesteckt.

„Ha, — ha, vom Teufel geritten! Hätte des

---

1) De servo arbitrio, 7, 113.

Magisters Gesicht sehen mögen!" rief Ebelin, wie vom Lachkrampfe befallen.

„Sie hält ihn rein zum Narren," versetzte Philipp. „Die Sache wäre höchst ergötzlich, die Püffe möchte ich dem hochgelahrten Magister wohl gönnen, — aber mein Korb, — mein Korb!"

„Dessen seid getröstet, gnädiger Herr! Ich versprach Euch meine Tochter zum Ehegemahl, — dabei bleibt es."

Melanchthon erschien, befangen und verwirrt. Wie nun Herr Eberhard das verdutzte Gesicht und die zerschlagene Haltung des Magisters gewahrte, der gleich einem begossenen Pudel hereinkam, konnte er das Lachen nicht verhalten.

„Habt ihr den Feind bezwungen im Streite?" fragte Philipp von Hessen.

„Hochfürstliche Gnaden, es ist ein seltsam Ding um eines Weibes Geist!" antwortete Melanchthon. „Wollte lieber zehn Dutzend Magistri und Doctores im Kampfe bestehen, als ein einziges weibliches Wesen von solcher Art."

„Wie meint Ihr das? Wagte sie Eurer Hochgelahrtheit zu widerstehen?"

„Zu meiner Beschämung das Geständniß, gar

nichts ausgerichtet zu haben. Meine stärksten Waffen zerbrach sie, gleich dürrem Reisig."

„Ist's möglich? Sie hätte Euch in den Kessel gehauen?"

„Förmlich abgeschlachtet hat sie mich," bekannte wehmüthig der sanfte Magister.

Inzwischen stand Isengard nachsinnend in Mitte ihres Zimmers, den Zeigefinger an die Lippe gelegt, den Blick zu Boden gesenkt. Keine Spur von Aerger in ihren Zügen; denn sie hatte das volle Maß ihres Grolles über den argen Versucher ausgeschüttet, im Herzen nicht einen Tropfen zurück behalten. Vielmehr stand sie lächelnd, als habe ein lieblicher Traum sie umfangen.

„O mein Gabriel, Du erleuchteter Geist!" sprach sie bewegt. „Wie begründet waren deine Warnungen vor den bösen Künsten des Landgrafen!"

Darauf ging sie nach dem Zimmer ihrer Mutter, setzte sich ihr gegenüber und schaute sie bedeutsam an.

„Ich weiß Alles, mein Kind!" sprach Frau Martha. „Welche Kümmerniß mein Herz zusammenschnürt, ob der Bethörung Deines Vaters, ist gar nicht zu sagen. Strengstens verbot er mir, über des Fürsten ganz unchristliches Begehren mit Dir zu sprechen. Ich

solle dem Handel seinen Lauf lassen, mich darein nicht mischen, — gebot er. Darum habe ich geschwiegen, — Du kennst ja die Härte seines Zornes. Obwohl vor seinem Willen mich zu beugen gewohnt, soll er doch nicht mein Jawort erzwingen in einer Sache, die ein großer Frevel vor Gott und eine Schmach vor den Menschen."

„Seid deßhalb unbekümmert, liebes Mütterchen!" tröstete Isengard die Niedergebeugte. „Nicht der Vater, nicht der Landgraf, keine Macht der Erde soll mich zur Verworfenen vor Gott und zur Verächtlichsten unseres Geschlechtes machen."

„Du wagst es, dem Vater zu trotzen? O Du mein armes Kind, welche leidvollen Tage mögen Dir bevorstehen!"

„Für das Gute zu leiden, ist rühmlich und tröstlich; denn solches Leiden gewinnt Gottes Wohlgefallen und Achtung vor sich selbst," sprach ernst die Kampfesmuthige.

Ebelin trat ein, mit einem Blicke väterlichen Stolzes auf seine Tochter.

„Du bist ein arger Schelm, Isengard!" sprach er in heiterer Laune. „Der Landgraf zeigte mir den Korb und der Magister seine Wunden, so beide im

Streite mit Dir davongetragen. Du hast Dich tapfer gehalten, was mich baß ergötzt. — Dennoch besteht unangefochten mein Vorhaben, dem Landgrafen Dich zu vermählen."

„Ihr wollt Euer Gewissen mit schwerer Schuld und Eure einzige Tochter mit namenloser Schande beladen?"

„Davon ist keine Rede," unterbrach er sie. „Wir leben anjetzo in einer Zeit, darin gar manche Dinge, so vormals unglimpflich und frevelhaft, in löblichem Lichte erscheinen. Dahin gehört die Doppelehe. Landgräfin sollst Du werden, Reichsfürstin, — die glänzendste Errungenschaft meines ganzen Lebens. Eine Edelin vor dem Münster den Reichsfürstinen beigezählt, — ha, — solch eine hohe Ehre wiegt alle Bedenken auf!"

„Für dermaßen schwach, kurzsichtig und gottvergessen hätte ich meinen Vater nicht gehalten."

„Für dermaßen widerspenstig hätte ich meine sonst gehorsame Tochter nicht gehalten."

„Gehorsam war ich nach Gottes Willen, — jetzt bin ich ungehorsam nach Gottes Willen. Sehr viel bekümmert es mich, auf Seite der ärgsten Gottesfeinde meinen Vater zu sehen, — dahin werde ich

ihm niemals folgen. Lieber tausendmal sterben, als in solchen Frevel willigen."

„Du wirst Dich besinnen, Isengard!" sprach er in strengem Tone. „Allbereits hat der Landgraf mein Wort, — niemals brach es ein Ebelin."

„Versprechen wider Gott und Ehre binden nicht."

Er runzelte die Stirne.

„Wo ich zu befehlen befugt bin, bedarf es nicht des Streites, — Du wirst gehorchen!" sprach er und schritt nach der Thüre. Dort wandte er sich nochmals um und sagte in ruhigem Tone: „Die Landgräfin Isengard von Hessen, aus dem Geschechte der Ebelin vor dem Münster, wird in künftiger Zeit mir danken, kindische Bedenken nicht beachtet zu haben."

Für Isengard kamen schwere Tage. Die Härte ihres Vaters ließ sich weder durch Bitten, noch Vorstellungen erweichen. Unbändige Ehrsucht machte ihn blind für das Frevelhafte seines Strebens, sowie herzlos für die Leiden seines gequälten Kindes. Hiezu kamen die steten Besuche des Landgrafen, der sich, aller Selbstachtung bar, an Isengard heran drängte und deren Huld durch Schmeicheleien zu gewinnen trachtete. Nicht einmal die empfindlichste Verachtung und bitterste Zurechtweisung, von Seite Isengards,

vermochten die Leidenschaft des ausschweifenden Mannes abzuwehren.

„Welch ein nichtswürdiger, verwegener, schamloser Mensch!“ klagte sie ihrer Mutter.

Schon begann Ebelin, zu drohen und zu strafen. Isengard durfte nicht ausgehen und nur die Besuche des Landgrafen empfangen. Auch der Ausflug nach Marientraut, um den sie bat, wurde rücksichtslos verweigert.

Isengards Flucht.

Herr Conrad von Sickingen, der Burgvogt von Marientraut, sprach gerade mit seinen Kindern über die seltsame Erscheinung, seit zehn Tagen aus dem Palaste Ebelin keiner Seele ansichtig geworden zu sein. Gleich seltsam dünkte ihnen Eberhards Benehmen, als Philipp vor einigen Tagen in Speyer gewesen. Der Patrizier begegnete ihm nicht mit gewohnter Herzlichkeit, Frau Martha hatte rothgeweinte Augen, Isengard blieb unsichtbar.

„Höchst absonderlich!“ meinte Herr Conrad. „Was mag sich wohl begeben haben, unsere alten Hausfreunde dergestalt zu entfremden? Will morgen selber gen Speyer reiten, der Sache nachzuspüren.“

„Wollte es fast errathen!“ sagte Philipp. „Ihr wißt, Vater, wie Gabriel, der viel weise Mann, des Landgrafen arge Tücke dargethan. Sintemal nun der

Landgraf im Palaste Ebelin angesehen, wider uns aber, seit der Fehde des Onkels Franz, schlimm gesinnt ist, so mag er die Familie wider uns verhetzt haben."

„Nicht wahrscheinlich, mein Sohn! Die Verunglimpfungen des Hessen wären nicht stark genug, Eberhards erprobte Freundschaft zu erschüttern."

Da klangen leichte, hastige Tritte im Vorzimmer. Weit öffnete sich die Thüre und Isengard trat ein, das Obergewand geschürzt zum raschen Gang, der Saum ihres Kleides bedeckt vom Staube der Landstraße. Den Sickingen fiel dies nicht wenig auf; denn Isengard war allzeit gefahren oder geritten, niemals den weiten Weg gegangen. Auch ihr Wesen schien verändert. Wie tiefe Kränkung und verhaltener Schmerz lag es in ihren Zügen, und ihr Blick hatte einen klagenden, wehevollen Ausdruck.

Agnes umarmte und küßte die Freundin.

Herr Conrad begrüßte sie väterlich, und betrachtete mit inniger Theilnahme die unheilverkündenden Zeichen ihres Antlitzes.

„Wie geht es Dir, mein Kind? Hatte fürwahr Heimweh nach Dir, — zehn Tage lang miedest Du Marientraut."

„Weil es der Vater gebot," antwortete sie erregt. „Und heute bin ich auf der Flucht aus dem Vaterhause."

Sechs Augen ruhten bestürzt auf Isengard.

„Was soll dies bedeuten? Was hat sich begeben?" forschte beunruhigt der Freiherr.

„Unglaubliches, — Himmelschreiendes, — höret!" und sie begann in nervöser Erregung, zuweilen von Schmerz, Abscheu und Entrüstung überwältigt, die Werbungsgeschichte des Landgrafen umständlich zu erzählen.

Die Sickingen standen vor der Sitzenden, durch das Unerhörte der Kunde gleichsam in lauschende Bildsäulen verwandelt. Als die Erzählende zum Schlusse gekommen, weinte Agnes und rang die Hände über das harmvolle Geschick der Freundin.

Der Burgvogt war immer finsterer geworden, und jetzt lagen dräuende Wetterwolken auf seiner Stirne.

Philipp ballte die Fäuste und rief mit blitzenden Augen: „Isengard, sei immerhin guten Muthes! Wir halten Dich in unserem festen Hause wider Deinen Vater und wider den Landgrafen."

Herr Conrad war einige Male schweren Trittes durch das Zimmer gegangen, sichtlich bemüht, die

Wallungen höchsten Zornes zu bemeistern. Jetzt trat er vor Isengard.

„Du hast wohlgethan, liebes Kind, meinen Schutz anzurufen! Was der Landgraf begehrt, ist Wahnsinn, — was Dein Vater gewährt, ist Tollheit. Gegen den Wahnsinnigen und Tollen werde ich Dich schirmen. Darum sei ohne Kümmerniß. — Agnes, bedenke die Labung unserer Isengard!"

Sickingens Weisung mochte Isengards sichtliche Erschöpfung veranlassen, die müde und schwach im Lehnstuhle saß. Aber die körperliche Entkräftung war mehr eine Wirkung bestandener Seelenqualen und Gemüthserschütterungen, — und jetzt überkam sie nicht geringe Besorgniß, über die Folgen ihrer Flucht. Sickingens verhaltener Grimm entging ihr nicht, — was mochte geschehen, wenn ihr Vater kam, von dem erbitterten, jähzornigen Freiherrn die Tochter zurück zu fordern?

„Lieber Onkel," hob sie nach kurzer Weile an, „meine Flucht konnte nicht lange verborgen bleiben. Man wird auch errathen, wohin ich geflohen. Bereits dürfte mein Vater auf dem Wege sein nach Marientraut."

„Er soll nur kommen!" sprach drohend der Burgvogt.

„Empfanget meinen Vater nicht unhold, — macht ihm keine bitteren Vorwürfe, — Ihr kennt seine leicht entzündbare Heftigkeit, daraus gar schlimme Dinge erwachsen möchten. Redet vielmehr in Güte zu ihm, — zeiget ihm wohlwollend die böse Irrung, — bittet ihn, mich nur einige Tage hie rasten zu lassen; denn ich fühle mich fast krank und bedarf gar sehr des Friedens, nach den leidvollen Tagen harten Kämpfens.“

„Du bist ein viel kluges Jungfräulein!“ erwiederte lächelnd Herr Conrad. „Will meinem Unmuth gebieten und hoffe, durch löbliches Einreden meinen tollen Eberhard zur Vernunft zu bringen.“

Isengard genoß von den vorgesetzten Speisen, trank von dem alten, stärkenden Burgwein, und die Ermattung wich von ihr. Darauf ging sie mit Agnes nach den Frauengemächern, der Ruhe und Erholung zu pflegen.

Kaum hatten beide Freundinen das Zimmer verlassen, als die Hunde anschlugen und Eberhards Kutsche in den Hof rollte. Der Schloßknecht eilte herbei, die Wagenthüre zu öffnen.

„Sitzt meine Tochter hie auf der Burg?“ fragte ihn mit angstvoller Miene der Patrizier.

„Weiß nit Bescheid, edler Herr! Hab' das gnädige Fräulein nit gesehen."

Von erwartungsvollem Bangen getrieben, erstieg Ebelin die Treppe und betrat das Zimmer, wo ihm Herr Conrad entgegen kam, nicht froh und herzlich, wie ehedem, sondern tief ernst. Auch Philipp eilte nicht zum freudigen Willkomm herbei, wie er sonst zu thun pflegte, blieb vielmehr in der Fensternische stehen, mit feindseligen Blicken für den bösen Mann. Diese Umstände entgingen dem geängstigten Vater, auch des üblichen Grußes vergaß er.

„Wo ist Isengard?" stieß er mühsam hervor.

„Nicht hie, wie Du siehst!" antwortete Sickingen.

Da wurde Ebelin leichenblaß und sank, wie von Schrecken zerbrochen, auf den nächsten Stuhl.

„O heiliger Gott, — oh — mein Kind!" stöhnte er.

Sickingen konnte den Anblick des gequälten Vaters nicht ertragen, obwohl er ihm heftig zürnte.

„Isengard ist nicht allhie, wie Du siehst, — wohl aber in der Burg. Zermartert von Seelenpeinen, erschöpft und elend, liegt sie darnieder."

Wie Erlösung vom Schrecklichsten wirkten die Worte auf den Patrizier.

„Gott sei Dank!" sprach er aufathmend. „Zeit-

lebens bestand ich niemals solche Noth. — Von Dir war's nicht wohlgethan, mich dermaßen zu erschrecken. Hätte ja schon an Deinem grimmigen Gesicht absehen können, daß Du Alles weißt."

„Und ich hätte mich niemals solchen Handels von Dir versehen," erwiederte Sickingen. „Ei, — Eberhard, bist Du ganz von Sinnen, Dein leiblich Kind, sammt Deiner Seele Heil zu verderben?"

„Das verstehst Du nicht, lieber Conrad! Bist zwar ein gar biederer, ehrenfester Geselle, stehst aber noch mit beiden Füßen im alten Wesen, derohalben Verständniß für den neuen Weltlauf Dir gebricht. Solltest Dich aber dennoch freuen, eine Ebelin vor dem Münster in Bälde mit der Fürstenkrone geschmückt zu sehen."

„So, — hm!" brummte der Burgvogt, gedachte Isengards Bitte, sowie seines Vorhabens, in gütiger Weise dem Freunde einzureden, und drückte den aufsteigenden Zorn nieder.

„Hab' mich zwar lange gesträubt," fuhr Ebelin fort, „bis der Landgraf und vorab Doctor Melanchthon, so ein hochgelahrter Mann, klärlich bewiesen, es seien zwei Hausfrauen nicht wider Gottes Wort."

„Wie — was, — bist Du auch vom Väterglauben

abgefallen und dem ausgesprungenen Sachsenmönch zugelaufen?“

„Nein, — das nicht!“ antwortete Ebelin. „Mache nur Gebrauch von den Freiheiten des neuen Evangeliums, wie es gar Viele thun. Was vordem verrufen gewesen, ist heute erlaubt. Wer schilt heute noch Pfaffen, so sich beweiben? Eine neue Zeit hebt an, — eine Zeit der Freiheit.“

„O ja, — eine hübsche Zeit!“ versetzte voll des Unwillens Herr Conrad. „Eine Zeit der Auflehnung wider christliche Zucht und Sitte, wie solches die nichtsnutzigen Pfaffen beweisen, — eine Zeit der Empörung und des Aufruhrs, wie es die rebellischen Bauern bezeugen, — eine Zeit des Raubes an Kirchengütern, wie es Manche vom Adel und aus der Fürstenschaft in's Werk gesetzt, — eine Zeit des Frevelns wider Gott und Kirche, wider Kaiser und Reich! Wie, — mein alter ehrbarer Freund Eberhard will sich den Allererbärmlichsten der Zeitgenossen beigesellen? Beschimpfen will er die Ehre seines ganzen Geschlechtes, durch schnödes Verhandeln seines leiblichen Kindes an einen nichtsnutzigen Buben und Mohrenfürsten?“

„Halt' ein, Conrad, — stille, Du bringst mich

von Sinnen!" rief der Patrizier, vom Sitze springend. „Wozu mich weiter quälen? Der Handel ist abgethan. Isengard wird Landgräfin von Hessen."

Empört ob solcher Entartung, begann es in dem Freiherrn zu kochen und zu gähren. Die Lippen fest zusammenbeißend, damit selben kein grimmvolles Wort entschlüpfen möchte, lief er einige Male durch das Zimmer. Jetzt stand er vor dem Patrizier und betrachtete ihn mit flammensprühenden Augen.

„Wollte nicht um alle Kronen der Welt der Ehre ledig werden, — auch nicht meines Kindes Mörder," sprach er mit hohler Stimme.

„Der Mörder meines Kindes?" wiederholte Ebelin. „Was soll das bedeuten?"

„Isengards kläglichen Zustand," antwortete Sickingen. „Wie ist sie in wenigen Tagen zusammengefallen, — kein Wunder! Was ihr zugemuthet wird, erträgt nimmer eine edelsinnige Frauenseele. Einem Wüstling und reichsverrufenen Weiberjäger in die Arme geworfen werden, dazu vom eigenen Vater, — in Sünde und Ehebruch leben vor dem heiligen Gott, in Ehrlosigkeit und namenloser Schmach vor den Menschen, — ha, sicherer tödtet das, denn Gift und Schlangenbiß! Niemals wird Isengard jenes Elenden

Weib, — Erlösung vom Schrecklichsten bringt ihr der Tod, — — der sie aber gemordet, bist Du, ihr Vater!"

So sprach in furchtbarem Ernst und mit strafenden Blicken der Freiherr, — nicht vergebens, wie es schien; denn Ebelin stützte den Kopf schwer in die Hand und saß brütend.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Vom Walde herein klangen die Abendlieder der Vögel. Feierlich strebten die dunklen Tannen zum Himmel, in ihrem geheimnißvollen Schweigen durch keinen Luftzug gestört, und Friede lag über Forst und Flur, — ein greller Gegensatz zur schwülen Stille und leidenschaftlichen Gährung im Zimmer. — Philipp erkannte die harmvolle Noth des ringenden Mannes, und sein Unmuth wandelte sich in Theilnahme und Mitleid.

„Du marterst mich!" hob der Patrizier nach langer Pause an. „Der Ehrlosigkeit und Frevelthat zeihst Du mich, — häufest jegliche Schmach auf mein Haupt, — darum will ich stracks von hinnen."

Sickingen trat heran.

„Du sollst der Dinge Gestaltung nicht verdrehen, Eberhard! Dein Freund bin ich, — Du kennst mich! Wer soll die nackte Wahrheit Dir enthüllen, — wer

vom Sturze in den Abgrund der abscheulichsten Missethat Dich zurückhalten, — wer Dich mahnen, Deinen blanken Wappenschild vom Schmutze der Ehrlosigkeit zu wahren, — wenn nicht Dein Conrad? Du bist in gräulicher Bethörung befangen, unerhört Schimpfliches zu thun gesonnen, — hiezu darf ich nimmer schweigen."

„Du hast geredet, — nun laß es gut sein!"

„Stehst Du ab von Deinem schmählichen Beginnen?"

„Mein Thun ist weder schmählich noch unrecht, — was Du freilich bestreitest, sintemal Dein Standpunkt ein anderer."

„Mein Standpunkt wechselte nicht, er blieb der alte in Züchten und Ehren."

„Schon gut, — schon gut! Es dämmert allbereits, muß heimwärts mit Isengard."

„Mit Isengard, der halbtodten? Das geht nimmermehr! Höre meinen Vorschlag. Laß Dein krankes Kind auf einige Tage hie weilen im Frieden meines Hauses, — es thut ihr wahrlich Noth! Nach drei, vier Tagen kommst Du wieder, — bist vielleicht inzwischen anderen Sinnes geworden."

Ebelin stand unentschlossen.

„Hast Du christliches Denken vergessen, überhaupt meinen alten, biederen, ehrenhaften, redlichen Eberhard mit einem Gesellen vertauscht, der mir unhold und widerwärtig, — so handle wenigstens menschlich an Deinem Kinde.“

„Es mag gelten!“ erwiederte Ebelin. „Dem Landgrafen wird es zwar nicht behagen, drei Tage von Isengard geschieden zu sein. — — Jetzo will ich heimwärts, — Dich von einem unholden, widerwärtigen Gesellen befreien.“

Sickingen entgegnete nichts, reichte ihm zum Abschiede nicht die Hand, geleitete ihn nicht zum Wagen, — was Herr Eberhard schmerzlich empfand.

Kaum war die Kutsche außerhalb der Ringmauer, als Isengard und Agnes erschienen.

„Dein Vater willigt in Dein Hierbleiben auf einige Tage, mein liebes Kind!“ sprach Herr Conrad. „Kann Dir jedoch nicht verhehlen, daß er eigensinnig auf dem schmählichen Handel besteht. Wir müssen uns vorsehen. Darum ist von Nöthen, einen hochgelahrten Mann zu berathen, der in solchen Dingen Bescheid weiß. Solch ein Mann ist Gabriel von Berstein, der viel kluge und weise Herr. Gefällt es Dir, so reitet Philipp heute noch gen Speyer.“

„Euer Dafürhalten, lieber Onkel, ist ganz nach meinem Sinn,“ erwiederte sie.

„Hei, — das wird gut!“ rief froh der Jüngling. „Mein Gabriel weiß sicher ein Mittel, den argen Bösewicht von Hessen aus dem Sattel zu werfen.“

Zehn Minuten später ritt er aus dem Thor und flog in sausendem Galopp gen Speyer, noch vor Thorschluß die Stadt zu erreichen.

Am folgenden Morgen harrten alle in froher Zuversicht Gabriels Ankunft, als sei er ein Zauberer, dessen Machtspruch das Unheil beschwören könne.

„Eben kommen sie!“ meldete Agnes, die beständig auf der Spähe gestanden.

Der Burgvogt ging hinab, den angerufenen Helfer zu empfangen. Isengard trat zum Fenster, sah die beiden Freunde von den Rossen steigen und Gabriel gedehnten Schrittes über den Hof eilen. Wie er nun hereinkam, sein vielbesorgter Blick auf ihr ruhte und die Schrift seines Angesichtes innigste Theilnahme verrieth, da belebte sanfte Röthe und liebliches Lächeln Isengards Mienenspiel. Jede Spur von Bangigkeit und Herzleid schwand aus ihrem Wesen, — dessen sich Herr Conrad höchlich wunderte.

„Kein falscher Prophet seid Ihr gewesen, Herr Gabriel!“ sprach sie in heiterer Laune. „Vor dem Landgrafen habt Ihr mich gewarnt, — nun befreit mich von der angedrohten Landgräfin.“

„Dessen bin ich willens, wohl auch mächtig,“ versetzte er. „Darum seid frohen Muthes, vielwerthe Isengard! Obzwar unerhörte Dinge im heiligen Reiche dermalen geschehen, ist doch des Landgrafen Absicht so grausiger Art, daß die Steine am Wege dawider aufstehen, sollten Recht und Gesetz stille liegen. Die freie Reichsstadt Speyer ist stark genug, ihre beste Tochter gegen bubenhafte Gewaltthat zu schirmen. Leget vertrauensvoll die Sache in meine Hand und harret sorglos des Ausganges.“

„Keinen klügeren Anwalt möchte ich finden, auch keinen Anderen, dem ich freudiger meine Errettung aus unsäglicher Noth verdanke, als Euch, Herr Gabriel! Doch sollet Ihr um meinetwillen keiner Gefahr Euch aussetzen; denn es klingt schier aus Eurer Rede, wie Fehde und Waffenklirren.“

„Weil ich das Schlimmste bedenke, — des Landgrafen verwegene Bosheit, mit Waffengewalt die Befriedigung seiner wüsten Leidenschaft zu erzwingen. Wohl straft das Reichsgesetz Vielweiberei, gleich den

schwersten Verbrechen, mit Pranger, Galgen und Rad. Allein die gegenwärtige Empörung und Auflösung aller Ordnung begünstigen jegliche Unthat. Hievon liefert gerade der Landgraf einen sprechenden Beweis. Obwohl Landfriedensbrecher, darum der Acht verfallen und ehrlos, sitzt er dennoch auf der Fürstenbank im Reichstage, darf sich sogar des leitenden Einflusses bei den Lutherischen rühmen. Mit starker Macht ausgerüstet, gewissenlos und gewaltthätigen Sinnes, wie er ist, möchte der Landgraf vor Krieg und Fehde nicht zurückschrecken, ein leidenschaftlich ersehntes Ziel zu erreichen."

„Ihr macht mir wahrlich bange!"

„Wie gesagt, das Allerschlimmste setze ich voraus," erwiederte er einlenkend. „Wollte nur sagen, daß Ihr unter allen Umständen, gegen böse Anschläge, einer mächtigen Stadt Sicherheit und Schutz genießet. Inzwischen werden sich Mittel finden, das Wirrsal in friedlicher Weise zu lösen," — und jetzt gab er dem Gespräche eine andere Wendung. „Philipp meldete mir, in welch köstlicher Art Melanchthons Angriffe Ihr abgewiesen. Solches möchte ich gar gerne noch einmal von Euch selbst hören, edles Fräulein!"

Sie erzählte lächelnden Mundes, mit umständ-

licher Genauigkeit, des Landgrafen Werbung und Melanchthons Bemühen. Nebenbei las sie beständig in Gabriels Zügen, und als sie darin Zufriedenheit und frohes Staunen fand, steigerte sich ihre heitere Laune bis zur täuschenden Nachahmung von des Reformators salbungsvoller und süßlicher Redeweise. Darüber wurde viel gelacht und aus der Gesellschaft die letzte Spur banger Besorgniß gescheucht.

„Ei, Isengard, wie prächtig Du erzählen kannst!“ rühmte Herr Conrad. „Gestern lautete Deine Kunde sehr viel kürzer und hatte eine gar traurige Farbe.“

Als nach Tische Isengard und Agnes sich zurückzogen, gingen Gabriel und Philipp nach dem Teiche. Der junge Gelehrte war in den verschlossenen Ernst zurückgefallen, den er auf dem Ritt von Speyer beobachtet.

„Wie seid Ihr denn wieder auf einmal trübsinnig und hinterdenklich geworden, mein Gabriel, da Ihr doch frohen Muthes und mit vielem Lachen vor Isengard gesessen?“

„Zu ihrer Beruhigung geschah es. Mein Humor sollte Isengard täuschen über den wirklichen Sachverhalt, — mancherlei Gefahren ihr verbergen, darinnen sie schwebt. Vorab bangt mir um eine gewaltsame

und heimliche Entführung nach Hessen. Selbst in Marientraut wäre ein Handstreich keine Unmöglichkeit, dieweilen der Landgraf ein Gefolge von einigen Hundert Rittern und Waffenknechten hat. Darum ist treue Hut geboten, ohne jedoch Isengard solches merken zu lassen. Auch könnte der Landgraf, im Einverständnisse mit Ebelin, irgend einen Bubenstreich in's Werk setzen. Wie leicht läßt sich da eine Entführung planen! Denket nur, die Kutsche wird von Reitern aufgehoben und fährt in's Hessenland, statt nach Speyer."

„Was Ihr da saget, legt sich schwer und mächtig auf mein Gemüth," sprach in Sorgen der Jüngling. Sogleich aber fuhr er zornig auf, ballte die Faust und rief: „Mehr Grimm noch erfaßt mich wider den Patrizier, als wider den schandvollen Hessenfürsten. Herrgott, ist das ein Vater, — dermaßen unchristlich, ja ehrlos und grausam sein Kind zu behandeln!"

„Urtheilt nicht zu hart, mein Freund! Herr Eberhard ist im Grunde kein schlechter Mensch und Bösewicht, gleich dem Landgrafen. Betrogen durch des Hessen arglistige Künste, — verlockt von stolzem Gelüsten, — befangen im Wahn des Neuglaubens, läßt er sich fortreißen. Seid denn Ihr nicht selbst

in gleicher Irrung gewesen? Auch Ihr habt die Freiheiten des neuen Evangeliums gerühmt, die Knechtschaft des Papstthums verdammt. Seht doch, welche Anwendung Philipp von Hessen und Ebelin vor dem Münster von besagter Freiheit machen! Wer das Joch der göttlichen Gesetze abwirft, verfällt unabwendbar der Zügellosigkeit seiner Leidenschaften."

„Ja, — ja, — mir ziemt es am wenigsten, Ebelin zu richten!" bekannte Sickingen. „Wurde ich gerettet vom Sturze in den Abgrund, so danke ich es Gott und meinem Gabriel. Anjetzo aber, nachdem ich von Isengard den lästerlichen Anschlag des Reformators Melanchthon vernommen, hat mich ein rechter Abscheu und fast wilder Ingrimm erfaßt wider des Sachsenmönches gräuliche Ketzerei. Wagt er, solche Schändlichkeit nach der Bibel zu rechtfertigen, und gestattet den Christenleuten durch Gottes Wort gleich Heiden und Mohren zu leben, — dann halte ich ihn stracks für des Teufels Apostel. Ei, — was müßte aus Welt und Menschheit werden nach solchem Evangelium?"

„Das nackte Antichristenthum," antwortete der Gelehrte. „Luthers Irrsallehren enthalten den Keim zur Vernichtung aller religiösen Ueberzeugung. So

wird seine freie Bibelforschung den ganzen Inhalt der heiligen Schriften in das Belieben jedes Einzelnen stellen, ein festes Glaubenssymbolum geradezu unmöglich machen. Schließlich wird sich die Verwerfung der Lehrautorität und die lutherisch berechtigte Willkühr jedes Einzelnen zum religiösen Nihilismus entwickeln."

„Nun graut mir vor sothaner und anderer evangelischer Freiheit," rief der junge Sickingen.

„Zum Anderen," — fuhr Gabriel fort, „mag Isengards Noth an der Päpste gerechtes und segensvolles Walten Euch mahnen. Gedenket des ausschweifenden Kaisers Heinrich IV., der sein frommes Gemahl Bertha verstieß, — gedenket des gewaltthätigen Frankenkönigs Philipp, der sein hochgesinntes Weib Ingeburg von sich wies, und mancher anderer fürstlicher Ehebrecher und Wüstlinge. Wer hat die mächtigen Frevler gezwungen, von ihren Verbrechen abzustehen, unter die sittliche Ordnung sich zu beugen? Die Päpste. Wo fanden die mißhandelten, in ihren Rechten gekränkten und verlassenen Frauen Schutz und Hilfe? Bei den Päpsten. Und mit welcher Entschiedenheit nahmen sich Gottes Statthalter auf Erden der Unterdrückten an! Die mächtigsten Gewalt-

haber traf ihr Bannstrahl, über ganze Reiche verhängten sie das schauervolle Interdict, bis die Wüstlinge abließen von ihren Missethaten. — Wie mag es nun den Landgrafen ergötzen, heute des Papstes Walten verschrieen zu wissen als römische Herrschsucht und teuflische Tyrannei."

„Und ich möchte vor Scham und Aerger fast ersticken, Aehnliches gedacht zu haben," gestand Sickingen.

Sie kehrten nach der Burg zurück.

„Wußte Euer Vater vom Wanken im Glauben?"

„Ja, — ich hatte dessen kein Hehl, stritt sogar des Oefteren mit ihm, begegnete trotzig seinen Mahnungen."

„Dies hat ihn wohl sehr bekümmert?"

„Gar viel, — was mir wahrlich leid thut."

„Nun verstehe ich seine sorgenvollen Mienen und traurigen Blicke, mit denen er Euch zuweilen betrachtete."

„Könnte ich es doch ungeschehen machen!" sprach der Jüngling mit Seufzen. „Als ich gestern Abend von Euch ging, galt mein Besuch dem Vikar Joachim. Ich meldete ihm meine Genesung von der Ketzerkrankheit und bat, meinem frommsinnigen Pathen Alles, so geschehen, zu verschweigen. Darob hatte

der Vikar überaus große Freude und gelobte Stillschweigen."

„Warum erfreut Ihr nicht Euren Vater mit gleichem Bekenntniß?"

„Weil ich dessen mich schäme."

„Eine falsche Scham, mein Philipp! Pflicht und Kindesliebe heischen gleichermaßen, vom tief gekränkten Vater die Kümmerniß zu nehmen. Fällt Euch dies schwer, dann sei es Buße für den Fehltritt."

Sickingen schwieg unentschlossen.

„Es hält hart, — will es aber thun," sprach er endlich.

„Brav, mein Trauter!" rühmte Gabriel. „Säumet nicht, — laßt mich Zeuge und Theilnehmer der gar großen Freude und Tröstung Eures edelgesinnten Vaters sein."

Der Burgvogt saß vor einem dickleibigen Geschäftsbuche, darin er Ausgaben und Einnahmen verzeichnete. Als er nun die Stimmen der Heimkehrenden vernahm, schloß er das Buch und trug es an seinen gewöhnlichen Ort.

Arm in Arm betraten die Freunde das Zimmer, Gabriel lächelnd, freudestrahlende Lichter in den Augen. Mit merklichem Zagen und glühenden Wangen,

die Blicke gesenkt, gleich einem reuigen Sünder, trat Philipp vor den Freiherrn.

„Herzlieber Vater!“ fing er an, stets vor sich hinsehend. „Viel schwere Kränkung und Betrübniß brachte über Euch mein verkehrter Sinn und arges Gelüsten, nach Luthers Irrglauben und vermeinter Freiheit. Dies nun liegt weit hinter mir, gleich einem wüsten Traumbilde. Nichts verabscheue ich mehr, denn jene Ketzereien, voll des Unheiles. Bin wieder ein treuer Sohn unserer heiligen Mutter und gelobe, fortan im katholischen Glauben zu leben und dereinst zu sterben. Solches danke ich, nächst Gottes Gnade, den Unterweisungen meines vielwerthen Freundes Gabriel. Euch aber, herzlieber Vater, leiste ich Abbitte ob der schnöden Kränkung und flehe, Ihr möchtet meiner Missethat fernerhin nicht gedenken.“

„Gott sei Dank, — wie bin ich dessen froh!“ rief Herr Conrad, öffnete beide Arme und schloß den Jüngling an seine Brust. „Alles sei vergeben und vergessen, mein Kind! Ja, Du hast eine herzzerdrückende Kümmerniß von mir genommen und mir das frohe Vertrauen in Deine Tüchtigkeit wieder gegeben! Laß Dir jedoch das Abgleiten vom rechten Wege für alle Zeit zur Warnung dienen, — wir leben in sehr schlim-

men Tagen. — — Wie könnte ich Euch genugsam danken, Herr Doctor! Meinem Hause seid ihr ein Schutzgeist, — was Euch Gott vergelten möge. Habt ihr einmal ein Anliegen, sei's auch in ferner Zukunft, so gedenket meiner Verpflichtung und willigen Dankbarkeit."

„Eure Güte kommt mir just gelegen, edler Herr! Möchte unverweilt ein Begehren an Euch stellen."

„Wie mich das freut! Worin darf ich Euch dienen?"

„Gewähret mir Gastfreundschaft für zwei weitere Tage."

„Das soll ein Dienst sein? Ei, — fürwahr, durch sothane Ehre verpflichtet Ihr mich neuerdings!"

Berstein erörterte seine Beweggründe zum Verweilen in Marientraut, und gedachte verschiedener möglichen Gefahren für Isengards Sicherheit. Conrad von Sickingen, von des Landgrafen verwegenem Frevelsinn überzeugt, theilte Gabriels Ansichten und Befürchtungen. So kam es, daß Isengard die Burg niemals verlassen konnte, ohne von Berstein und Philipp geleitet zu sein. Auch zur heiligen Messe in der Kirche zu Hahnhofen begleiteten Beide die Mädchen. Das beharrliche Geleite mißfiel zwar nicht, da-

gegen befremdete Isengard die Waffenliebe Gabriels, der stets mit Schwert und Dolch bewehrt ihr zur Seite ging.

Ein Begegnen mit Ebelin zu vermeiden, kehrte Gabriel am Morgen des dritten Tages nach Speyer zurück.

In Marientraut erwartete man den Patrizier. Er kam nicht. Zur Verwunderung der Harrenden blieb er sogar am vierten Tage aus; denn zu Speyer begaben sich höchst wichtige Dinge. Es geschah eine That von erschütternden Folgen für das heilige Reich.

Was die Prädikanten rathen.

In den Ausschüssen des Reichstages war endlich die schwierigste Frage spruchreif geworden, nämlich die künftige Haltung und Gebarung der Fürsten und Stände in Folge der Glaubensspaltung. Die Mehrheit der Ausschüsse beantragte folgende Fassung: „Kein Stand soll den anderen des religiösen Glaubens wegen vergewaltigen, ihm geistliche oder weltliche Rechte und Güter entziehen, oder sonst zum neuen Glauben dringen."

Die Mehrheit der Reichsstände billigte den Antrag, weil er die äußere Ordnung sicherte, Gewissensdruck und Gewaltthätigkeiten verbot.

Für den neunzehnten April wurden die Stände zur allgemeinen Sitzung berufen, darin genannter Antrag zum Reichstagsbeschlusse erhoben werden sollte.

Dem Landgrafen mißfiel die Regelung des Glau-

benszwistes in hohem Grade; denn auf Umsturz des Bestehenden, nicht auf Frieden und Ordnung hatte er es abgesehen. In einer Versammlung der lutherischen Stände schlug er vor, gegen den drohenden Beschluß zu protestiren, den Reichstag zu verlassen und heimzukehren. Der Kurfürst von Sachsen hegte jedoch Bedenken gegen einen Schritt, welcher neben der religiösen auch die politische Spaltung des deutschen Reiches herbeiführen mußte. Nun stellte der ränkevolle Hesse das Ansinnen, der Theologen und Prädikanten Meinung in der Sache zu hören. Dieser Vorschlag fand Billigung.

Am Tage vor dem verhängnißvollen neunzehnten April versammelten sich die lutherischen Stände in der Herberge des Kurfürsten von Sachsen. Im Bankettsaal waren die Tische bei Seite gerückt und der Raum für die Tagfahrt geordnet worden. Den Sitzen der Fürsten und Städteboten gegenüber, standen die Stühle der Prädikanten, so daß zwischen beiden Abtheilungen ein freier Raum hindurchlief. Alle in Speyer gegenwärtigen fürstlichen Hoftheologen und Prädikanten waren erschienen, der vorsichtige Melanchthon ausgenommen. Obwohl in Glaubensartikeln verschiedener Meinung und sich heftig befehdend, saßen sie jetzt in

brüderlicher Eintracht beisammen; denn es galt dem gemeinsamen Feinde, der aufrichtig gehaßten katholischen Kirche. Schon der Prediger äußere Haltung verkündete Schlimmes. In manchem Auge brannte Kampfeslust und drohte Sturm.

Landgraf Philipp von Hessen trug heute die religiöse Maske. Sein Benehmen war feierlich ernst, die Züge der Gesichtslarve verriethen Sammlung und athmeten frommen Sinn. Sogar die Augen hatte er mit seltener Meisterschaft maskirt, aus seinen Blicken sprachen evangelischer Eifer und erbauliche Andacht.

„Wir haben euch berufen, ehrwürdige Männer und streitbare Diener am Wort, in höchst wichtiger Sache Euer Gutachten zu vernehmen," redete er die Theologen an. „Es geht nämlich die Sage, die Mehrheit der Fürsten und Stände sei des festen Willens, morgen zu beschließen, den lutherischen Obrigkeiten sei die Ausübung und Beibehaltung des reinen Evangeliums und der neuen Kirchenform innerhalb ihrer Gebiete wohl zu gestatten, dagegen seien auch die Katholischen in ihrem Glauben und Kirchenwesen fernerhin nicht zu stören. Erhält nun besagter Reichstagsbeschluß durch des Kaisers Bestätigung Gesetzes-

kraft, so dürfen zwar die Lutherischen sonder Anstoß und Hinderniß ihre Religion frei bekennen und ausüben, aber die weitere Ausbreitung des unverdunkelten Evangeliums wird gehemmt, sintemal auch den Papisten gleiche Freiheit und gleiches Recht soll gewährt sein. Darum sei euch die Frage zur Begutachtung vorgelegt, ob die lutherischen Stände besagtem Reichstagsbeschlusse nach Gottes Willen mögen zustimmen, oder darwider zu protestiren gezwungen sein."

Sämmtliche Prädikanten rückten ungeduldig auf den Stühlen, von Eifer gedrängt, das verlangte Gutachten ohne Weile abzugeben. Da jedoch nicht alle zusammen sprechen konnten, so erhielt Johann Agricola, des Kurfürsten Hofprediger, zunächst das Wort. Er kannte die Bedenken seines Herrn und vermied geschickt eine bestimmte Antwort, wickelte sie jedoch in leicht verständliche Klauseln.

„Sonder Zweifel sind die lutherischen Stände nach Gottes Willen und Gebot gehalten, dem Reichstagsbeschlusse beizustimmen, welcher freien Paß dem lauteren Wort verleiht. Kann sonach nur der zweite Punkt in Frage kommen, ob gleiche Freiheit auch den Papisten zu gewähren, — was nicht ohne ernste Bedenken und große Schwierigkeiten zu entscheiden, die-

weilen das reine Evangelium aller Welt zu verkünden, sohin auch den Papisten. Kein Mensch darf sich durch Gewalt oder List vom Worte Gottes drängen lassen, möchte aber doch klar vor Augen stehen, wie solch ein Beschluß die Papisten vom Worte abdränge, oder vielmehr in der Finsterniß des alten Wesens erhalte. Zweierlei Herrschaft muß anheben in jeglichem Gebiete nach sothanem Beschluß, die Herrschaft Gottes auf Seite der Lutherischen, — die Herrschaft des Teufels auf Seite der Papisten, — was sich mit Gottes Willen nicht vertragen kann. Papst und Evangelium sind zwei widerwärtige Herren, die niemals zu versöhnen, woraus zu schließen, daß allerorten Zwietracht und Fehde nicht aussterben mögen. Darum wäre von Nöthen, auf den Gebieten lutherischer Obrigkeiten mit Verkündigung und Ausbreitung des unverfälschten Evangeliums nicht abzulassen, — will sagen, auch denen, die da sitzen im Finstern, die Heilsbotschaft zu bringen bis der letzte stockblinde Papist sehend worden. — Das ist mein Gutdünken und Votum, wie ich es vor Gott zu verantworten getraue."

„Nicht gehauen und nicht gestochen!" murrte unwillig der Hofprädikant Schnepf.

Nun erhob sich Adam Krafft, des Landgrafen Hofprediger.

„Was Bruder Johann Agricola nur ganz leise, mit säuselnden Worten angedeutet, will klar und bündig ausgesprochen sein,“ fing er an. „Ja freilich sind Evangelium und Papst zwei widerwärtige Herren, die sich nimmermehr zusammen vertragen! Die Duldung der Papisten neben den Lutherischen läuft stracks der Bibel zuwider, die da sagt: »Ein Reich, uneins in sich selber, muß zerfallen.« Wie mag ein Haus, ein Gebiet, ein Land bestehen, darinnen Gott und Belial neben einander hausen? Ich sage gerade nicht, man zwinge die Papisten mit Gewalt, abzulassen von Menschensatzungen und anzunehmen das Licht der Wahrheit, — will auch gerade nicht gesagt haben, man solle ob ihrer gräulichen Abgötterei die Papisten allesammt ausrotten, gleich giftigem Unkraut. Wohl aber sage ich, keine lutherische Obrigkeit darf in ihrem Gebiete fürder dulden den Teufelsdienst des höllischen Papstthums. Zum Anderen steht das Wort der Schrift entgegen: »Wer nicht für mich, der ist wider mich.« Soll nämlich neben Christus auch Belial gepredigt werden, mit Gestattung der lutherischen Obrigkeit, — wer sieht nicht ein, daß solche Gestattung

wider Christus? Thut auch die Obrigkeit nichts wider Gott, so läßt sie es doch geschehen, daß wider Schrift und Gottes Wort in ihrem Lande gefrevelt wird, was genugsam den Widerstreit gegen den klaren Ausspruch der Bibel darthut. — Aus allen diesen Gründen geht hervor, daß lutherische Stände jenem arglistigen Beschlusse nicht beistimmen dürfen, vielmehr ernstlich und mannhaft wider selben protestiren müssen."

Je mehr Prädikanten begutachteten, desto entschiedener und feindseliger wurde ihre Sprache gegen den Reichstagsbeschluß. Hiebei unterließen sie nicht, mit zahlreichen Bibelstellen ihre Meinung zu begründen, was bei Luthers freier Bibelforschung nicht schwer fiel, da sie eine Deutung der Schriftworte nach Belieben gestattete.

Zum Schlusse erhob sich der Prädikant Claus Brand, ein hagerer, langer Mensch, mit fanatisch funkelnden Augen. Im Bauernkriege verkündete er die evangelische Freiheit mit großem Erfolge, führte die hellen Haufen gegen Klöster, Burgen und Herrenhäuser, Luthers Mahnung getreu, die kleinen und großen Tyrannen auszutilgen. Als jedoch der Aufruhr für die Bauern eine schlimme Wendung nahm, Luther zu

den Fürsten überlief und wider die mordbrennerischen Bauern donnerte, that Claus Brand denselben Schritt.

„Gar wunderlich dünkt es mir,“ hob Claus an, „wie man über eine Sache schwankender Meinung sein kann, die sich doch für jeden halbwegs Sehenden als rechte Teufelstücke darstellt. Den Papisten soll freistehen, ihr altes Götzenwesen fortzutreiben und soll daran sie Niemand hindern. Ei, dann mögen sie auch ihre Gelübden, Casteiungen, Fasten, Possen und tyrannischen Menschensatzungen Rechtens behalten, sogar die Messe, die doch, wie Doctor Martinus sagt, vermaledeite Abgötterei und Teufelsdienst. Soll Niemand rühren an das Geschwärm der römischen Sodoma, dann mögen sich fortan die lutherischen Stände und Obrigkeiten wohl hüten, den reichen Klöstern auch nur einen Heller zu nehmen und den fetten Bäuchen der Mönche nahe zu kommen. Bin derweilen immer des Glaubens gewesen, kein köstlicher Ding möchte für lutherische Herren zu finden sein in der Bibel, als die ernstliche Mahnung, den Buhlhäusern des Teufels, wie Doctor Martinus die Klöster benamset, ein Ende zu bereiten. sintemal darinnen viel kostbare Fündlein zu machen, Soll nicht mehr gelten, was die Nachtigall von

Wittenberg gesungen? Nämlich also: »Nun greifet zu, Fürsten und Herren, greife zu, wer zugreifen kann! Gott gebe hie faulen Händen kein Glück.«

Die Fürsten und Städteboten lächelten; denn Claus hatte den mächtigsten Beweggrund zur Annahme und Förderung des Neuglaubens berührt.

„Es wäre doch schade um die hübschen Dinge in Klöstern und Stiften, sollten die nicht in ehrlicher Leute Hände kommen," fuhr der Prädikant fort. „Auch könnte es christliche Obrigkeit niemals vor Gott verantworten, die Werkstätte heulender Esel und Götzenpfaffen mit keinem Finger anzurühren, dieweilen doch Satans Brutnester müssen zerstöret und ausgetilgt werden. Wäre auch dem nicht also, – wozu Klöster? Gedenken wir der Worte Lutheri, dieses erleuchteten Rüstzeuges Gottes: »Die Versammlung der Geschmierten, Religiosen, Pfaffen, Mönche und Nonnen ist nichts, als ein Gekecke der Frösche, das zu gar nicht dienet.« Bringen jedoch die Papisten ihren Reichstagsbeschluß durch, dann möget ihr frommen lutherischen Obrigkeiten die Frösche weiter gecken und das goldene Schilf, darinnen sie hocken, hübsch stehen lassen."

Die Zuhörer lachten. Dem Landgrafen fiel sogar

die Maske feierlichen Ernstes vom Gesichte und das lauernde Raubthier wurde sichtbar.

„Soll den Papisten Duldung und Schonung begegnen," fuhr Claus fort, „dann will ich fragen, wie das sich reimt mit Gottes Wort und Gebot? Ein eifriger Diener am Wort," — und er warf Blicke des Tadels auf Adam Krafft, — „möchte zwar die Papisten, trotz ihrer gräulichen Abgötterei, nicht gerade ausrotten. Das ist doch wunderbarlich! Wie kann Jemand der Schrift solchermaßen wider den Kopf stoßen?"

Durch die öffentliche Rüge verletzt, sah Krafft den Redner grimmig an, und es wäre unter den Prädikanten Fehde entbrannt, hätte nicht die Gegenwart der Fürsten den Wortstreit verhütet.

„Recht verständlich hat Gott der Herr ausgesprochen, wie man verfahren soll mit Jenen, die da sitzen in papistischer Finsterniß und Abgötterei," versicherte Claus Brand. „Im fünften Buche Moses, am Dreizehnten stehet, also geschrieben: »Wenn Söhne Belial auftreten und sprechen: Laßt uns hingehen und anderen Göttern dienen, so schlage unverweilt die Bewohner dieser Stadt mit der Schärfe des Schwertes und vertilge sie.« — Ist das nicht klärlich geredet?

Was hilft hie deuteln und klügeln? Das Wort, ihr sollet lassen stahn, — das Wort: Schlage sie mit der Schärfe des Schwertes und vertilge sie! Hei, — wie ist Solches lutherischen Fürsten und Obrigkeiten insgesammt an's Herz geredet! Wie getreulich hat die Schrift vorhergesagt, was geschehen wird, falls die Papisten ihr abgöttisch Wesen ungestraft treiben dürfen vor Augen und Ohren des christlichen Volkes! Die Söhne Belial werden kommen und sagen zu den Lutherischen: Laßt uns hingehen und anderen Göttern dienen, — laßt uns gehen in den Götzendienst der Messe, — kommt zur Anbetung der Heiligenlarven, — höret doch die Predigt des römischen Antichristes! Solchergestalt werden sie sprechen und die Auserwählten verführen. Darum höret und merket, was geschehen soll mit den verführerischen Söhnen Belial: Schlage sie mit der Schärfe des Schwertes und vertilge sie! Derohalben sage ich: — Protestiret aus Leibeskräften wider den gotteslästerlichen Beschluß, der ein Strick ist, Hand und Schwert zu binden. Fürchtet weder des Kaisers Acht, noch des Papstes Bann. Gewinnet nicht Gottes Zorn durch Verachtung seines Wortes und Befehles, aus Furcht vor den Menschen, damit ihr nicht das Wort der Schrift an

euch erfahret: »Wer den Reif fürchtet, auf den fällt ein Schnee.« Duldet nicht die verführerischen Söhne Belial in Mitte des Volkes Gottes, — scheidet sie aus mit dem Schwerte, zerstöret ihre Götzentempel und Buhlhäuser des Teufels. Dieses thuet sonder Zagen. Bleibet beständig im lauteren Evangelium und vertrauet dem Allmächtigen, er werde die Sache wohl hinausführen, die Anschläge seiner Feinde zerstören und zu Nichte machen."

Brands Rede und rücksichtslose Entschlossenheit entsprach den geheimen Absichten der Neugläubigen. Auch Johann von Sachsen schien seiner Bedenken ledig.

„Wir danken für das Gutachten der erleuchteten Diener am Wort," sprach der Landgraf. „Mit Gottes Gnade gedenken wir, uns zu verhalten, wie es gemeiner Wohlfahrt und evangelischer Freiheit dienlich."

„Noch Eins!" rief Johann von Sachsen in das Geräusch der sich auflösenden Versammlung. „Da es gerade Zeit zum Vespertrunk, so seid alle insgesammt meine liebwerthen Gäste."

Während die Fürsten vorläufig den Saal verließen und herbeieilende Diener die Tische zum Ge-

lage ordneten, nahte Adam Krafft dem Prädikanten Claus Brand. In den Augen des Hoftheologen glitzerte es feindselig und sein Mienenspiel war unhold gestaltet.

„Ihr seid mir gröblich über's Maul gefahren!" sprach er im Tone des Vorwurfs. „Vermeint Ihr, die Bibel klarer deuten und verstehen zu können, denn ich? Weit gefehlt! Ihr allein habt nicht den heiligen Geist sammt den Federn gefressen, — auch Anderen wurde das richtige Verständniß der Schrift zugetheilt. Was soll uns Moses in sothanem Handel? Ich halte es mit Doctor Lutherus, welcher sagt: »Gehe hin zu den Juden mit deinem Moses, — ich bin kein Jude, laß mich unverworren mit deinem Moses. Wenn ich Moses annehme in einem Stück, so bin ich schuldig, das ganze Gesetz zu halten. Kein Pünktlein geht uns an im Moses[1].« — Darum an den Galgen mit Moses!"

„Höret, — merket!" rief Claus Brand mit funkelnden Augen. „Wer da sagt: An den Galgen mit Moses, — der ist ein Ehrvergessener, ein grober Klotz und blinder Heide!"

Die übrigen Prädikanten umstanden beide Streit-

1) Wit. d. A. Th. 5. f. 3 a.

hähne. Auch die Städteboten lauschten und vernahmen mit Ergötzen die sausenden Wortstreiche.

„Wie möget Ihr Euch unterfahen, Lutherum einen Ehrvergessenen, groben Klotz und Heiden zu schmähen?“ rief Adam Krafft entgegen.

„Das lüget Ihr sonder Scham!“ polterte Claus Brand. „Ihr seid der grobe Klotz und blinde Heide, — nicht aber Gottes Rüstzeug, Doctor Martinus.“

„Und Ihr seid ein großer Esel, der nicht weiß, daß nach Lutheri Meinung Papst, Moses und Teufel einerlei Ding für den Galgen,“ erwiederte Krafft. „Wie sagt Luther in seiner Auslegung des Briefes an die Galater? Höret und lernet! Doctor Martinus schreibt also: »Haltet Moses verdächtiger, als den ärgsten Ketzer, verbannten und verdammten Menschen, der noch ärger ist, als der Papst und Teufel selbst. Moses sieht grausam, wie der Teufel, seine Lippen gehen über mit Galle und Zorn, und sind durchbittert mit Kellerhals und Drachengift, ja mit höllischem Feuer dazu. Darum hinweg mit Moses!« — Sothane Worte Lutheri wißt Ihr nicht? Und Ihr wollt Prediger sein und Diener am Wort?“

Claus Brand gerieth in Verwirrung. Mit bebenden Lippen und verstörten Blicken stand er da, den

Schimpf hinabwürgend, bis ihm der sächsische Hoftheologe Johann Agricola zu Hilfe kam.

„Das ist von Euch ein arglistig Spiel, Adam Krafft!“ sprach er im Tone der Zurechtweisung. „Ihr sollet nicht Lutherum das Eine sagen, das Andere jedoch verschweigen lassen. Stehen die Worte: »Wachset und mehret Euch« nicht auch bei Moses? Und wie schreibt Doctor Martinus in seiner Auslegung dieser Worte? Also schreibt er: »Dieweilen Moses der Brunn und Quell ist, daraus alle Propheten und Apostel die göttliche Weisheit durch den heiligen Geist geschöpft haben, können wir nichts Besseres noch Seligeres thun, denn daß wir allesammt zu diesem Brunn uns finden, sehen und schmecken, wie süß der Herr ist, und was für göttliche Gnade und Trost der heilige Geist durch Mosen in der Schrift angezeigt hat [1].« — Darum sollet Ihr nicht Lutherum ausgeben und hinstellen als Feind und Hasser des Moses.“

„Das habe ich nicht gethan,“ erwiederte Krafft. „Habe nur Lutheri Worte angeführt, die klar und verständlich lauten. Verdammt Lutherus heute den

1) Wit. d. A. Th. 3. f. 420, a.

Moses und preist ihn morgen selig, so trägt er zweierlei Tuch, gleich einem doppelzüngigen, falschen Gesellen."

„Solches begegnet ihm des Oefteren, — er ischt ein wetterwendischer Mann," versicherte Oecolampadius.

„Doch aber kein Schilfrohr, gleich Zwingli," warf Agricola bissig hin.

Die Augen der gegenwärtigen Anhänger Zwinglis sprühten Feuer. Ein wildes Gezänk drohte. Da trat Jacob Sturm von Straßburg begütigend dazwischen.

„Bin zwar kein Schriftgelehrter, getraue mir aber doch, das Widerspiel in Luthers Worten zu lösen," sprach er heiteren Tones in die gewitterschwüle Pause. „Will uns nämlich Moses das Gesetz und die guten Werke aufdrängen, dann ist er noch ärger, als Papst und Teufel. Spricht er aber: Wachset und mehret euch, — dann können wir nichts Besseres noch Seligeres thun, denn daß wir uns allesammt zu diesem Brunnen finden."

Die Städteboten lachten. Die Prädikanten ließen die Deutung unbestritten. Aber die feindseligen Blicke, welche sie einander zuwarfen, verriethen ihre Nei-

gung, die Fehde weiter zu führen. Indessen verhinderte die Rückkehr der Fürsten das Gezänke.

Das Gelage begann. Die Herren tranken aus mächtigen Humpen edlen Rheinwein, der bald die Herzen öffnete und einhelligen Widerstand gegen den bevorstehenden Reichstagsbeschluß an das Licht brachte.

Die Protestanten.

In der Nacht vor dem unheilvollen neunzehnten April begaben sich bei den Kaisergräbern im altersgrauen Münster seltsame Dinge.

Die Stuhlbrüder, eine religiöse Genossenschaft, deren Obliegenheit darin bestand, Tag und Nacht abwechselnd über den Kaisergräbern zu beten, hatten sich zur nächtlichen Mette im Königschor versammelt. In tieftönenden Schlägen, langsam und feierlich, verkündete eben von der westlichen Domkuppel die große Glocke die Mitternachtsstunde. Mit dem letzten Schlage begannen die Stuhlbrüder den Mettengesang. In Mitte der Gräber standen sie in ihren Stühlen. Vor ihnen lagen auf Drehpulten gewaltige Bücher geöffnet, mit riesigen Noten und Buchstaben. Gleich Blutstropfen schimmerten im Kerzenschein die rothen Noten auf den gelben Pergamentblättern, darunter schritt

der schwarze Text in steifer Größe. Die erschütternde Melodie des „Miserere“ zog unter hohen Gewölben dahin, rauschte um die ragenden Pfeiler, erstarb in den fernsten Theilen der weitgedehnten Hallen und gab ein Echo zurück, das klang, wie Grabgesang und Todtenklage. Langgestreckte Marmorplatten, mit alterthümlichen Umschriften, bezeichneten die Stätten, wo die Gebeine der weiland mächtigsten Herren auf Erden ruhten. Seit der Letzte von ihnen hier zur Rast getragen worden, hatte die ehrwürdige Kaiserhoheit des heiligen Reiches an Glanz, und der Schirmvogt alles Rechtes an Macht, nicht geringe Einbuße erlitten. Und jetzt unternahmen es frevelsinnige Männer, das heilige Reich zu spalten, dem Riesenkörper das Gift unheilbarer Zwietracht einzuflößen, bis er dem Siechthum verfiel, entkräftet und zerbrochen dahin sank, ein Spott fremder Nationen, deren Gebieter ehedem er gewesen. Solches unterfingen sich die Elenden, namenlos Erbärmlichen, gleichsam im Angesicht der Kaisergräber. Darum kein Wunder, wenn die entschlafenen Mehrer des heiligen Reiches deutscher Nation in ihren Grüften sich rührten, empört sich erhoben wider die Frevelthat. Greller Wetterschein flammte um die weitgespannten Fensterbogen,

die hohen Wände und Pfeiler überzog schwefelfarbiges Glühen. Auch wallten durch das Münster kalte Luftströmungen, so daß die Kerzenflammen vor den Pulten unruhig flackerten, die rothen Noten zu tanzen und die steifen Buchstaben zu wandern begannen. Solches gewahrten mit Staunen die betenden Stuhlbrüder. Auch dumpfe Töne vernahmen sie, gleich fernem Donnergrollen, und ein unterirdisches Rollen, welches die Grundvesten des Riesenbaues erschütterte. Als jetzt beim Pater noster der betende Chor verstummte und eine Pause der Stille eintrat, ging ein Aechzen und Stöhnen durch die geweihten Räume, ein namenlos schmerzliches Klagen und wehevolles Wimmern, dem ein Sturmgetöse und grimmiges Brausen folgte, das um Kuppeln und Thürme des Münsters fuhr. Grauen überkam die lauschenden Brüder. Vor ihren entsetzten Blicken stiegen dunkle Schatten aus den Kaisergräbern, riesengroß emporwachsend, dahinschwebend mit dräuenden Gebärden und furchtbar anzuschauen, bis sie in Dämmer zerflossen. Wieder zog durch Schiffe und Chöre das grauenhafte Weheklagen, dem außerhalb ein sausendes Heulen antwortete.

Da hoben die frommen Brüder gar mächtig das

De profundis zu singen an, so daß ihr Choral inbrünstig emporstieg zu Gottes Thron, den allhie rastenden Kaisern Frieden und Ruhe zu erflehen.

Was sie geschaut und vernommen, erzählten die Stuhlbrüder den Dompfaffen, da selbe beim Morgengrauen zur Frühmette in das Münster kamen.

„Dies bedeutet schlimme Dinge!“ sagte Joachim. „Der waltende Gott möge in Gnaden das heilige Reich schirmen.“

Andere hingegen, vom zeitläufigen Humanismus angehaucht, belächelten des Vikars und der Stuhlbrüder thörichten Aberglauben.

Dennoch war den reichsfeindlichen Gewalten an jenem Tage Macht gegeben, Unheil zu stiften und den Todeskeim für das heilige Reich in die deutsche Nation zu legen.

König Ferdinand, die katholischen Fürsten und Stände, hatten im Münster einer heiligen Messe beigewohnt. Darauf schritten sie hinüber zum Rathhof.

An der nordwestlichen Seite des Domplatzes, wo die Georgengasse mündet, erhob sich ein stolzer Prachtbau, frühgothischen Styles, — der Rathhof. Aus rothen Quadersteinen bis zu drei Stockwerken aufgeführt, mit staffelförmigen hohen Giebeln und blei-

gedecktem Dache, machte er den Eindruck der Unverwüstlichkeit. Jahrhunderte waren spurlos an den mächtigen Steinblöcken vorübergezogen; nirgends ein Merkmal von Altersschwäche. Keineswegs nackt und kalt erschienen die ragenden Steinmassen, der gothische Styl belebte und zierte sie. Traute kleine Söller hingen in luftiger Höhe, am mittleren Stockwerk sprang ein langer Balkon hervor, mit überaus geschmackvoller und reicher Steinmetzenarbeit. Auch die Pfeiler der getheilten Fenster zierte Laubwerk von Stein, sowie mancher sinnige, schön verschlungene Pflanzenschmuck. Vormals gehörte der Palast dem Patriziergeschlechte Ebelin vor dem Münster, deren Wappen jetzt noch über dem Thore prangte. Im Jahre 1340 kaufte die Stadt den Palast, mit der Bestimmung, daß er „allzeit Winter und Sommer eime römischen Könige und eime Rathe von Spire warten solle[1].“

Im mittleren Stockwerk lag der große Saal, darin die Sitzungen des Reichstages gehalten wurden. Rings um die Wände hingen die Wappenschilde sämmtlicher Reichsstädte, gemalt mit bunten Farben, durch schreitende Löwen, fliegende Greife, sitzende Bären, krallende

1) Ney, S. 226.

Leoparden und viele sinnvolle heraldische Zeichen belebt, ein hübscher Schmuck des Saales, — zugleich ein Bild der reichgegliederten Macht deutscher Nation. Dem Haupteingang gegenüber, gleichsam den weitgedehnten Raum beherrschend, hing der gekreuzigte Welterlöser in Lebensgröße, eine sehr kunstvolle Arbeit. Kein Reichsstand vergaß, andächtig das Haupt zu neigen, wenn er an dem gebenedeiten Bilde vorbeischritt. Auch Heiligenstatuen, zierlich aus Holz geschnitten, mit goldschimmernden Gewändern angethan, standen in kurzen Zwischenräumen auf feingeschnitzten Sockeln an den Wänden. Drei ungewöhnlich große Fenster, welche auf den Balkon gingen, enthielten prachtvolle Glasmalereien, Christi Geburt, Tod und Auferstehung darstellend. — So trug der Raum ein vorherrschend religiöses Gepräge, den Geist andeutend, welcher den Organismus des heiligen Reiches beseelte.

An der Wand des Vordergrundes erhob sich der Thronstuhl des Kaisers, von einem in Gold und Seide kostbar gearbeiteten Baldachin überschattet. Er stand auf einer Erhöhung von drei Stufen, belegt mit rothen Teppichen. Die Wandfläche über dem Haupte des Sitzenden zierte das Reichswappen, der

gekrönte Adler mit ausgebreiteten Flügeln und ausgreifenden Fängen. Unterhalb der Erhöhung begannen zu beiden Seiten die Bänke der Reichsstände, nach altem Herkommen in drei Abtheilungen geordnet. Dem Throne zur Rechten stand die Bank der drei geistlichen Kurfürsten, zur Linken die Bank der drei weltlichen Kurfürsten. An diese reihten sich die Bänke der geistlichen und weltlichen Fürsten, sowie der reichsunmittelbaren Grafen und Freiherren, sodann jene der freien Städte. In Mitte des Raumes, wenige Schritte vom Throne entfernt, standen die Sitze der kaiserlichen Commissäre und die Tische ihrer Schreiber.

Auf dem Throne aber saß König Ferdinand, des Kaisers einziger Bruder und Stellvertreter, ein junger Mann von sechs und zwanzig Jahren, ein thätiger, strebsamer und zugleich milder Fürst. Das Folgenschwere der revolutionär-religiösen Bewegung mochte er nach seinem ganzen Umfang nicht erkennen; denn er bewies der lutherischen Partei eine Nachgiebigkeit und Schonung, welche treibenden Kräften des Umsturzes unmöglich zugestanden werden durfte.

Dem Könige zunächst saß Kurfürst Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Primas der deutschen Kirche. Gesinnung und Haltung dieses

Mannes irrten weit ab vom Geiste der katholischen Religion. Sogar des geheimen Einverständnisses mit Luther und seines bevorstehenden Abfalles vom Glauben beschuldigte man ihn. Nicht unbegründet war dieser schwere Verdacht; denn Albrecht von Brandenburg bot ein trauriges Bild der Entartung jener Fürstensöhne, die ohne Beruf und Fähigkeiten, lediglich von unlauteren Absichten bestimmt, auf den Bischofsstühlen sich niederließen, — zum Schaden der Seelen und zur Schande ihrer heiligen Mutter. „Ehemals," schreibt Albrechts Zeitgenosse, Geiler von Kaisersberg, „hat man die Frömmsten und Gelehrtesten, auch aus dem gemeinen Volke gewählt. Nun aber befördert man zur Regierung der Kirche Unwissende, Vergnügungssüchtige, nur allein um ihrer hohen Geburt willen."

Auch das deutsche Volk erkannte diesen unheilvollen Mißbrauch und machte seinem Aerger Luft durch schneidige Spottlieder. Man sang:

Der Teufel hat viel Schuh zerrissen,
Eh' daß er solchs hat durchgebissen,
Daß der Fürsten Kinder all'
Die Infel tragen soll'n mit Schall.

Am Hofe Albrechts von Brandenburg fanden die

grimmigsten Kirchenfeinde Gunst und Schutz. Der berüchtigte Ulrich von Hutten war ein bevorzugter Günstling Albrechts, dessen Ehrgeiz darin bestand, im Reiche den Mediceer zu spielen, gleichviel ob er hiedurch seine Priesterwürde beschimpfte und den Glauben untergrub. War ihm doch selbst religiöse Denkart fremd und sein schlüpfriger Wandel dem Volke ein Aergerniß.

Dagegen priesen ihn die humanistischen Freidenker. „Wo ist in Deutschland ein Gelehrter," schreibt Ulrich von Hutten, „den Albrecht nicht kennt? Von welchem unterrichteten und gelehrten Manne ist er jemals begrüßt worden, den er nicht mit Gnade und Freigebigkeit überhäufte?"

Leider waren die von Albrecht begnadeten Gelehrten alle von Huttens Geistesverwandtschaft; denn nach Ansicht dieses Erzbischofes gehörte der heilige Thomas von Aquin zu den „Ungelehrten" und die scholastische Wissenschaft zur „Barbarei." Wohl aber entzückte ihn das „göttliche Genie" des Erasmus von Rotterdam, der seinerseits nicht unterließ, Hutten zu versichern: „Albrecht ist die einzige Zierde Deutschlands, dennoch aber höchlich zu bedauern, daß er durch Annahme des Cardinalshutes seine Würde ent-

ehrte und sich zu einem Mönche des römischen Hofes machte."

Trotz seines Umganges mit Gelehrten und Künstlern, besaß Albrecht geringes Wissen und sein plumper Geschmack wurde wenig gefördert. Er fand es nicht anstößig, im erzbischöflichen Ornat als heiliger Erasmus sich malen zu lassen und zwar in Gesellschaft einer seiner Freundinen, die als heilige Magdalena dargestellt ist [1]).

Der Gesinnung Albrechts entsprachen Amtsführung und Hofhalt. Das Steuerruder des Kurstaates führte ein völlig ungläubiger Minister und die Religionsspötterei gehörte zum Hofton. Der religiöse Glaube wurde frech verhöhnt, der Unsittlichkeit schamlos gehuldigt. Sogar die Jugend wurde in diesem Geiste herangebildet. Ueber diesen Punkt berichtet der Engländer Robert Turner, welcher am Hofe des Kurfürsten längere Zeit weilte und die Dinge beobachtete: „Knaben, welche die ersten Begriffe des Priesterthums noch nicht kennen, unterstehen sich schon, die Geistlichen zu verhöhnen. Wenn man die verzärtelten und weichlichen Sitten dieser jungen Leute, ihr un=

1) Das Gemälde befindet sich in der Gallerie des königl. Schlosses zu Aschaffenburg.

anständiges Gespötte und sardonisches Gelächter, ihre Hanswurstenmanieren, ihre Theatersprache beobachtet, so glaubt man, sie hätten sich im Serail Sardanapals gebildet, und nachdem sie allen männlichen Tugenden den Nerv entzwei geschnitten, sich gänzlich auf die weichlichen Sitten der Weiber verlegt. Die Dinge an diesem Hofe sind so verkehrt, daß die jungen Edelknaben, welche sich dort wie in einer Schule der Religiosität befinden sollten, nur deßhalb allda zu sein glauben, um alle Frömmigkeit zu verlieren."

Von gleicher oder ähnlicher Denkweise waren die meisten Fürstensöhne auf den deutschen Bischofsstühlen. Die nächsten Nachbarn Albrechts, die Bischöfe von Worms und Speyer, zwei Brüder des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, mochten ihrem Erzbischofe wenig nachstehen. Bischof Georg von Speyer mußte sich vom Kapitel des Hochstiftes ernstlich mahnen lassen, seine vom Glauben abgefallenen und lutherisch gewordenen Hofbeamten, um des großen Aergernisses willen, zu entfernen. Diese Mahnung charakterisirt hinlänglich Gesinnung und Hirtenberuf des Pfalzgrafen auf dem Bischofsstuhle [1]).

Der Bischof in Straßburg, Pfalzgraf Robert,

1) Remling, B. II, S. 252.

war dermaßen verweltlicht und religiös gesunken, daß er niemals die heilige Messe las und am Grünendonnerstag more laicorum mit dem Hofgesinde communicirte.

Albrechts nächster Nachbar auf dem Reichstage, Kurfürst Hermann von Cöln, ein geborner Graf von Wied, unwissend, ohne theologische Bildung und nicht einmal der lateinischen Sprache mächtig, unternahm es sogar, den lutherischen Neuglauben im Kurstaate durchzuführen, wurde jedoch vom Papste suspendirt, excommunicirt und mußte den Erzstuhl räumen [1]).

Bejammernswerth erschien die Entwürdigung, unermeßlich die Schädigung der streitenden Kirche durch solche Oberhirten. Ein reinigender Wettersturm, das zum Riesenbaum herangewachsene Senfkörnlein von Raupen, Blutläusen und anderem Ungeziefer zu säuberen, mochte dem Walten des göttlichen Schirmherrn der Kirche entsprechen.

Demzufolge konnte die matte und laue Haltung der infulirten Fürstensöhne auf dem Reichstage in Speyer nicht befremden. Der in seinen Prachtgewändern prangende Kurfürst Albrecht folgte den Verhandlungen, wie Sachen, die ihn wenig berührten.

---

1) Höfler, Carls V. Wahl, S. 49.

Das Vorbild des Primas der deutschen Kirche wurde maßgebend für die Uebrigen. Als jedoch die lutherischen Stände geschlossen und heftig wider den Beschluß sich erhoben, auch König Ferdinand in den Geschäftsgang lebhaft eingriff, da erwachten für den Augenblick die Lauen aus ihrem Schlummer.

Ein kaiserlicher Commissär, Pfalzgraf Friedrich, Bruder und Nachfolger des Kurfürsten von der Pfalz, ein staatskluger und redegewandter Herr, begann die Verhandlungen der denkwürdigen und folgenschweren Sitzung. Für sich selbst, und im Namen der übrigen kaiserlichen Commissäre, erklärte er den versammelten Ständen, kraft der vom Kaiser empfangenen Vollmacht, die Anträge der Ausschüsse in Sachen des Glaubens, der Türkenhilfe, sowie des Unterhaltes von Regiment und Kammergericht, hiermit gut zu heißen und anzunehmen. Einigermaßen unterrichtet von den Umtrieben der lutherischen Glieder des Reichstages, begründete er in längerer Rede den Antrag in Sachen des Glaubens, und zwar in der lobenswerthen Absicht, die unzufriedene Minderheit mit dem in Aussicht stehenden Reichstagsabschiede zu versöhnen. Persönlich beseelte den Pfalzgrafen keineswegs reger Eifer für die katholische Religion; denn später ließ er, als

regierender Fürst, die lutherische Kirchenordnung in Kurpfalz einführen. Aber seinem politischen Scharfblick entging nicht die Gefährlichkeit der religiösen Spaltung für Einheit und Bestand des deutschen Reiches. Daher sein Bemühen, den Aerger der Neugläubigen zu beschwören, und in warmen, ernsten Worten pflichtschuldigen Gehorsam gegen den Kaiser und die Reichsordnung zu empfehlen.

Während der Rede des Pfalzgrafen Friedrich beobachtete Philipp von Hessen, nicht ohne Besorgniß, den Kurfürsten Johann von Sachsen. Er fürchtete, Johanns Bedenken gegen gewaltsamen Umsturz der Dinge möchten neuerdings erwachen, und das mächtigste Glied der lutherischen Partei im entscheidenden Augenblick zurücktreten. Des Landgrafen Befürchtungen waren jedoch grundlos. Der Sachse hatte, in Voraussicht der langen Sitzung, einen starken Morgentrunk gethan, saß in weinduseligem Halbschlummer und hörte wenig von der Rede des kaiserlichen Commissärs.

Kaum hatte der Pfalzgraf das letzte Wort gesprochen, als Philipp von Hessen sich erhob und eine bemerkbare Erregung die lutherischen Stände ergriff. Alle richteten erwartungsvoll ihre Blicke auf den Land-

grafen, sogar Johann erwachte aus seinem Halbschlummer und schüttelte den Nebel ab.

Philipp aber spielte meisterhaft seine Rolle, halb als glaubenseifriger Prediger, halb als unterdrückte Unschuld maskirt. Zuweilen streifte sein Vortrag an den salbungsvollen Ton der Diener am Wort. Unter dem Banner des lauteren Evangeliums schritt er einher, schmückte sich mit den Bedenken des gewissenhaften Mannes und wappnete sich mit dem Zwange der Pflicht, — so daß männiglich einen frommen Christen zu hören meinte, wer den glaubenslosen Religionsspötter, Landfriedensbrecher und Kirchendieb nicht kannte.

„Was die Mehrheit der Ausschüsse in Sachen des Glaubens zum Beschlusse erhoben," fing er im Tone des Bedauerns an, „widerstreitet dem Gewissen der lutherischen Reichsstände. Darum protestire ich hiemit feierlich und ernstlich, für mich und im Namen der lutherischen Fürsten und Städte gegen sothanen Antrag. Gottes Wort soll und darf nicht gebunden werden, auch nicht gehemmt im Weiterschreiten, was füglich durch gemeinten Beschluß geschehen müßte. Wider sein Gewissen zu handeln, darf Niemand gedrängt sein, und wer sich des Drängens unterfängt,

verstößt gegen Gottes Gebot. Daher können wir, die da protestiren, obzwar wir des Willens wären, kaiserlicher Majestät Mandat zu gehorchen, dennoch besagten Beschluß nicht annehmen, weil geschrieben steht: »Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen.« Derohalben sind wir Protestirenden des Bedünkens, man solle bei dem speyerer Reichstagsabschied vom Jahre 1526 bleiben. Gemeinter Artikel lautet aber folgendermaßen: »Jegliche Obrigkeit soll mit ihren Unterthanen also leben und regieren, wie sie es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten sich getrauet.« Daran halten wir Lutherische fest. Heute soll man nicht umwerfen und aufheben, was man vor drei Jahren gutgeheißen und beschlossen. Aus tapferen Ursachen können wir nicht einwilligen in Handlungen und Abschiede, so wider Gott und sein heiliges Wort gerichtet sind. Unfriede, Wirrsale und noch ärgere Dinge zu verhüten, möge der neue Abschied mit dem alten gleichen Sinnes sein, — nach letzterem wollen wir uns verhalten."

Hier schloß der Landgraf seine Rede und zwar mit einer leisen, allseits verstandenen Drohung. Dennoch enthielt sich die Mehrheit jeder Aeußerung des Mißfallens; denn es war damals Brauch, auf dem

Reichstage männiglich ungestört sprechen zu lassen, ohne Zeichen von Beifall oder Widerspruch.

Nun erhob sich der Wortführer der kaiserlichen Commissäre, Pfalzgraf Friedrich. Er kannte das Inwendige Philipps von Hessen, durchschaute dessen Heuchelei und Arglist, und hatte Mühe, seine Entrüstung in die kühlen Formen des Geschäftsganges zu bannen.

„Der Hinweis auf den speyerer Abschied vom Jahre 1526 bedeutet nichts, dieweilen kaiserliche Majestät selben nicht bestätigte, aus Ursach lästerlichen Mißbrauches und gottloser Afterdeutung," begann der Pfalzgraf. „Hinwiederum dünkt mir besagter Hinweis ganz absonderlich, sintemal zu Handen jedes Fürsten ein Exemplar der Proposition kaiserlicher Majestät, daraus zu ersehen, wie des heiligen Reiches Oberhaupt von der Sache denkt. Klar und bestimmt, sonder Mißdeutung und Zweifel, läßt sich kaiserliche Majestät also vernehmen."

Bei diesen Worten ergriff er ein gedrucktes Heft und las: — »Der Kaiser verbietet auf's Ernstlichste, bei strenger Strafe, bei des Reiches Acht und Aberacht, irgend Jemand mit Einziehung geistlicher oder weltlicher Obrigkeit zu vergewaltigen, zu unrechtem

Glauben, oder zu neuen Secten zu verleiten, wie solches an etlichen Orten geschehen. — Der Artikel des letzten speyerer Abschiedes, daß männiglich in Sachen des Glaubens sich also verhalte, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten getraue, ist bisher von manchen Ständen nach ihrem Belieben gedeutet worden, daraus großer Unrath und Mißverstand wider unseren allerheiligsten Glauben, auch Ungehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit und manch anderes Unheil erwachsen, was der Kaiser höchst ungnädig wahrnimmt. Damit besagter Artikel fürderhin nach Belieben nicht gedeutet werde, hebt selben der Kaiser hiermit auf, cassirt und vernichtet ihn. Zugleich befiehlt er den Ständen, an Stelle jenes Artikels das obige Ansinnen, anlangend die Religionssache, in den Reichstagsabschied zu setzen. Das will sich der Kaiser zu Kurfürsten, Fürsten und Ständen ungeweigert versehen [1]).« — „Daraus erhellt genugsam," fuhr der Commissär fort, „daß gemeinter Artikel des speyerer Abschiedes von anno 1526 fürder ab und todt ist. Gerade der Landgraf von Hessen sollte nicht eine begrabene Sache wieder ausscharren wollen, die ihm Unglimpf und Schande gebracht. Wie

1) Ney, Gesch. des Reichstages zu Speyer, a. 1529, S. 107.

mag er sich denn getrauen, vor Gott und dem Kaiser zu verantworten, seine katholischen Unterthanen im Glauben vergewaltigt, die Klöster ausgeraubt, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg arglistig überfallen zu haben? Solchen Missethaten muß vorgebeugt, Landfrieden und öffentliche Ordnung strengstens behütet werden."

Der Hesse wurde bleich vor Zorn. Er schnellte vom Sitze und rief: „Ihr habt kein Recht, mir Solches hie vorzurücken!"

„Und Ihr habt kein Recht, den Wortführer der kaiserlichen Commissarien zu unterbrechen," sprach der König. „Friedrich von der Pfalz überschreitet nicht seine Vollmachten, genügt vielmehr seiner Pflicht, wenn er des Kaisers Willensmeinung klar stellt und widrige Beispiele gegen selbe anführt."

„Meinerseits glaubte ich keiner Kränkung mich schuldig, reichsbekannte Dinge vor den Ständen zu berühren," fuhr der Pfalzgraf fort. „Habe ja nicht unsaubere Händel der Verborgenheit, oder geheime Verbrechen enthüllt, die geschahen oder noch geschehen sollen," fügte er mit eigenthümlicher Betonung hinzu.

Manche Lutherische erschracken ob der letzten Worte.

Sollten etwa ihre geheimen Umtriebe und vaterlandsverrätherischen Verbindungen mit Reichsfeinden errathen sein? Sie blickten auf den Hessen. Hochaufgerichtet saß er da, mit verschränkten Armen, ein grimmiges Lächeln im Gesicht, die glitzernden Augen auf den Pfälzer gerichtet. Diese unerschrockene und entschlossene Haltung ihres politischen Häuptlings hob jach den Muth der Verschüchterten.

„Wäre jeglicher Obrigkeit gestattet," fuhr der Pfalzgraf weiter, „in ihrem Gebiete auf eigene Faust, nach Belieben, in Sachen des Glaubens zu walten, dann wäre die völlige Vernichtung der Religion nicht zu verhüten. Bald gäbe es so viele Religionen als Obrigkeiten. Da nun auf dem Felsen des christlichen Glaubens, wie ihn die katholische Kirche seit 1500 Jahren lehrt, das heilige Reich deutscher Nation ruht, so müßte solches gleicherweise zerbröckeln und einstürzen, wie ein Haus, dessen Fundamente auseinandergerissen und zerstreut worden. Solchem Unheil zu wehren, mahne ich die Stände, einstimmig den Beschluß der Mehrheit anzunehmen, welcher heißt: »Kein Stand soll den anderen in Sachen des Glaubens vergewaltigen, ihm geistliche oder weltliche Ge-

rechtsame oder Güter entziehen, oder sonst zum neuen Glauben dringen [1]).«

„Ich protestire!“ rief mit erregter Stimme der Landgraf.

„Ich protestire!“ klang Sturms helle Stimme aus dem Hintergrunde.

„Ich protestire!“ rief es mehrstimmig von den Fürstenbänken.

„Ich protestire, — ich protestire!“ riefen nacheinander die lutherischen Städteboten.

„Auch ich protestire!“ sprach zum Schlusse gemächlich der Kurfürst von Sachsen.

Ueberrascht gewahrte die katholische Mehrheit den heftigen und gemeinsamen Widerspruch.

Auf des Königs Angesicht erschienen Merkmale ernstlicher Besorgniß. Sogar die infulirten Fürstensöhne rückten unbehaglich auf den Sitzen.

„Der Handel wird bedenklich!“ raunte Erzbischof Hermann seinem Nachbar zu.

„Wir können es nicht hindern,“ erwiederte achselzuckend Albrecht von Mainz.

Neuerdings erhob sich der Landgraf, sichtlich an=

1) Histor. polit. Blätter, B. XIV, S. 146.

gespornt durch den geschlossenen Widerstand seiner Parteigenossen.

„Mir selbst, den Ständen, vorab dem kaiserlichen Commissär, schulde ich Abwehr und Rechtfertigung," hob er im vollen Brustton an. „Wenn ich in Hessen den Klöstern zu Leibe gegangen und meine Unterthanen zum unverdunkelten Evangelium gedrängt, so habe ich mich just solchergestalt verhalten, wie ich es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten getraue. Die Irrsallehren, Menschensatzungen und Mißbräuche sollen ja abgethan, daneben ein ordentlich christlich Leben, Regiment und Wesen eingerichtet werden. Hiezu gehört, daß man Gottes Wort auf die Beine hilft und leidiges Unwesen in der Kirche bei Seite schafft. Solches zu thun, ist aller christlichen Obrigkeiten schuldiges Amt. Hab ich darin gleichermaßen meine Schuldigkeit gethan, so will ich dessen mich baß vor Gott verantworten," rief er mit hohnvollem Blick auf den Commissär des Kaisers. „Von Unwissenden, Stockblinden und Böswilligen wird freilich ausgeschrieen, dawider sei des Kaisers Mandat, man solle allenthalben bei der alten Lehre bleiben, die alten Bräuche halten, auch gar nichts Neues vornehmen. Dazu behaupten die Blinden oder Pha-

risäischen, nach Gebühr, Recht und Fug habe jedes gehorsame Glied des Reiches seinem rechten Herrn, dem Kaiser, unterthänig zu sein und dessen Geboten zu gehorchen. — Darauf erwiedere ich: Ja freilich muß man der Obrigkeit gehorchen! Jedoch aber wäre ungeschickt, durstig und vermessen, zu meinen, der fromme, milde und gottesfürchtige Kaiser wolle etwas befehlen, was öffentlich wider Gott, wider sein heiliges Wort, gemeinen Nutzen, Frommen und Frieden sein sollte. Darum ist nicht zu achten auf die Worte eines Ediktes, sondern auf die Meinung des Gebieters. Man darf nicht dafür halten, Gott wolle einem christlichen Reiche dermaßen gottlose Obrigkeiten verordnen, die ihre Unterthanen wider Gott und Gewissen zu handeln drängen [1]."

Freude und Befriedigung glänzte auf allen Gesichtern der Lutherischen, ob der klugen Vertheidigung des Landgrafen. Auch Johann von Sachsen lächelte und rieb vergnügt das Knie.

„Fürwahr eine tüchtige Rede!" sprach er seinem Nachbar, dem Kurfürsten von der Pfalz, zu Gehör.

1) Hartleder, Von den Ursachen des deutschen Krieges Kaiser Carls V., S. 26.

„Will mir fast dünken, Hessen habe Pfalz über's Ohr gehauen.“

Ludwig that, als höre er die Stichrede nicht, — vernahm sie aber doch, wie das Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth.

Das triumphirende Hochgefühl der Minderheit wandelte sich bald in bittere Niedergeschlagenheit; denn abermals erhob sich der stark gerüstete Pfalzgraf, rannte mit scharfer Lanze auf den Hessen und streckte ihn vor aller Augen in den Sand.

„Abwehr und Rechtfertigung, wie solche die Stände vernommen, sind eine volle Bestätigung meiner vorigen Klage und Warnung,“ sprach des Kaisers Commissär. „Hessen vergewaltigte seine katholischen Unterthanen, überzog Reichsfürsten, brach den Landfrieden, hob einige fünfzig Klöster auf und raubte Kirchengut, — und dies Alles that der Landgraf, weil er nach seinem Gewissen und Gottes Wort also handeln zu müssen vorgiebt. Verfährt jeder Fürst und Reichsstand in gleicher Weise, je nach seinem katholischen, lutherischen, zwinglischen oder wiedertäuferischen Gewissen, dann muß das heilige Reich in einem Meere von Blut, Brand, Mord und Wirrsal untergehen. Ist es gestattet, des Kaisers Edikte in

solcher Weise zu drehen und zu deuten, dann mag jeglicher Uebelthäter und Frevler seine Verbrechen vor Gott und dem Kaiser zu verantworten getrauen. In Wahrheit sind alle guten Deutsche, insonderheit Fürsten und Obrigkeiten, durch Eid und Gewissen verpflichtet, die Gesetze zu halten, dem Reichshaupte jenen Gehorsam nicht zu versagen, der ihm gebührt. Wer hiegegen frevelt, handelt als Eidvergessener wider Kaiser und Reich. Leere, sinnlose Ausreden, auch widerlich heuchlerische Ausschmückungen der Unthaten, mögen daran nichts ändern. Noch lebt und waltet der oberste Schirmvogt von Recht und Gesetz," rief er mit strenger Stimme durch den Saal. „Noch hat der Kaiser genugsam starke Macht, die Verderber des heiligen Reiches nach Gebühr zu strafen, — dessen möge sich männiglich versehen."

Tiefe Stille folgte der Rede. Vor Aller Augen nickte der König drei Male bedeutsam mit dem Haupte, und manchen Uebelgesinnten überkam leises Frösteln.

Kurfürst Ludwig von der Pfalz wandte das Haupt etwas zur Seite nach dem Sachsen und sprach: „Dies war kein Hieb über's Ohr, wohl aber für Hessen ein Stoß in's Herz."

Herr Johann würgte den bitteren Brocken hinab und schwieg.

Der Landgraf bebte vor Wuth. Solchen Unglimpf vor allen Ständen wollte und konnte er nicht hinnehmen. Schon rüstete er sich, des Kaisers streitbaren Commissär grimmig anzufallen. Da erhob sich der Erzbischof und Cardinal Matthäus Lang von Salzburg, ein hochbetagter Mann und würdiger Priester, von großer Gelehrsamkeit und reinen Absichten. Wegen seiner bürgerlichen Geburt hatte ihn vormals das von Adeligen besetzte Domkapitel in Augsburg als Dompropst zurückgewiesen. Der Papst trat jedoch entschieden für den Bürgerlichen ein und erhob den frommen, reichbefähigten Mann zu den höchsten Kirchenwürden. Schon Kaiser Max achtete den weitblickenden Staatsmann und hörte gerne dessen Rath. Auch die Stände erkannten Langs Bedeutung und das Gewicht seines Urtheils, daher alle Blicke erwartungsvoll auf dem greisen Cardinal ruhten.

Lang aber sprach im Geiste der Versöhnung, eifrig bemüht, die drohende Spaltung der Reichsgroßen zu beschwören, von dem Vaterlande das Schlimmste abzuwenden.

„Keine wohlgesinnte Macht warf den Apfel der

Zwietracht unter die Stände des heiligen Reiches," sprach der würdige Prälat. „Fast dünket mir, hie möchte arglistige Tücke des höllischen Lügenfürsten walten, irgend ein Blendwerk des Satans, dazu in's Werk gesetzt, die Gemüther zu verwirren; denn auf beiden Seiten ist kein Grund zur Klage, oder Befürchtung. Wenn der Antrag der Ausschüsse, wie ihn die Mehrheit der Reichsversammlung anzunehmen des Willens, also lautet: »Kein Stand soll den anderen des Glaubens wegen vergewaltigen, ihm geistliche oder weltliche Gerechtsame, oder Güter entziehen, oder sonst zum neuen Glauben dringen,« — so spricht sothaner Artikel für beide Theile gleich günstig. Den Lutherischen ist volle Freiheit gewährt, bei ihrer religiösen Ueberzeugung und gottesdienstlichen Uebung zu verharren. Kein katholischer Stand darf sie darin stören, oder sonstwie beeinträchtigen. Gleiche Freiheit und gleiches Recht ist auch den Katholiken zugestanden. Sie sollen im alten Glauben nicht angefeindet, in ihren religiösen Uebungen und Gottesdiensten nicht gekränkt werden. — Allerdings entspricht dieser Ausgleich der naturgemäßen Ordnung keineswegs; denn Jesus Christus hat nicht zwei Kirchen gestiftet, sondern nur eine. Der gegenwärtige Zustand der

Spaltung widerstreitet sonder Zweifel Gottes Einsetzung und der Natur der Offenbarung. Sohin muß die religiöse Entzweiung möglichst bald gehoben werden, und soll der Beschluß nur gelten, bis zum allgemeinen, im Laufe eines Jahres zu berufenden Concil, — wie es die Lutherischen vorgeschlagen und wünschen. Dennoch aber mußte vorläufig ein Mittel gefunden werden, den Wirrsalen, Bedrückungen, Fehden und Vergewaltigungen im heiligen Reiche ein Ende zu machen, — dieses Mittel ist besagter Artikel, der beiden Theilen gleiche Rechte, gleiche Freiheiten gewährt. Sohin bitte und beschwöre ich die protestirenden Stände, von ihrem Widerspruche abzustehen, Frieden, Einhelligkeit und Ordnung im heiligen Reiche nicht zu stören. Die Protestanten mögen doch ernstlich bedenken, welche schrecklichen Folgen Zwiespalt und Fehde unter den Reichsständen bringen muß, zumal im Süden und Westen mächtige Feinde lauern, voll arger Schadenfreude ob unserer Streitigkeiten, und die günstige Gelegenheit erspähend, Brand und Mord, Jammer und Verwüstung in das Reich zu tragen. Wir bedürfen wahrlich unserer gesammten Waffenmacht, den Erbfeind des christlichen Namens, die mordbrennerischen Türken abzuwehren, die sich eben

in zahlloser Menge zusammen schaaren, Deutschland zu überschwemmen, die christliche Religion zu vertilgen und das deutsche Volk in Sklaverei zu schlagen. Wie könnten wir bei so entsetzlicher Gefahr uns entzweien? Liegt ja doch zum Mißvergnügen gar kein Grund vor, da Katholiken und Lutherischen gleiche Religionsfreiheit gewährt ist."

Diese einfache und klare Beleuchtung blieb nicht ohne Wirkung auf jene lutherischen Stände, die nicht in die revolutionären Umtriebe des Landgrafen und der übrigen Reichsfeinde eingeweiht waren. Sie mußten sich gestehen, daß in der That kein Grund vorlag, zum Protest gegen einen Reichstagsbeschluß, der beiden Confessionen gleiche Freiheiten, gleichen Schutz und gleiche Rechte verlieh.

Dem Landgrafen entging diese Stimmung nicht, die er sofort bei ihrem Entstehen zu ersticken eilte. Schon hatte er den Streithammer ergriffen, um sich auf den Pfalzgrafen zu stürzen. Nun legte er das Kriegsbeil bei Seite und schlüpfte geschwind in den Predigertalar.

„Wir Protestanten sind zwar des Gemüthes und Willens, Frieden zu halten, insoweit dies vereinbarlich mit unserem Gewissen und Gottes Wort," fing

er an. „Wollten wir den Beschluß annehmen, der im Gebiete lutherischer Obrigkeit auch den Katholiken freie, ungehinderte Religionsübung gestattet, so müßten wir den Herrn und Heiland Jesum Christum und sein heiliges Wort verläugnen, dazu dem Herrn Christo Ursache geben, uns vor seinem himmlischen Vater gleichfalls zu verläugnen. Papst und lauteres Evangelium sind zwei widerwärtige Herren, die sich zusammen nicht vertragen. Nehmen wir aus vielen nur ein Stück, — die Messe. Wollten wir die päpstische Messe gestatten und nicht abschaffen, wo selbe noch vorhanden, so möchte daraus geurtheilt werden, wir seien in diesem Stück den Lehren unserer Prediger zuwider, was doch, durch Gottes Gnaden, mit Nichten unseres Gemüthes. Mit heiliger, göttlicher, unüberwindlicher Schrift haben unsere Prediger die päpstische Messe angefochten und widerlegt, dagegen aber," — fuhr er mit salbungsvoller Betonung und andächtigem Augenverdrehen fort, „das edle, köstliche Nachtmahl des Herrn und Heilandes, so die evangelische Messe genannt wird, nach Christi Einsetzung aufgerichtet. Wollten wir dennoch unseren katholischen Unterthanen die päpstische Messe gestatten, so müßte solches dem gemeinen lutherischen Mann zum

Aergerniß und groben Anstoß gereichen, sonderlich Jenen, die großen Eifer zu Gottes Ehre und Namen haben. Auch würde hieraus widerwärtiges Predigen, Aufruhr, Empörung und alles Unglück folgen. Solcherlei aber ist vor Gott mit Nichten zu verantworten. — — Das ist nur ein Stück aus den vielen päpstischen Lehren und Menschensatzungen, die sich nimmer mit Gottes Wort und evangelischem Wesen vertragen. Sohin verbietet unser Gewissen und ewiges Heil die Annahme gemeinten Beschlusses [1]."

Dieser offenen Kriegserklärung des Landgrafen folgte eine Pause schwüler Stille. — Dann erhob sich Herzog Heinrich von Braunschweig, ein gerader, ritterlicher Herr. Vor kurzer Frist war er aus Italien heimgekehrt, wo er an der Spitze von 10,000 deutschen Kriegern wider die Franzosen gestritten und vom siegreichen Kaiser nach Gebühr ausgezeichnet worden. Auch er kannte die verschmitzte Böswilligkeit des Landgrafen, dem er einen Blick der Verachtung zuwarf.

„Nun haben wir gehört, wohin das Sinnen der Protestanten zielt!" sprach im Tone der Entrüstung der Herzog. „Ihnen soll nicht blos freistehen, die Ketzereien des Sachsenmönches offen zu bekennen und

1) Hist. polit. Blätter, B. XIV, S. 748 ff.

auszuüben, es soll ihnen auch gestattet sein, Gottesdienst und Gebräuche der Katholiken gewaltsam zu hindern, — katholische Messe und Predigt nimmer zu dulden, — ihre katholischen Unterthanen zum Afterevangelium des ausgesprungenen Mönches zu zwingen, — auch fürderhin Klöster zu plündern und Stifte auszurauben, und nicht zu rasten, bis die heilige Kirche im deutschen Reiche zerstört und ausgetilgt. Solches befiehlt den frommen Protestanten das Gewissen und Gottes Wort, — und wir, die Mehrheit der Reichsversammlung, sollen uns beugen unter solche Tyrannei, sogar noch den Kirchenfeinden zum Zerstörungswerk die Waffen schmieden. Größeren Schimpf könnte man wahrlich den katholischen Ständen nimmer anthun, — sollte man sie auch halten für schwachsinnige Tröpfe und ehrlose Buben. — Anjetzo wurde männiglich kund, wohin das Streben der Neugläubigen zielt und was es bedeutet, — nämlich einen Vertilgungskrieg gegen den Väterglauben. Meines Bedünkens wäre darüber jedes weitere Wort zu viel geredet."

„Ich gebe den protestirenden Ständen ernstlich zu bedenken," sprach nachdrucksvoll der König, „daß ihr Verhalten des Kaisers gerechten Zorn erwecken muß.

Himmelschreiende Ungerechtigkeiten, Vergewaltigungen der Unterthanen, Aufruhr, Mord, Bürgerkrieg und Zerstörung der Reichseinheit liegen auf dem Wege, so die Protestanten zu beschreiten des argen Willens. Kaiserliche Majestät, der oberste Schirmvogt des Rechtes und der gesetzlichen Ordnung im Reiche, wird solchem heillosen Unfug wehren und die Frevler schwer strafen. Darum bitte ich dringend und vermahne inbrünstig die Protestanten, abzulassen von Anschlägen, die Jammer und grauenvolles Unglück über das Vaterland bringen müssen."

„Wir danken Eurer königlichen Majestät für sothane Huld und Gnade!" entgegnete der Landgraf demüthigen Gebarens und beflissen, die Rolle bedrängter Glaubensüberzeugung zu spielen. „Wohl steht wider uns ein sehr böser Verdacht, — nämlich der Verdacht des Ungehorsams und widersetzlichen Trotzes gegen Kaiser und Reich. In Wahrheit aber können wir nicht anders, denn wollen und thun, wie Gott und Gewissen befehlen. Frei sind wir geworden, durch Gottes Wort und reines Evangelium, von Menschensatzungen und allen listigen Kniffen des Papstthums. Dabei wollen wir bleiben, und Gott wird uns erretten aus aller Noth."

So meisterhaft spielte Philipp die Rolle gekränkter Glaubensüberzeugung, daß manche Protestanten wehmuthsvolle Rührung beschlich, von den katholischen Ständen einige sogar an den frommen Landgrafen glaubten.

Die flüchtig eingetretene Stille unterbrach eine Bewegung auf der Grafenbank, wo eine hohe Gestalt, mit wallendem Bart und kühn blitzenden Augen, aufgerichtet stand, — Georg Truchseß von Waldburg, der hochgefeierte und berühmte Feldhauptmann des schwäbischen Bundes im Bauernkriege. Die Tapferkeit, Entschlossenheit und Feldherrnkunst dieses Mannes hatten vor vier Jahren Deutschland aus der Zerstörungswuth des wildesten Aufruhrs gerettet, der sich, gleich einem sturmgepeitschten Feuermeer, über das ganze Reich zu verbreiten drohte. Als die Freiheiten des neuen Evangeliums die bethörten Bauern allenthalben zur Empörung entflammten, war das Reich von gerüsteter Waffenmacht fast gänzlich entblößt. Das reisige Zeug des schwäbischen Bundes betrug höchstens zweitausend Helme, während die Bauern in Massen sich erhoben, allerorten raubten, brannten und schauerlich die Lande verwüsteten. Ehedem im Dienste von Kaiser und Reich als umsichtiger

Feldhauptmann erprobt, wurde Georg von Waldburg zum obersten Feldherrn des schwäbischen Bundes bestellt. An der Spitze von nur sechstausend Kriegern warf er in raschen Schlägen den Aufstand nieder, und bewältigte mit bewunderungswürdiger Taktik in seinen Bewegungen den Aufruhr, bevor dieser zum allgemeinen Reichsbrande anwachsen konnte. Hiebei hatte er nicht blos zu kämpfen gegen die Bauern, sondern auch gegen die Meuterei der eigenen Fußknechte, welche zu den Aufständischen hielten. Aus allen Landen ergingen Hilfrufe an ihn. Hatte er in Franken die Aufrührer geschlagen und auseinander getrieben und war dem Nothschrei nach Schwaben gefolgt, so erhob in seinem Rücken die Empörung neuerdings das Haupt, und am Rhein schlugen die Flammen der angezündeten Schlösser, Adelssitze und Klöster zum Himmel. So wechselte Georgs mühevolles Ringen mit endlosen Schlachten und Eilmärschen, aber es gelang seinem Genie, den Aufruhr zu ersticken und den Einsturz aller Ordnung zu verhüten. Hiebei zwangen ihn zuweilen Starrsinn und wiederholte Empörung der Bauern zu harten Maßregeln, die ihm von kurzsichtiger oder böswilliger Geschichtschreibung als Grausamkeiten angerechnet wurden. In Wirklichkeit

war Georg von Waldburg ein gebildeter, menschenfreundlicher Mann. „Er ist," schreibt über ihn die pappenheimische Chronik, „in seiner Jugend gottesfürchtig, auch mit guter Zucht und Unterweisung bei Bischof Friedrich von Augsburg, der ein Graf von Zollern und seiner Mutter Bruder gewesen, am Hofe erzogen worden, was ihm dann die Zeit seines Lebens zu allem Glück und Wohlfahrt in seinem Thun und Lassen wohl erschossen[1])."

Dem Retter Deutschlands verlieh der dankbare Kaiser die Herrschaft Zell und ihm, sowie seinem Bruder und beider Nachkommen, die Auszeichnung, sich des heiligen römischen Reiches Erbtruchsesse zu nennen.

Auf dem Reichstage in Speyer war Georg zugleich bevollmächtigter Vertreter einer großen Zahl von Reichsgrafen und Reichsfreiherren, so daß seine Entscheidung schwer in die Wagschale fiel.

„Was hie vom Wortführer der protestirenden Stände vorgebracht worden, Ungehorsam wider des Kaisers und Reiches Satzungen zu beschönigen, lautet just nach derselben Melodie, so ich im Bauernkriege

1) Jarcke, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. S. 276.

von den Aufständischen zu hören bekam," sprach Georg von Waldburg. „Auch die Bauern behaupteten, nach Gottes Wort und freiem Evangelium seien Zinsen, Frohnden, Satzungen und Herren ab und todt. Sie bekannten sich als Streiter Gottes, dazu berufen, der Fürsten, Pfaffen und aller großen Hansen leidiges Regiment abzuwerfen. Darum hausten sie über alle Maßen gräulich, des festen Willens, alle Dinge im heiligen Reiche umzukehren. — Auch die lutherischen Stände gaben für, um des Gewissens und Evangeliums willen gegen den Reichstagsabschied in Sachen des Glaubens protestiren zu müssen, und seien des Gemüthes, dem katholischen Glauben weder Duldung, noch dem alten papistischen Wesen Raum zu gestatten. Demnach werden die lutherischen Obrigkeiten ihre katholischen Unterthanen vergewaltigen, die Klöster und Stifte der Güter und des Lebens berauben, — Alles im Namen evangelischer Freiheit und Wahrheit. — — Oftmals hab ich den Bauern zu Gemüth geredet, sie möchten des Raubens, Brennens und Mordens sich entschlagen. Da half kein Zureden. Starrköpfig und taub für meine Vorstellungen waren die Bauern, nur die Donnerstimmen meiner Feldschlangen hörten sie, und die sausenden Streiche der

reichstreuen katholischen Ritterschaft brachte die Aufrührer zur Vernunft. Gleicherweise verhält es sich hie. Da hilft wiederum kein Zureden. Die reichen Kirchengüter sind dermaßen verlockend und die Freiheiten des unverdunkelten Evangeliums so mächtig, daß allwege Gräuel und Teufelsdienst des höllischen Papstthums dem Worte Gottes weichen müssen. Dazu sind die Protestanten, nach ihrem Fürgeben, unverweigerlich gehalten, sollte auch hiebei das heilige Reich umgestürzt und Alles in ein Meer von Blut getaucht werden. — Deßhalb dünkt mir, solcherart gesinnten Feinden wider Kaiser und Reich gebühre kein weiteres Zureden, weil doch Alles in den Wind geredet. Bin auch des Glaubens, es zieme der Würde des Reiches keine Halbheit und schwachsinnige Schonung, Leuten gegenüber, die trotzig im Bösen verharren und mildherzige Güte als Furcht deuten möchten. Was nach Recht und Herkommen besteht im Reiche, sollen die Protestanten zu vernichten sich unterfangen, — sie werden alsdann mit den aufrührerischen Bauern zeitlich erfahren, ob es noch einen mächtigen Schirmherrn von Gesetz, Recht und Ordnung giebt auf Erden."

Dies war die Sprache der Entschiedenheit, ohne

Zweifel die einzig richtige, Umsturz und Bürgerkrieg beschwörende.

Die Mehrheit der Stände und die kaiserlichen Commissäre mochten dies erkennen; denn die Verhandlungen wurden geschlossen und die Anträge der Ausschüsse zum Beschlusse erhoben.

Der Landgraf hatte mit Johann von Sachsen und anderen lutherischen Fürsten insgeheim flüchtig gesprochen. Jetzt kehrte er an seinen Platz zurück, wo er hoch aufgerichtet stehen blieb.

„Wir protestiren!“ rief er plötzlich mit lauter Stimme. „Wer Gottes Wort höher achtet, als Menschensatzungen, — wer Gott mehr fürchtet, als Menschen, der folge meinem Beispiel.“

Da rief es von den Bänken der Fürsten und Städte: „Wir protestiren, — wir protestiren!“

Zugleich gab es eine geräuschvolle Bewegung; denn Philipp von Hessen verließ stürmischen Schrittes den Ständesaal. Ihm folgten Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg-Culmbach, Herzog Ernst von Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, sowie die Städteboten von Straßburg, Ulm, Nürnberg, Constanz, Lindau, St. Gallen, Memmingen,

Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, Weißenburg und Windsheim.

In der Vorhalle zum Ständesaal blieb der vorauseilende Hesse stehen, die Parteigenossen erwartend. Nachdem Johann von Sachsen als der Letzte erschienen, fügte der kluge Landgraf eine neue Masche in das Gewebe seiner reichsfeindlichen Umtriebe.

„Meine Freunde und vielwerthen Glaubensgenossen beglückwünsche ich zu dieser mannhaften That,“ sprach er. „Nun ist von Nöthen, den mündlichen Protest zu verbriefen und selben den Ständen zu übergeben, damit die Bedrücker unserer Glaubensfreiheit durch Unklarheit und Nichtwissen sich nimmer entschuldigen können. Vielleicht hilft der schriftliche Protest mehr, als der mündliche, und der leidige Artikel in Sachen des Glaubens kommt nicht in den Reichstagsabschied.“

Die geheime Absicht des arglistigen Hessen war jedoch eine ganz andere. Er wollte durch den schriftlichen Protest die Stände festnageln, Spaltung und Sonderbund gleichsam verbriefen.

Die Protestanten betraten ein Zimmer, wo Balthasar Schrautenbach, des Landgrafen geheimer Rath, den Protest niederschrieb. Das Instrument wurde

von sämmtlichen Protestanten unterzeichnet. Als sie jedoch in den Saal zurückkehrten, fanden sie denselben von Fürsten und Ständen bereits verlassen. Darum legten sie den Protest zu den Akten und erklärten, nunmehr Speyer zu verlassen und weitere Sitzungen des Reichstages zu meiden [1]).

Als die protestirenden Stände den Rathhof verließen, ging ein wetterschweres, unheilverkündendes Brausen durch die Luft. Vom Münsterplatz erhoben sich dicke Staubmassen, trichterförmig emporsteigend, in feindseligem Grollen und Sausen sich heranwälzend. Der Landgraf und seine Genossen verschwanden in den Staubwolken, aus denen sie, mit fliegendem Straßenkoth bedeckt, wieder hervortraten.

Abermals vernahmen die Stuhlbrüder und Wächter an den Kaisergräbern das unheimliche Getöse, von dem sie nicht wußten, ob es über oder unter der Erde rumore.

Der neunzehnte April aber war der Neugläubigen Tauftag geworden; denn fürder hießen sie „Protestanten," — eine Bezeichnung, deren Ursprung und Bedeutung für Kaiser und Reich späteren Zeiten fast verloren ging.

1) Jung, Gesch. des Reichst. zu Speyer, LII, sq. XC.

Ein schwieriges Unternehmen.

Die Spaltung der Stände beunruhigte alle einsichtsvollen, Kaiser und Reich treu ergebenen Männer in nicht geringem Grade, zumal Dinge geschahen und bedenkliche Erscheinungen auftauchten, die offenbar mit der Protestation in Verbindung standen.

Seit etwa vierzehn Tagen weilte ein deutscher Graf, in Diensten des französischen Hofes, zu Speyer, nämlich Graf Sigmund von Hohenlohe. Dieser unwürdige Sohn Deutschlands und Gesandte des Königs Franz I. von Frankreich bearbeitete eifrig die Fürsten gegen den Kaiser. Dem Kurfürsten Albrecht von Mainz stellte er vor, man müsse äußerste Vorsicht gebrauchen, weil der Religionseifer, von dem Kaiser Carl V. beseelt erscheine, nicht rein, sondern nur ein Deckmantel unersättlicher Herrschgier sei.

Der Kaiser plane die Unterjochung aller deutschen Fürsten [1]).

Den lutherischen Ständen gegenüber ging der französische Gesandte noch viel weiter. Er betonte das lebhafte Interesse des Königs von Frankreich für die religiöse Bewegung in Deutschland. Er bot Geld und Hilfstruppen im Kampfe wider den Kaiser.

Immer dreister und gefährlicher wurde die Einmischung Frankreichs.

Einige Tage vor dem verhängnißvollen neunzehnten April, betrat ein Fremder den Rathhof, ein hochgewachsener, stattlicher Mann. Bis hinab zu den Füßen verhüllte ein faltiger Mantel seine Gestalt. Er radbrechte die deutsche Sprache, hatte dunkle Gesichtsfarbe und schwarze, lebhafte Augen. Schon war er bis zur Halle vor dem Ständesaal vorgedrungen. Dort wehrte ihm die Wache den Eintritt. Da ließ der Fremde seinen Mantel von den Schultern gleiten, und jetzt stand plötzlich der Herold des Königs von Frankreich vor der überraschten Wache. Ein schönes Gewand von blauem Sammet, mit goldenen Lilien besäet, auf der Brust das goldgestickte Wappen Frankreichs, kleideten und zierten ihn [2]).

---

1) Senkenberg, Acta et Pacta, 543. — 2) Ney, S. 163, f.

Der Franzose verlangte, den versammelten Ständen ein Schreiben seines Königs zu überreichen. Die Fürsten weigerten sich jedoch, im Ständesaal den Herold zu empfangen, weßhalb die Kurfürsten von Mainz und der Pfalz, sowie Erzbischof Matthäus von Salzburg und Markgraf Philipp von Baden ein Nebenzimmer betraten, wo ihnen der Herold das Schreiben übergab. Dasselbe wurde in der Ständeversammlung vorgelesen und enthielt die Versicherung des Wohlwollens für das erhabene und mächtige Deutschland. Er, der König, habe stets nach dem Frieden getrachtet, — allein des Kaisers Ehrgeiz und Herrschsucht habe denselben verhindert. Sodann drückte König Franz der Reichsversammlung sein tiefes Bedauern aus, daß Deutschland unter der Herrschaft des Hauses Oesterreich mit so vielen Unzuträglichkeiten und Kümmernissen beladen sei. Er hingegen, der Franzosenkönig, sei ein Freund Deutschlands, und wolle mit den Deutschen gegen die Türken ziehen. Der Kaiser trage Schuld an den Einbrüchen der Türken, und das Haus Oesterreich verachte Deutschland und strebe, aus beklagenswerthem Ehrgeiz, lediglich nach der Herrschaft in Italien, dieser Pfütze aller Uebel, welche seither Elend und Leiden aller Art über

das edle Deutschland und die ganze deutsche Nation gebracht habe [1]).

Die Lügen des königlichen Schreibens waren zu handgreiflich und die Hetzarbeit zu plump, um auf die katholischen und reichstreuen Stände auch nur den geringsten Eindruck hervor zu bringen.

„Zum Lachen ist's doch!" sprach Truchseß von Waldburg in seiner geraden Weise. „Der König von Frankreich nennt Italien »die Pfütze aller Uebel,« — er selbst aber buhlte inbrünstig um diese Pfütze aller Uebel und mußte mit Waffengewalt aus den italienischen Reichslehen hinausgeschlagen werden."

Diese und ähnliche Vorgänge wurden jetzt lebhaft besprochen. Nicht Wenige fürchteten, das herausfordernde und feindliche Benehmen der evangelischen Stände, sowie deren Protest, möchten in Verbindung stehen mit Frankreichs arglistigen Umtrieben.

Gabriel von Berstein, dessen Vater die Stadt Speyer beim Reichstage vertrat, hörte bei seiner Rückkehr von Marientraut mit Bestürzung, was geschehen.

„Feinde innen, Feinde außen, — über das heilige Reich werden böse Tage kommen!" sprach er.

1) Jung, Aktenstücke 20—23.

Als Gabriel das Zimmer seines Vaters verlassen, begegnete er im Gange Philipp Melanchthon, welcher den Landgrafen besuchen wollte. Beide wechselten einige Worte.

„Die Protestation von gestern ist eine schreckliche Sache!“ gestand Melanchthon. „Dazu eine höchst unbegreifliche Sache; denn die wegen des Glaubens aufgestellten Artikel beschweren uns nicht, — schützen uns sogar mehr, als der Beschluß des Reichstages vom Jahre 1526 [1].“

Zu den unheilschwangeren politischen Erscheinungen kamen für Gabriel noch schwere Besorgnisse und Kummer, hervorgerufen durch Isengards gefahrvolle Lage. Gewaltthätigkeit und Leidenschaft des Landgrafen ließen das Entsetzlichste befürchten, — wenigstens empfand Gabriel ein gewaltsames Verfahren gegen Isengard als das schrecklichste und zugleich schmerzlichste Unglück. Außerdem konnte der schlaue Hesse, im Einverständnisse mit Ebelin, die Angelegenheit in einer Weise betreiben, die zwar rohe Gewalt ausschloß, dennoch aber durch eine lange Kette von Leiden und Qualen Isengards Widerstand brach und deren Einwilligung erzwang.

---

1) Corp. Reform. I, 1059.

So ängstigten tausend Möglichkeiten und Befürchtungen den jungen Mann, und er fand kein sicheres Mittel zur Rettung. Den Landgrafen verabscheute, dem Patrizier grollte er, ob des Frevels, das eigene Kind seiner Ehrsucht zu opfern. Hiebei konnte er nicht fassen, wie Ebelin, dessen felsenfeste Treue für Kaiser und Reich er kannte, einem Zwietrachtstifter und fast offenkundigen Reichsfeinde die Tochter preisgeben mochte.

Tief gebeugt und rathlos saß Gabriel in seiner Kammer, als der Landgraf sein Zimmer betrat, und zwar in Begleitung eines Fremden. Durch den offenen Eingang, vor welchem in des Fürsten Zimmer der Schrank stand, konnte Gabriel jedes Wort verstehen. Der folgenden Unterredung entnahm er, daß Graf Hohenlohe, der französische Gesandte, bei dem Hessen weile. Verstein hielt das Lauschen für eine verächtliche Sache und wollte niemals unberufener Zuhörer sein, — gegenwärtig aber beherrschte ihn eine so jammervolle Stimmung, daß ihm alle Regeln des Anstandes gleichgültig erschienen. So folgte er ohne Interesse, gleichsam mechanisch, einer Unterhaltung, die ihm den Schlüssel zur Rettung Isengards bringen sollte.

„Ihr seid der ganzen Bewegung Seele und treibende Kraft,“ — hörte Gabriel den französischen Gesandten betheuern. „Eure Durchlaucht versteht die Zeichen der Zeit, — richtet sich weise nach Ebbe und Fluth, — erforscht klug die Richtung des Windes und steht am Steuerruder, das deutsche Reichsschiff zu lenken. Dies hat der Königshof in Paris längst erkannt, — darum bin auch ich des Königs Meinung.“

„Welcher Meinung, lieber Graf?“

„Daß ein Mann zum Kaiserthum berufen sei, welcher auf der Höhe einer anhebenden neuen Zeit steht, dazu fähig, mit Hilfe Frankreichs das alte deutsche Wesen zu stürzen und dem freisinnigen Streben der heutigen Welt gerecht zu werden. Dieser Mann aber sei, meint König Franz, der kühne, scharfsichtige, unternehmende und entschlossene Landgraf von Hessen.“

Staunend vernahm Gabriel die Worte, — des Hessen Lüsternheit in Blick und Mienenspiel aber sah er nicht.

„Der Majestät wohlgesinnten Dafürhaltens bin ich erfreut,“ erwiederte lächelnd der deutsche Reichsfürst. „Was der Dinge Lauf bringen wird, liegt vorerst im Verborgenen. Meinestheils bin ich ge-

sonnen, dem stolzen Hause Habsburg zu trotzen, mich seiner Herrschgier nicht zu beugen, — im Vertrauen auf Frankreichs zugesagte Hilfe."

Bestürzung malte sich in Gabriels Zügen.

„Die Anweisung auf 400,000 Gulden," erwiederte Hohenlohe, „beweisen Eurer Durchlaucht des Königs Ernst, zugleich auch der Majestät hohe Erwartungen von Euren glänzenden Fähigkeiten. Zweifelt nicht, — begann der Krieg, so werden unverweilt französische Hilfstruppen die Grenze überschreiten [1])."

„Bis zur Möglichkeit des Krieges sind noch tüchtige Vorbereitungen von Nöthen, insonderheit ein festes, verbrieftes Bündniß unter den Protestanten von gestern," erwiederte Philipp. „Wie ich Euch schon weitschichtig auseinander gesetzt, muß der Bund geschlossen werden, bevor wir Speyer verlassen. Nur die verlässigsten und mächtigsten evangelischen Stände sollen vorläufig beitreten. Ich werde also für morgen Nachmittag drei Uhr den Kurfürsten von Sachsen, sowie Nürnbergs, Ulms und Straßburgs hiezu bevollmächtigte Boten hieher einladen, zur Vereinbarung und Verbriefung des Bündnisses."

Gabriel fuhr vom Sitze, stemmte die geballte

1) Varrentrapp, Forschungen zur deutsch. Gesch. 5—8.

Faust auf den Tisch und Zornesgluth bedeckte sein Gesicht.

„Ha, — der nackte Reichsverrath!“ sprach er leise.

So stand er eine Weile sinnend, ohne das Gespräch im Seitenzimmer weiter zu beachten. Die Merkmale innerer Empörung schwanden allmählich, und das Aufleuchten eines glücklichen Gedankens spiegelte sich in seinen Mienen.

Er verließ das Gemach und ging nach dem Kleiderzimmer. Dort standen geräumige Schränke an den Wänden, sie bargen aus alter und neuer Zeit kostbare Gewänder. Er legte das geschlitzte und gepuffte ritterliche Wams ab, das er in Marientraut getragen, und hüllte sich in ein langes mit Zobel und Hermelin verbrämtes Doctorgewand. An die Füße zog er goldgestickte Schuhe von rothem Sammet, um die Schultern legte er eine mehrfach geschlungene goldene Kette. Bevor er das Barett, reich geziert mit Edelsteinen, auf das Haupt setzte, berieth er sogar den Spiegel, das Lockenhaar zu ordnen.

Zum Ausgehen gerüstet, weilte er flüchtig in Mitte des Zimmers und blickte nachdenkend vor sich hin.

„Ein namenlos bitterer Gang, — ein höchst schwieriges und sehr zweifelhaftes Unternehmen!“ sprach er

bekümmert. „Dennoch sei es gewagt, — würde auch meines Lebens nicht schonen, Isengard zu retten aus grenzenlosem Jammer.“

Dann schritt er in gemessener Haltung, wie es dem Doctor utriusque juris ziemte, durch die Gassen nach dem Palaste Ebelin vor dem Münster. Dort stand die Kutsche, von zwei prächtigen Rappen in silbernem Geschirr bespannt, vor dem Thore, des Patriziers harrend. Gabriel kannte die Bedeutung des zur Abfahrt gerüsteten Wagens, weßhalb Unruhe und Besorgniß sein männlich schönes Angesicht überschatteten.

Herr Eberhard, der ehrsüchtige Mann, hatte gerade seine weinende Martha verlassen, die ihn vergebens beschworen, der einzigen Tochter und der eigenen Seele zu schonen, nicht beide in zeitliche Schande und ewiges Verderben zu stürzen. Mürrischen Sinnes ging er von ihr, in demselben Augenblick das Vorzimmer betretend, als sich die gegenüber liegende Thüre öffnete und Gabriel erschien. Oftmals hatte zwar Ebelin hohes Lob über seines Erbfeindes hoffnungsvollen Sohn vernommen, kannte ihn aber nicht persönlich. Jetzt betrachtete er staunend die statt-

liche Gestalt des schönen Fremden, der sich vor ihm verbeugte und bescheiden näher trat.

„Meine unwerthe Person Euch vorzustellen, möget Ihr gütigst erlauben, Herr Eberhard! Bin nämlich gesonnen, meiner Vaterstadt nach bestem Vermögen zu dienen, zeitlebens ihre alle Kräfte des Leibes und Geistes, nächst Gott, in treuem Beharren zu weihen. Da in Zeiten heißer Kämpfe jeglichen Streiters Wehr und Waffen müssen gediegen sein, war ich seit Jahren des redlichen Gemüthes, der freien Künste mich zu befleißen, was mir auch ziemlich gelungen. Zwei Universitäten verliehen mir zunächst das Baccalaureat, und nach weiterer Reife die Würden des Magisters und Doctors beider Rechte. Sohin könnte ich meiner trauten Vaterstadt wohl nützen. Zugleich hielt ich es für schicklich, dem hochachtbaren und ehrenfesten Sprößling des ältesten und für Speyer verdienstvollsten Patriziergeschlechtes mich zu empfehlen."

Ebelin vernahm mit Ueberraschung und sichtlichem Wohlwollen die Ansprache. Schon das Aeußere des jungen Fremdlings machte den besten Eindruck. Dazu glitten gar sanft und stetig die hübschen Worte über dessen Lippen. Vorab ergötzte ihn der geistreiche Glanz seiner großen lichtvollen Augen, darin er den

holden Schimmer kindlicher Unschuld wahrzunehmen meinte. Die Ursache der Vorstellung aber erfüllte ihn mit größtem Behagen. „Der ehrenfeste Sprößling des ältesten und für Speyer verdienstvollsten Patriziergeschlechtes“ hatte des eitlen Mannes Herz vollständig erobert.

„Der Ehre Eures Besuches bin ich froh, Herr Doctor!“ sprach er, den jungen Gelehrten zum Niedersitzen einladend. „Ihr nanntet Speyer Eure Vaterstadt, — entsinne mich jedoch nicht, Eurer jemals ansichtig geworden zu sein.“

„Seit zehn Jahren war ich abwesend, besuchte verschiedene Universitäten, kam jedoch alljährlich zur Erholung hieher, weßhalb ich Eurer gütigen Aufmerksamkeit entgangen sein mag.“

„Wie ist Euer Namen?“

„Gabriel von Berstein.“

Das höchste Erstaunen malte sich in des Patriziers Gesicht. Einige Sekunden starrte er den Sohn seines Erbfeindes schweigend an, welcher beklommen niedersah; denn ein verhängnißvoller Augenblick war gekommen. Bestimmte der alte Groll zwischen beiden Geschlechtern Ebelins Verhalten, so wurde Isengards Rettung unmöglich. Gabriel mußte sich entfernen,

ohne seinen edlen Zweck erreichen zu können. So mächtig ergriffen Besorgniß und Bangen seine Seele, daß er den Blick nicht zu erheben wagte und in raschem Wechsel der Gesichtsfarbe vor Isengards Vater saß.

Ebelin gewahrte die äußerste Verlegenheit des jungen Mannes und deutete sie nach seinem stolzen Sinn. Er meinte, Gabriel sei betroffen über die Kühnheit, den erbfeindlichen Palast betreten zu haben. Gerade diese Auffassung entwaffnete den zwar eingebildeten, im Grunde jedoch gutmüthigen Patrizier. Anderseits schmeichelte ihm Gabriels Bemühen, zur gedeihlichen Wirksamkeit in der freien Reichsstadt seine Gunst zu suchen, — ein Zugeständniß, das er vom Geschlechte Derer von Berstein nicht erwartete. Demgemäß konnte er sich von den Erbfeinden durch Hochherzigkeit nicht übertreffen lassen. Thaten sie ja den ersten Schritt zur Versöhnung und zwar in einer Weise, welche die höchsten Verdienste des ältesten Geschlechtes anerkannte.

„Obzwar ich Eures löblichen Besuches mich gerade nicht versah, freut er mich doch, Herr Doctor! Männiglich bekannt sind die Zwiehelligkeiten und

alten Zwiste der Ebelin und Berstein, — derowegen meine Verwunderung, Euch hie zu sehen."

„Ich beklage dieses Verhältniß, Herr Eberhard, weil es meinem Gemüthe widerstreitet, auch dem Gemeinwesen nicht förderlich. Gestattet mir den Ausdruck der Hochschätzung für Euch und der Bitte, Euer Wohlwollen mir nicht zu versagen."

„Das habt Ihr, — mein ganzes Wohlwollen!" versicherte Ebelin. „Was für ein kluger junger Mensch Ihr doch seid, — wie hübsch ordentlich Ihr Jedwedes zu sagen versteht! Ja, — ja, — wißt, — gesehen hab' ich Euch zwar niemals, doch schon viel Rühmens gehört über Euch. Aller freien Künste Meister wäret Ihr, — hörte ich; in Welschland hättet Ihr die stärksten Magister im Ringkampfe überwunden, — und was der Dinge mehr. So nun Eure Kunst und Hochgelahrtheit dem hiesigen Gemeinwesen dienen, mag dies männiglich zu Nutz und Frommen geschehen. Meiner Gunst und Hilfe möget Ihr stets gewärtig sein."

„Eure Huld beglückt mich, Herr Eberhard!"

Wirklich strahlten Glück und hohe Freude über Ebelins Huld aus Bersteins Augen, nur lag die Ursache hiezu in einer anderen Richtung.

„Hochgelahrtheit thut's aber nicht allein; denn unsere Zeit ist widerhaarig und von böser Art," fuhr der Patrizier mit anfliegendem Unwillen fort. „Die gescheidtesten Leute sind oftmals die schlimmsten, so ihnen rechtschaffene Gesinnung gebricht. Männer sind heute von Nöthen, — ganze Männer, — will sagen, — solcherlei, die es mit Kaiser und Reich christlich und redlich meinen. Was sich anjetzo begiebt, ist kaum zu glauben. Lese wohl fleißig in unserer Familienchronik, darin Geschehnisse vieler hundert Jahre geschrieben stehen, — hab' aber nirgendwo gefunden, was dermalen allhie in Speyer passirt, allwo des Franzosenkönigs Herold und Bote umgehen beim Reichstag, Fürsten und Städte wider Kaiser und Reich zu hetzen. Daraus wird Unglimpf ersprießen. Auch will mir das Toben und Schmähen der lutherischen Prädikanten wider den alten Glauben just gar nicht behagen. Das bringt Wirrsal und Aufruhr. Freilich steht in der Kirche nicht Alles am rechten Ort, — giebt mancherlei Unfug, der abzustellen, — hab' selber schon dawider scharf geredet. Erwäget man aber, wie der Aufruhr des Sachsenmönches zuerst den gräulichen Bauernkrieg angeblasen, — wie er nunmehro Fürsten und Stände spaltet, — über-

dies französische Hetzer wider den Kaiser herbeilockt, — so muß jeder gute Deutsche darob hinterdenklich werden."

Der Patrizier sprach erregt, wie ein Mensch, dem es Bedürfniß, den Mißmuth auszuschütten und die Spannung seines Inneren zu lösen.

„Eine ganz naturgemäße Folge der religiösen Bewegung, — wer die Ursache will, muß auch die Wirkungen tragen," versetzte ruhig der junge Gelehrte.

Der Patrizier sah ihn verwundert an, sichtlich unangenehm berührt durch die mißverstandenen Worte.

„Ei, — Herr Doctor, Solches muß ich beklagen! Hätte nicht vermeint, daß Ihr Böswilligen wider Kaiser und Reich die Stange haltet."

„Davor sei Gott!" entgegnete in lebhafter Abwehr der Andere. „Bin vielmehr höchlich gram der Ursache, muß es darum auch den Folgen sein. Wollte sagen, Luthers Empörung wider die Kirche sei folgerichtig dem heiligen Reiche verderblich, dieweilen des Kaisers Vater der Papst und des Reiches Mutter die Kirche. Bekanntermaßen kam durch den Papst das römische Kaiserthum an die deutsche Nation. Im Jahre des Heiles 800, auf das Fest der hochgebenedeiten Geburt unseres Herrn, krönte Papst Leo III. den

deutschen König Carl zum römischen Kaiser. Mit dem römischen Kaiserthum verband der Papst die Schirmvogtei über die Kirche, erhob den Kaiser über alle Fürsten und Könige der Erde, bestellte ihn dazu in weltlichen Dingen zum Schirmherrn jeglichen Rechts. So thaten die Päpste durch alle Jahrhunderte. Die Deutschen wählten ihren König, und dem Erwählten verlieh der Papst die römische Kaiserwürde. Daher lautet ein Rechtsspruch: Rex Germanorum in Romanorum imperatorem promovendus. Deutschland aber wird genannt: Das heilige römische Reich deutscher Nation. — Wie nun der Papst des Kaisers Vater, also die heilige Kirche des Reiches Mutter. Sie hat mit gar vielen Schmerzen und Wehen den herrlichsten, mächtigsten Sohn geboren, — das heilige Reich. Sie hat den Sohn erzogen in ihrem Geiste, genährt mit ihrer Speise. Der Sohn wuchs heran, geziert mit Tugenden, will sagen, begabt mit Gerechtigkeit, Freiheit, Wissenschaft und Macht. Daher blüht das heilige Reich durch Künste und Gewerbe. Seine Großartigkeit überstrahlt alle Reiche der Erde. Es ist gleichsam das Herz der Nationen, weßhalb des heiligen Reiches Zerrüttung die Völker insgesammt schmerzlich verspüren möchten. — Wer also Vater und Mutter

befehdet, nämlich Papst und Kirche, der befehdet naturgemäß die Söhne, das ist Kaiser und Reich. — — In solchem Sinne möget Ihr meine Worte deuten, Herr Eberhard!“

Ebelin war staunend der ungewöhnlichen Rechtfertigung gefolgt.

„Mir aus ganzer Seele geredet!“ sprach er. „Was Ihr über des Kaisers höchste Macht und des heiligen Reiches Herrlichkeit gesagt, erquickt mich baß. Ihr seid ein prächtiger junger Mensch, — beneide schier um solchen Sohn Euren Vater. Beharret mannhaft in sothaner Gesinnung, — laßt Euch durch schlimme Gesellen nicht verführen. Arge Buben gehen um, Ränkeschmiede und Eidvergessene.“

„Leider wahr!“ bestätigte Gabriel.

„Sogar bei der Fürstenschaft riecht es übel,“ fuhr Ebelin fort. „Manchen gelüstet, den Landesherrn zu spielen, unabhängig von Kaiser und Reich, selbstherrisch zu schalten nach Gutdünken, — was doch alles wider des heiligen Reiches Satzungen.“

„Aber im Geiste evangelischer Freiheiten,“ ergänzte Gabriel.

„Merke schon, — Ihr haltet den Luther für die Grundsuppe aller Uebel,“ sprach lächelnd der Patrizier.

„Dies gerade nicht, Herr Eberhard! Luther ist ein treuloser, abtrünniger, eidvergessener Mönch, wie es deren leider viele giebt. Schwer krank ist vielmehr unsere ganze Zeit und Luther deren ungeschickter Arzt; denn seine angepriesenen Heilmittel steigern das Leiden bis zur Todkrankheit. An Stelle der Gottes- und Kirchengebote setzt er den bloßen Glauben und spottet schamlos der guten Werke. Alle Dämme reißt er ein, damit sich die Sündfluth verheerend über das Reich ergieße."

Die Worte riefen dunkle Wolken auf Ebelins Gesicht. Er gedachte Isengards beabsichtigter Vermählung mit dem Landgrafen.

„Doch giebt es bei der Fürstenschaft noch wackere deutsche Männer, — was mich tröstet," sprach er einlenkend. „Täglich verkehre ich traut mit dem Landgrafen von Hessen, der ein ganz fürtrefflicher Mann. Hält zwar zu den Lutherischen, — nicht aber weil er dem ausgesprungenen Sachsenmönche hold, sondern aus Klugheit und bester Meinung, die lutherischen Fürsten von rechtswidrigen Dingen abzuhalten."

„Dies versicherte Euch der Landgraf?"

„Zum Oeftern, — dieweilen wir sehr vertraut," antwortete mit Selbstgefühl der Patrizier.

„Der Landgraf wohnt bei uns mit seinen Räthen und Edelleuten.“

„Weiß es, — eine hohe Ehre!“

„Nicht um der noch fraglichen Ehre willen sagte ich dies, sondern als Andeutung, daß mir Gelegenheit wurde, des Landgrafen Denkweise genau kennen zu lernen.“

Der Patrizier las in Gabriels Mienenspiel verhaltenen Zorn und wurde aufmerksam.

„Demnach sind wir über des Landgrafen Sinn und Gemüth zwiespältiger Meinung?“ forschte er.

„Ihr kennt den Fürsten, wie er sich giebt vor Euch und darstellt, — das ist aber nicht der wirkliche Landgraf.“

„Nicht? Wieso?“

„Eure Frage, Herr Eberhard, heischt unglimpfliche Antwort, die ich wohl vermeiden möchte. So Euch jedoch an der genauen Kenntniß des Landgrafen viel gelegen, und mir Eure Gunst noch mehr angelegen, wollte ich der Frage dennoch Rede stehen.“

„Aus löblichen Gründen, die ich anjetzo nicht offenbaren kann, die Zeit aber an das Licht bringen wird, wäre mir reiner Wein über den Landgrafen sehr viel erwünscht. Saget darum frank und frei,

wie es dem deutschen Manne ziemt, — was haltet Ihr von ihm?"

„Das Schlimmste! Der Landgraf ist Seele und Haupt einer Verschwörung gegen Kaiser und Reich."

„Was sagt Ihr da?" rief Ebelin, aus weit aufgesperrten Augen den jungen Mann anstarrend.

„Der Landgraf ist Bundesgenosse des Königs von Frankreich wider den Kaiser, erhielt bereits vom französischen Hofe 400,000 Gulden für den beabsichtigten Krieg, zum völligen Umsturz der Reichsverfassung."

„Entsetzlich!" schrie der Patrizier auf.

„Morgen Nachmittag wird zwischen dem Gesandten Frankreichs und einigen protestirenden Ständen der Reichsverrath verbrieft und besiegelt."

„Himmel und Erde!" stieß Ebelin hervor, bleich wie eine Leiche.

„Das ist der Landgraf von Hessen! Sohin war sein Verhalten Euch gegenüber nichtswürdige Heuchelei, — sehr natürlich! Denn ein Ebelin vor dem Münster müßte dem Empörer die Thüre gewiesen haben."

„Ha, — ha, — ich erſticke!" stöhnte der Patrizier, in furchtbarer Aufregung durch das Gemach stürmend.

Plötzlich trat er vor Berstein und rief grimmig: „Gelogen habt Ihr, — verunglimpft habt Ihr den Fürsten, — eine rechte Natter und hübsch gefleckte Giftschlange seid Ihr!“

Gabriel sah Verwirrung und Fassungslosigkeit des empörten Mannes und wog die harten Worte nicht.

„Herr Eberhard,“ — sprach er gelassen, „der Lüge zeiht Ihr mich, weil Ihr das unmöglich Scheinende nicht glauben könnt. Demnach sollt Ihr selbst hievon Euch überzeugen.“

„Mich vom eidvergessenen Buben und Reichsverräther Philipp von Hessen überzeugen? Ha — ha! Wie denn, — wie wollt Ihr sothanes Schurkenstück fertig bringen?“

„Der Schurke ist ganz auf Seite des Landgrafen, — meinerseits will ich einem getäuschten redlichen Mann zur Wahrheit helfen.“

Die ruhige Sicherheit Gabriels wirkte dämpfend auf Ebelins leidenschaftlichen Sturm.

„Ei, — ei! Hm, — ah! So redet, wie soll das geschehen?“ sprach er, wie betäubt in den Sessel niedersinkend.

Berstein erklärte ihm zunächst die Verhältnisse

der Oertlichkeit, die Lage seines Gemaches neben dem Zimmer des Landgrafen.

„Morgen Nachmittag drei Uhr werden sich der Kurfürst von Sachsen, die Städteboten von Ulm, Nürnberg und Straßburg, sowie der französische Gesandte, beim Landgrafen versammeln," fuhr er fort. „In meiner Kammer könnt Ihr die Verhandlungen wider Kaiser und Reich deutlich hören. Da Euch die Stimme des Kurfürsten und Landgrafen, wohl auch jene der Städteboten bekannt, so werdet Ihr den jedesmaligen Sprecher erkennen. Zu diesem Zwecke stelle ich Euch meine Kammer bereitwillig zur Verfügung."

Der Patrizier nickte kaum merklich mit dem Haupte. Eine tiefe Niedergeschlagenheit war über ihn gekommen.

„So es Euch gefällig, Herr Eberhard, bin ich des Willens, Euch morgen zur bestimmten Zeit abzuholen. Werde Euch durch ein Hinterpförtlein und einen selten betretenen Gang nach meiner Kammer führen, auf daß Eure Anwesenheit männiglich verborgen bleibe."

„Ja, — es muß sein!" sprach Ebelin. „Von einer gräulichen Sache, die mir zu glauben unmöglich, will ich selber mich überzeugen. Vermeinet nicht, daß Für-

witz mich treibe, -- weit gefehlt! Vielmehr betrifft es die Ehre meines Geschlechtes, ob der Landgraf ein ehrlicher Mann, oder ein Schurke und reichsverrätherischer Bube sei. Derohalben mache ich von Eurer Güte Gebrauch und erwarte Euch morgen. —— Sodann, Herr Doctor, möget Ihr die grausamen Worte verzeihen, so ich vorhin, ganz von Sinnen und wie im bösen Rausche, wider Euch gesprochen."

„Ob der gemeinten Worte bin ich Euch nicht gram, Herr Eberhard! Selbe bekundeten vielmehr Euer edles Gemüth, das sich gemeldeten Bubenstückes halber empörte."

„Ja, — ja, — Ihr seid ein ebenso kluger, wie edelsinniger Herr!" versetzte mit trübem Lächeln der Patrizier.

Bis hinab vor das Thor geleitete Ebelin den Besuch. Dort stand immer noch die Kutsche.

„Franz, wir fahren heute nicht, — spanne wieder aus!" gebot Eberhard dem Kutscher, zu nicht geringer Beruhigung Gabriels.

Müde und verstimmt kehrte der Patrizier nach seinem Zimmer zurück. Wie gebrochen sank er in einen Sessel und starrte vor sich hin. Der verlockende Traum seines hochfliegenden Ehrgeizes wollte zer=

rinnen. Ueber die religiösen Bedenken war der im Glauben laue Mann hinweggekommen, — aber dem Frevler wider Kaiser und Reich konnte er nicht die Tochter geben, ohne den blanken Wappenschild der Ebelin mit ewiger Schmach zu besudeln. Zuweilen stöhnte er schmerzlich, zum Beweise, welche Anstrengung es ihn kostete, den schweren Schlag zu überwinden und sich frei über das zertrümmerte Blendwerk der Eitelkeit zu erheben.

So fand ihn Martha. Bestürzt gewahrte sie die gebrochene Haltung, die blasse Farbe und den düsteren Ausdruck seines Gesichtes.

„Mein Eberhard, wie geht es Dir? Du bist doch nicht unwohl?“ fragte sie besorgt.

Er blickte zu ihr auf, sah ihr bekümmertes Mienenspiel und lächelte matt.

„Dank der Nachfrage, liebe Martha! Bin nicht krank, — doch üblen Gemüthes.“

„Weßhalb, mein Eberhard?“

„Wirst es noch erfahren, — anjetzo nicht!“

„Was für stattlicher Mann ist von Dir gegangen?“

„Du hast ihn gesehen?“

„Ja, — wie Ihr bei einand vor dem Thore gestanden.“

„Gabriel war's, — fürwahr ein Gabriel, — ein Schutzengel, der da behütet die Ehre unseres Hauses! — — Nun gehe, — ich bedarf der Ruhe. Wirst zur Zeit Jegliches erfahren und Dich weidlich freuen."

Sie gehorchte und verließ zögernd das Gemach. Unter dem Eingang blieb sie noch einmal flüchtig stehen, nach dem Eheherrn zurückblickend, dessen Art und Wesen sie heute nicht zu deuten vermochte.

Wie Ebelin die Reichsfeinde belauscht.

Die Versammlung bei dem Landgrafen trug nicht das Gepräge einer hochwichtigen politischen Zusammenkunft, sie glich vielmehr den gewöhnlichen Trinkgelagen damals allzeit durstiger hoher Herren.

In Mitte des Zimmers stand ein langer Tisch. Daran saßen Kurfürst Johann, Landgraf Philipp, die bevollmächtigten Boten von Straßburg, Ulm und Nürnberg, sowie Graf Sigmund von Hohenlohe, der französische Gesandte. Die Gegenwart eines kursächsischen und landgräflichen Geheimrathes verrieth jedoch die politische Seite des Gelages. Auf dem Tische glänzten weitbauchige silberne Kannen mit Wein, und vor jedem Gast erhob sich ein mächtiger Humpen.

Im Seitengemach, unmittelbar hinter dem Schranke, welcher den offenen Durchgang verbarg, saß Herr

Eberhard und ihm zur Seite Gabriel, beide der kommenden Dinge harrend.

Die Einleitung zur Unterhandlung bildeten anzügliche Ausfälle gegen König Ferdinand. Dieser hatte nämlich die protestirenden Fürsten zu sich eingeladen, um ihnen das Folgenschwere ihrer Handlungsweise nahe zu legen. Selber hochsinnig und ohne Lebenserfahrung des gereiften Alters, hielt der junge König die Protestation nicht für einen vorher überlegten, sondern für einen übereilten Schritt. Bei dieser harmlosen Auffassung der Sachlage, ließ er zugleich den Evangelischen seine Bereitwilligkeit erklären, zur huldvollen Anhörung ihrer Beschwerden und Nothdurft. Die Protestanten folgten jedoch der Einladung nicht, beantworteten sie vielmehr durch eine erweiterte schriftliche Protestation [1]).

„Des Königs Majestät vermerkte es übel, daß wir seiner Einladung nicht Gehör schenkten, ihm aber eine schwer geharnischte Protestation geschickt,“ sagte der Landgraf. „Höchst ungnädig nahm er solches auf, — was uns einerlei und jeglichen Bedenkens unwerth. Wozu weiteres Possenspiel? Des Königs Einreden wird uns nicht abwenden von Gottes Wort,

1) Janssen, B. III, S. 138 f.

— dabei bleiben wir. Vor allen Ständen protestirten wir, sagten uns los vom Reichstage, gedenken auch, mit Gottes Hilfe, den Handel auf eigene Faust weiter zu führen."

„Die Protestation war eine herrliche That!" rühmte der französische Gesandte. „Unabhängiger Sinn und Mannesmuth der lutherischen Stände beweisen, daß sich Habsburg nicht Alles erlauben darf. Solch tapferes Unterfangen wird zwar das Haus Oesterreich stark erzürnen, dieweilen es auf die Unterdrückung der Reichsstände ausgeht, — hat jedoch des Kaisers Zorn wenig zu bedeuten, so die Protestanten in einen mächtigen Bund zusammentreten. Weil des Kaisers unersättliche Herrschgier auch Frankreichs Gerechtsame schädigt, wünscht König Franz, dem Bunde gleichfalls anzugehören, gerne bereit, mit Kriegsgeldern und Hilfstruppen beizuspringen."

„Hört doch, wie frech dieser wälsche Hahn kräht, dazu aus deutscher Kehle, — vor deutschen Fürsten und Ständen, — welche Schmach!" flüsterte Ebelin, roth von Scham und Zorn.

„Des Königs Bundesgenossenschaft ist uns sehr willkommen," erwiederte Philipp von Hessen. „Da ihn der gleiche Feind bedroht, so hat er mit uns

gleiches Interesse. Des Kaisers Demüthigung bedeutet unsere beiderseitige Rettung. Meines Wissens möchte König Franz unverweilt losschlagen. Zahlreiche, wohlgerüstete Truppen stehen marschbereit nach Italien. Bis sie dahin gelangt, mögen einige Monate verstreichen, — derweilen wir in aller Stille rüsten. Stehen sich dann Kaiser und König in Italien gegenüber, dann kam für uns der günstige Augenblick zum Losschlagen."

„O du reichsverrätherischer Schurke und Bube!" stieß Ebelin grimmig zischend hervor.

„Wahret Eure Fassung, Herr Eberhard!" mahnte Gabriel leise, durch einen sanften Druck an Ebelins Arme seine Bitte unterstützend. „Wollen wir den ganzen Inhalt des Hexenkessels kennen lernen, müssen wir uns stille verhalten."

Der Patrizier biß die Lippen zusammen.

„Ihr gehet zu rasch vor," entgegnete Johann von Sachsen. „Zu Schutz und Trutz verbünden wir uns, nicht aber zum Angriff."

„Eurer Liebden Meinung bin ich auch," versicherte der Landgraf. „Zu Nutz und Frommen evangelischer Freiheit und standesgemäßer Unabhängigkeit stiften wir den Bund. Unsere Protestation aber bedeutet

einen Fehdehandschuh, den wir dem Kaiser vor die Füße geworfen. Dürfen wir nun warten, bis es dem stolzen Habsburger gelegen, mit starker Macht über uns herzufallen? Oder müssen wir den Kampf alsogleich anheben, sobald uns Wind und Sonne günstig? — Sohin rathen Klugheit und Vortheil, den rechten Augenblick nicht zu verpassen, — nämlich den Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich."

„Ein Anderes nicht zu übersehen," sagte Sturm von Straßburg. „In der Sitzung vom neunzehnten April erklärten wir, an den Reichstagsabschied in Sachen des Glaubens uns nicht zu halten. Wir werden also dem freien Evangelium neue Gassen öffnen, — das päpstische Wesen nach Kräften austilgen, — Klöster aufheben, — Kirchengüter einziehen, — was Alles des Reiches Acht verpönt. Durch solches Thun nach Gewissen und Gottes Wort, stellen wir uns dem Kaiser gegenüber auf den Kriegsfuß, sintemal es seines Amtes, die Reichsacht zu vollstrecken. Sollen wir nun harren, bis er Zeit und Macht hat, mit seinen Lanzen und Feldschlangen über uns zu kommen? Oder sollen wir zur entschlossenen That den günstigen Augenblick benutzen, wie es unser Vortheil heischet?"

„Die Sache liegt sonnenklar und redet für sich selber," bemerkte der französische Gesandte.

„Obzwar unser Schritt vom neunzehnten April zum Kriege mit dem Kaiser führen muß, beharre ich dennoch auf meinem Sinn," erwiederte starrsinnig der Sachse. „Wir sitzen hie, ein sonderliches geheimes Verständniß abzuschließen, einen Bund zu Schutz und Trutz. Dessen bin ich Willens und auch des Gemüthes, sonder Weile 600 Reisige für den Nothfall zu rüsten, wenn Hessen das Gleiche thut, und wenn die Städte 3000 Fußknechte, sammt den nöthigen Geschützen stellen. Das will ich verbriefen und besiegeln."

„Demnach geht Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Absehen auf gegenseitige Hilfe und Abwehr, sobald ein Bundesglied vom Reichsregiment angegriffen wird," sprach der Gesandte Frankreichs.

„Wie Ihr sagt!" antwortete Johann.

„Meinethalben mag der Spruch gelten: — Jeglichen Dinges Anfang ist schwierig und klein," sagte der Landgraf. „Das große Werk der Freiheit wird dennoch gedeihen. Es gleicht einem winzigen Ball, der von hohen, schneebedeckten Bergen niederrollt, immer größer anwächst und schließlich als furchbare

Lawine Alles fortreißt, alles Widerstrebende zertrümmert. Eben kneten wir den Ball, — die Lawine folgt. In dieser Voraussicht bin ich Sachsens Dafürhaltens, wünsche jedoch im Vertrage die Clausel, daß sich die heute verbündenden Stände am sechsten Juni dieses Jahres zu Rotach auf einem Convente treffen."

„Wozu dies?" fragte Johann.

„Weil in kurzer Frist mancherlei geschehen mag, das Berathung heischet, auch neue lutherische Fürsten und Städte dem Bunde werden beitreten wollen."

„Es mag gelten," bestätigte der Kurfürst.

„Die Krone Frankreich zahlt der Stadt Straßburg monatlich 3000 Sonnenkronen," ließ sich Bürgermeister Besserer von Ulm hören. „Bin nun zwar vom Rathe Ulms bevollmächtigt, das Bündniß zu besiegeln, jedoch unter der Bedingung, daß König Franz der Stadt Ulm die gleiche Summe zahlt."

„Das nämliche Begehren stellt der Rath von Nürnberg," sagte Bürgermeister Christoph Tetzel.

„Die ehrenwerthen Herren kamen meinem Anerbieten zuvor," entgegnete freundlich der Gesandte. „Im Vertrauen auf Ulms und Nürnbergs thatkräftige Begeisterung für die Sache der Freiheit, gab

mir Frankreichs Majestät Befehl, genannten Städten gleiche Unterstützung wie Straßburg zu gewähren."

Dankend verbeugten sich die beiden Bürgermeister [1]).

Inzwischen kam Herr Eberhard hinter dem Schranke, wo er aufmerksam und lauschend saß, in schwere Bedrängniß. Er mußte Dinge hören, die mit Scham und höchstem Zorn ihn erfüllten. Grimmig aufschreien hätte er mögen, durfte es aber nicht, mußte fein stille halten, seine Gegenwart nicht zu verrathen. Weil er nun die tosenden Kräfte und Wallungen in sich zu verschließen gezwungen war, selbe aber doch manchesmal wider seinen Willen eine Oeffnung fanden, so blies und schnaubte es durch Ebelins Mund und Nase, wie aus einem eisernen Rohr, darin heiße Wasserdämpfe eingeschlossen. Mit einem Male sprang er auf, dermaßen wild und grimmig blickend, daß Gabriel erschrack.

„Was ich gehört, will ich nicht glauben, — muß es sehen!"

Nach diesen Worten lief er stracks zur Thüre hinaus und betrat des Landgrafen Zimmer, zu nicht

---

1) Keim, schwäb. Reformationsgesch. 113. Jung, Aktenstücke 33.

geringem Schrecken des jungen Gelehrten, der bangvoll im Gange stand, gräulicher Dinge harrend. Dennoch verlief Alles in glimpflicher Weise. Ebelin blieb an der Thüre stehen, aus flammensprühenden Augen die Reichsfeinde am Tische musternd. Der Landgraf, höchlich erstaunt über seines künftigen Schwiegervaters unerwartetes Erscheinen, zog geschwind die Maske froher Ueberraschung über sein unheilbrütendes Gesicht und nahte dem Patrizier.

„Bin zwar Eures Kommens erfreut, Herr Eberhard, dennoch aber kann ich Euch gerade nicht willkommen heißen, maßen wir berathen über wichtige Angelegenheiten.“

„So, — so, — ein andermal!“ brachte Ebelin mühsam hervor, wandte sich rasch und verschwand.

Fernere Störung zu verhüten, verschloß der Landgraf die Thüre.

Wie von Sinnen rannte Ebelin durch den Gang, riß die vor ihm liegende Thüre auf und stürmte fürbaß, mitten in Adam von Bersteins Arbeitszimmer hinein. Der Oberbürgermeister saß schreibend am Tische, erhob den Blick bei dem Gepolter und meinte zu träumen, beim Anblicke des Erbfeindes; denn von Gabriels geheimen Absichten und Verhältniß zu Isen-

gard hatte er nicht die mindeste Kenntniß. Auch Ebelin sah den Erbfeind, jedoch undeutlich und verschwommen, da alle Dinge um ihn her in Rauch und Nebel gehüllt schienen. Er blies und schnaubte einige Male und fuhr mit der Hand über das feurig flammende Gesicht.

Der Oberbürgermeister, ein kluger und gewandter Herr, von angenehmen Umgangsformen, hatte sich erhoben und trat näher.

„Willkommen in meinem Hause, Herr Eberhard!“ sprach er freundlich. „Hätte mir solch ein Glück nicht träumen lassen, und bin Eures Besuches höchst erfreut.“

Diese Worte, der Anblick des Erbfeindes und die Erkenntniß der peinlichen Lage, in die er unversehens gerathen, wirkten auf Ebelin, wie ein Eimer kalten Wassers, den man ihm über den Kopf geschüttet.

Da eilte ihm Gabriel geschwind zu Hilfe.

„Lieber Vater,“ hob er an, „Ihr kennt die ehrenfeste Treue des altehrwürdigen Geschlechtes der Ebelin vor dem Münster zu Kaiser und Reich. Da Ihr nun im Reichstage, im Namen der Stadt Speyer, mannhaft eingestanden für pflichtschuldigen Gehorsam zu des Kaisers Majestät, sowie für Unterwerfung

unter des heiligen Reiches Gesetze und Ordnung, so bestimmte die gleiche Gesinnung Herrn Eberhard, Euch für sothane Haltung und Wahrung zu danken."

Der Oberbürgermeister verbeugte sich vor dem Patrizier.

„Zu viel Ehre für einen Mann, der nur seine Schuldigkeit gethan!" sprach er verbindlich. „Dennoch ist mir die wohlwollende Anerkennung von Eurer Seite, Herr Eberhard, reiche Entschädigung für bestandene Mühen und Arbeiten."

„Die kluge Rede Eures Sohnes lautet ganz nach meinem Sinn, Herr Adam!" sprach jetzt Ebelin, nicht wenig über Gabriels hübschen Ausweg erstaunt und erfreut. „So die Welt der Buben, Abtrünnigen und reichsverrätherischen Protestanten voll, wiegt der ehrliche Mann und rechtschaffene Reichsbürger doppelt schwer. Ihr habt unsere Stadt würdig, nach Recht und Ehre vertreten, was Euch meinerseits unvergessen bleiben soll. Dies Euch zu sagen, war mir Bedürfniß."

„Obzwar Eures Gefallens sicher, anerwogen seit alten Zeiten die Ebelin vor dem Münster stets zu Kaiser und Reich gestanden," erwiederte Adam, „übersteigt dennoch die Gunst Eures Gemüthes mein kühnstes

Erwarten. Möge die bewiesene Huld dauernd sein, wogegen mir die Versicherung der Hochschätzung für Euch gestattet sei."

„Dank, Herr Adam! Ehrenfeste und reichstreue Männer bleiben immerdar mir lieb und werth," versetzte der Patrizier, indem er sich zum Abschied erhob.

Der Oberbürgermeister gab ihm das Geleite bis zum Thore, Gabriel schritt an seiner Seite durch die Straße.

„Das habt Ihr fein gemacht, mein liebwerther Gabriel!" rühmte Eberhard. „Ihr seid der weiseste junge Mann, so mir jemals begegnet. Ei, — ei, lief ich da, gleich einem Tollen, in Eures Vaters Kammer! War auch wirklich toll, sonder Ueberlegung und Verstand. Kein Wunder, — was ich hörte und sah, war just zum Tollwerden. Himmel und Erde, — diese Schurken und Buben! Ulm, Nürnberg und Straßburg, ehrvergessene Soldknechte des Franzosenkönigs! Und der Landgraf, — dieser heuchlerische Wicht! Ha, — ha!"

Von Zorn getrieben, stürmte der entrüstete Mann über den Münsterplatz. Vor dem Palaste wollte sich Gabriel verabschieden.

„Nein, — nein, geht nicht von mir! Sollt erst

noch mancherlei hören," sprach der Patrizier, nahm Versteins Arm und geleitete ihn nach einem Zimmer. Dort wich von ihm der Zorn und trüber Ernst kam über ihn.

„Ein größeres Werk, denn Ihr vermeinet, habt Ihr an mir gethan, Herr Gabriel! Ist der Landgraf ein Abgrund von Ehrlosigkeit, Schmach und Bubensinn, wie er in Wahrheit sich darstellt, so wäre ich, mein Weib, mein Kind, mein ganzes Geschlecht hinabgestürzt in jenen Abgrund, hätte nicht Eure Weisheit den gräulichen Schlund vor meinen Augen enthüllt und das erschrecklichste Unglück verhütet. Ihr seht mich verwundert an, könnt Solches nicht begreifen, — will's Euch aber klärlich zeigen."

Umständlich erzählte er des Landgrafen Werbung, Isengards entschiedene Weigerung, Marthas leidvollen Kummer. Gabriel lauschte dem Berichte, wobei sich ein Wiederschein jener Schrecken und Qualen auf seinem Gesichte spiegelte, die er über das drohende Unheil empfunden.

„Wenngleich mein Weib in Thränen zerfloß, ob des viel argen und gotteslästerlichen Handels, auch mein Kind vor Herzeleid und gräulicher Entehrung dahin zu siechen anhub, hielt mich der Teufel der

Hoffahrt dermaßen umkrallt, daß ich, blind und taub gegen alles Zureden, dennoch des Landgrafen Werbung hold gesinnt blieb. Ohne Euer Dazwischentreten wäre ein Ding geschehen, — ein Ding, so mit ewiger Schande mich besudelt hätte. Darum seid Ihr mein Ehrenretter, liebwerther Gabriel, mein Helfer aus schweren Nöthen, und dessen will ich Euch mein Leben lang Dank wissen."

„Ich begreife nicht, Herr Eberhard, wie Ihr einem verheiratheten Mann Euer Kind mochtet vermählen wollen."

„Ist auch schwer zu fassen, — dennoch war ich des festen Willens, — bethört durch meinen lüderlichen Hochmuth und verführt durch des Landgrafen böse Künste. Er machte mir vor, zwei Frauen seien nicht wider die Bibel. Des Papstes Herrschsucht und Tyrannei habe das Ehejoch mit einer Frau erdacht, — die Freiheit des unverdunkelten Evangeliums zerbreche gemeintes Joch. Sothaner Freiheit wolle er sich getrösten. — — Weil nun dermalen über das höllische Papstthum viel zu hören und zu lesen, der Haß wider den Papst gleichsam mit der Luft geathmet wird, so wollte auch ich päpstischer Tyrannei trotzen und fürder nicht Roms Knecht sein. — —

Starken Beistand leistete dem Landgrafen Philipp Melanchthon, ein hochgelahrter Magister und Luthers Freund. Mit gar viel schönen und süßen Worten belehrte er mich, wie zwei, drei oder mehr Weiber nach Schrift und Gottes Wort dem Manne nicht verboten seien, was er mit Beispielen und Bibeltexten genugsam bewies. — So bestrickten mich die argen Wichte, und meinem Stolze gefiel es wohl, sintemal er einen Reichsfürsten zum Eidam begehrte."

„Dennoch seid Ihr schwer zu entschuldigen, Herr Eberhard, — verzeiht meinen Freimuth! Seit 1500 Jahren bewiesen sämmtliche Irrlehrer die ärgsten Ketzereien aus der Bibel, — so konnte auch Melanchthon falsch die Bibel deuten, mit Bibelworten ein Verbrechen rechtfertigen, das hinwiederum die Bibel verdammt. Gerade die Möglichkeit irriger Schriftdeutung beweist die Nothwendigkeit eines unfehlbaren Lehramtes, wie es Gott in seiner Kirche eingesetzt, — während Luthers freie Bibelforschung zu heilloser Verwirrung, zu Sekten und Wahnlehren führen muß. — — Da Ihr nun dem Philipp von Hessen und dem Philipp von Bretten mehr Glauben geschenkt, als der von Gott gestifteten Bibeldeuterin, unserer heiligen Kirche, so thatet Ihr einen schweren Fehltritt."

„Dessen gebe ich mich schuldig vor Gott!“ gestand Ebelin. „Doch aber wäre ich der Bethörung entgangen, hätte ich von den Dompfaffen drüben jemals predigen gehört, was Ihr in kurzen Worten gemeldet. Darinnen gerade liegt manchen Unheiles Grund, daß unsere Clerisei ihres Amtes fahrlässig waltet, Gottes Wort nicht klar und kräftig verkündet. So geräth das arme, brodlose, durstende Volk in Unwissenheit, kennt nicht die Lehren und nicht den Geist der Kirche, und fällt den rührigen, geschäftigen, gar nicht faulen Lutherischen zur Beute.“

Traurig nickte Gabriel mit dem Haupte.

„Mit Recht scheltet Ihr eine sehr schlimme Sache!“ entgegnete er. „Zum Genusse reicher Pfründen giebt es viele Bewerber und Liebhaber, — zur fleißigen Bestellung des Weinberges Gottes jedoch wenige Arbeiter. Vielfach ist das Salz schaal geworden, — daher die Fäulniß der Zeit.“

„Treffend gesagt, Herr Gabriel! Hätte ich Euch vor einigen Wochen kennen gelernt, wäre nicht in ein Wirrsal gerathen, dessen ich anjetzo mich schäme. — Gleichwohl gereicht mir der üble Handel zu Nutz und Frommen. Weiß nun, was von dem Rumor zu halten. Nicht allein unsere heilige Mutter will man

verderben, auch wider Kaiser und Reich geht das Bubenstück. Und da, wie Ihr genugsam zeigt, der Papst des Kaisers Vater und die Kirche des heiligen Reiches Mutter, will ich fürderhin zu Papst und Kirche in festen Treuen stehen."

„Ein lobesames Fürnehmen, dazu ich Euch Glück wünsche, Herr Eberhard!"

„Des Glückes, arger Bethörung ledig zu sein, bin ich wahrlich froh!" versicherte Ebelin, mit freudig aufleuchtenden Augen. „Weiß Gott, es war ein harmvoller Zustand! — Hei, — wie mag Isengard, mein herzliebes Kind, sich ergötzen! Könnte ich doch zur Stelle ihr Botschaft bringen, von dem, was sich begeben!"

„Weilt Eure Tochter nicht in Speyer?"

„Nein, — zu Marientraut, wohin sie vor dem Landgrafen entwichen. Morgen hole ich sie heim, — wollt Ihr mich begleiten?"

„Mit Vergnügen! Bin ohnehin meinem Freunde, Philipp von Sickingen, einen Besuch schuldig."

„Ihr kennt ihn? Ein wackerer Junge! Gleicherweise wird Euch meine Tochter wohl gefallen, maßen sie von sittiger und kluger Art."

„Zugleich giebt ihre Verachtung der Fürstenkrone Zeugniß frommen Gemüthes," ergänzte Gabriel.

„Will's meinen! Tugend und Ehrbarkeit gelten ihr mehr, denn alle Kronen und Schätze der Welt. — Darf ich also auf Eure Begleitung sonder Zweifel rechnen, vielwehrter Herr Gabriel?"

„Mit Sicherheit!"

Nach Versteins Weggehen, eilte der Patrizier in das Gemach seiner Gattin. Sie vernahm den raschen Schritt des Nahenden und fürchtete, in Folge ihrer niedergedrückten Stimmung und Bekümmerniß, neue Kunde des Unheiles. Wie sie nun die heitere Miene und den klaren Blick des eintretenden Eheherrn gewahrte, athmete sie auf.

„Martha, mein trautes Gemahl, anjetzo trockne Deine Thränen!" rief er freudig aus. „Die Stockblindheit ist von mir genommen, bin sehend worden! Hab' auch den Landgrafen als eidvergessenen, ehrlosen, reichsverrätherischen Buben geschaut, dem ich wohl einen Strick zum Aufhängen, — nimmermehr meine Tochter geben werde."

In sprachlosem Staunen blickte Frau Martha zu ihm auf. Er ließ sich an ihrer Seite nieder und erzählte Alles.

„Dem grundgütigen Gott sei Lob und Dank!“ sprach sie mit gefalteten Händen und himmelwärts gehobenen Blicken. „Auch Dir sei Dank, mein Eberhard!“

„Dennoch weinst Du?“ scherzte er.

„Thränen des Glückes und rechter Herzenswonne!“ erwiederte sie lächelnd.

Beim Anschauen der gleichsam neu auflebenden Hausfrau, die so Schweres in sanfter Ergebung getragen, überkam ihn tiefe Rührung, die zu verbergen, er unverweilt von hinnen ging.

Wie Herr Eberhard den Landgrafen überlistet und verabschiedet.

Den Rest des Tages und einen Theil der Nacht verbrachte Herr Eberhard in ernstem Sinnen. Hiebei glich sein Gesicht dem veränderlichen Himmel des April, bald zogen finstere Wetter darüber hin, bald leuchtete holder Sonnenschein. Gedachte er des glücklich überstandenen Wirrsals, darin sich Gabriels helle Gestalt zwischen Dampf und Rauch, gleich einem rettenden Schutzgeist erhob, so glättete sich die Stirne und der Mund lächelte. Vernahm er hingegen die Reden der reichsverrätherischen Männer, dann blitzten dräuend seine Augen, tiefe Furchen zog die Stirn und Grimm legte sich um den Mund.

Noch war ein harter Strauß zu bestehen mit dem Landgrafen. Er wußte, daß ihn der Eidvergessene am nächsten Morgen besuchen werde. Zwar hätte er

dem argen Missethäter kurzweg absagen, ihm das Thor des reichstreuen Palastes der Ebelin vor dem Münster verschließen können. Das wollte er nicht. Der Reichsfeind sollte büßen, — dazu trieb ihn sein fast rachsüchtiges Gemüth.

Wie jedoch der Heuchler zu entlarven und des Frevels zu überführen, ohne Gabriel bloßzustellen und die Lauscher hinter dem Schranke zu verrathen, wollte ihm nicht einfallen. Es war dies eine schwierige Aufgabe für einen Mann, der allzeit fürbaß des Weges ging, für Hinterlist und Schliche sonder Begabung. Daher mühevolles Grübeln und Sinnen, mit dem er sich zu Bette legte, dort die Lösung des Räthsels fortzusetzen. Stunden vergingen ohne glimpflichen Fund. Dennoch blieb der hartnäckige Mann bei der sauern Arbeit. Schon wurde ihm der Kopf wirr und schwer, auch Ohrensausen stellte sich ein und anderes Ungemach nächtlicher Denker. Mit einem Male klang ein siegreiches: „Ah, — hab's gefunden!" aus den Kissen, dem ein vielsagendes Schnalzen der Zunge folgte. Darauf gab Herr Eberhard weiteren Gedanken und Sorgen den Abschied, legte sich auf die andere Seite und versank alsbald in den Schlaf des Gerechten.

Am folgenden Morgen entdeckte Frau Martha auf dem Gesichte ihres Eheherrn ein seltsames Spiel von List und Schadenfreude. Was dahinter stecke, hätte sie gerne wissen mögen, — nicht aus Fürwitz, dieweilen Frau Martha in sothanem Punkte die einzige Ausnahme ihres Geschlechtes bildete, — sondern aus Theilnahme für alle Geheimnisse, Wünsche und Anliegen ihres Eberhard. Sie begab sich daher auf das Spioniren. Auf ihre Frage nach seinem Befinden, erwiederte er, ausgezeichnet geschlafen zu haben, sich dermaßen kräftig und wohlgemuth zu fühlen, daß er ein scharfes Rennen mit dem Landgrafen füglich bestehen möge. — Mehreres brachte sie nicht aus ihm heraus, vermuthete aber, die ungewöhnliche Inschrift seines Gesichtes bedeute Fehde mit dem bösen Hessen.

„Die übliche Stunde unseres fürstlichen Hausfreundes hat geschlagen, – gleich wird er kommen, uns mit seinem Besuche zu begnaden," sprach er im Tone verhaltenen Zornes. „Du gehest nicht von hinnen, liebe Martha, — bleibst gegenwärtig und bist Zeuge dessen, was sich begeben wird. Solches magst Du Deiner Gevatterin und etlichen Basen erzählen, damit die ganze Stadt erfahre, was ein ruch=

loser Empörer wider Kaiser und Reich im Palaste Ebelin vor dem Münster gilt."

Darob wurde Frau Martha bange; denn gar unheimlich und schier grimmig funkelten die Augen ihres Eheherrn. Das gefürchtete Unheil zu beschwören, und mit der Sinnesart ihres Gemahls vertraut, wies sie klug auf den unverletzbaren Schutz des Gastfreundes.

„Mein Eberhard," hub sie in ihrer sanften Weise an, „dem schlimmsten Gesellen schulden wir Glimpf und Achtung, sobald er die Schwelle unseres Hauses überschritten. Den Gast zu kränken, duldet nicht deutsche Sitte und ehrsamer Brauch. Darum gebiete Deinem gerechten Unmuth, auf daß kein Schaden der Hausehre geschehe. Wir beide fühlen uns heute glücklich und froh. Durch Gottes fürsorgende Güte entgingen wir ganz erschrecklichem Unglück, — weßhalb durch Zwist und Hader den lichten Sonnenschein unseres Glückes trüben? Erweise Dich dankbar gegen den Allerhöchsten, der hochherziges Vergeben schwerer Beleidigungen gebietet."

„Jedoch aber die Wahrheit zu sagen nicht verbietet, — und das will ich!" entgegnete mit Nachdruck Herr Eberhard. „Bist ja gegenwärtig! Ent-

schlüpft mir ein Wort gegen Ehre, Wahrheit und Treue, so lege Deine Hand auf meinen gröblichen Mund."

Als jetzt die bekannten Tritte des Landgrafen durch das Vorzimmer klangen, überzog dunkle Zornesgluth das Angesicht des leicht erregbaren Patriziers. Martha bemerkte, wie er den aufsteigenden Groll tapfer niederdrückte, und sich in ernster Haltung zum Empfang des Fürsten erhob.

Der Eintretende grüßte freundlich die künftigen Schwiegerältern, hielt über Frau Marthas Wohlergehen gnädige Nachfrage und drückte dem Patrizier warm die Hand.

Wie nun Herr Eberhard den Fürsten also glatt, herzlich und fromm verkehren sah, fiel ihm der evangelische Bericht über die Pharisäer ein, die in Schafspelzen einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind.

Der Fürst hingegen gewahrte Ebelins düsteren Ernst und kalte Zurückhaltung, was sonst nicht seine Art.

„Ihr habt mich gestern heimgesucht, war dessen hocherfreut, konnte Euch aber nicht empfangen, mein lieber Herr Eberhard, dieweilen wir just gerade über des heiligen Reiches gemeine Wohlfahrt zu Rath saßen."

Ob dieser heuchlerischen und verlogenen Rede sprühte es wie eitel Feuer aus Ebelins Augen, es zuckte krampfhaft um seinen Mund, der sich bereits zur verdienten Erwiederung öffnete. Zur Noth behielt indessen kluge Vorsicht die Oberhand, sintemal er sich Gewalt anthun mußte, den Bösewicht und eidvergessenen Reichsverräther zu überlisten. Darum schluckte er die harten Worte hinab, und es kam nichts heraus, denn unverständliches Gemurmel.

Der Hesse bemerkte des ersehnten Schwiegervaters verlegene Bedrängniß, und schrieb die Erscheinung auf Rechnung gekränkten Gemüthes.

„Mir that es wahrlich leid," fuhr er fort, „konnte es aber nicht ändern, — mußte Euch wider Willen von hinnen gehen lassen, und bitte, derohalben mir nicht gram zu sein. Erkennet hieraus den unlieben Zwang für den Reichsfürsten, nicht dem Drange des Herzens folgen zu dürfen, hingegen aber den Berufspflichten genügen zu müssen. Vorab gebieten dermalen manche verzwickte und verwickelte Händel, die Augen offen zu halten, den geheimen Praktiken der Widersacher von Gottes Wort und evangelischer Freiheit nachzuspüren, selben die Schädigung gemeiner Wohl-

fahrt zu verleiden, des heiligen Reiches Nutz und Frommen zu fördern."

Da hub es in Ebelins Brust dergestalt zu stürmen und zu toben an, daß sein Gesicht glühte, gleich einer Esse und die weit geöffneten Augen wie zwei Feuerkugeln sprühten. Und weil er seinen Grimm über den heuchlerischen Buben und ganz unleidlichen Reichsverräther nicht ausschütten durfte, vielmehr hinabwürgen mußte, die zurückgedrängten Kräfte jedoch wieder mächtig empor stiegen, — so fuhr es ihm fauchend und schnaubend durch Nase und Mund, wie gestern hinter dem Schranke.

Frau Martha, welche beobachtend zur Seite saß, gewahrte die schwere Noth ihres Eheherrn, legte die gefalteten Hände in den Schooß und schickte ein Stoßgebetlein zu den vierzehn Nothhelfern empor.

Der Fürst betrachtete verwundert des Patriziers seltsames Gebaren, davon er die Ursache nicht finden konnte.

Hinwiederum sah Herr Eberhard Philipps Staunen und spähende Blicke, fürchtend, dennoch zu verrathen, was er mit so übermenschlicher Anstrengung zu verbergen trachtete. Darum eilte er, eine täuschende Deutung seines Verhaltens zu geben.

„Will's Euch jetzund nicht verhehlen, — der Gang in den Palast Berstein wurde mir bitterlich schwer, — warum, — wißt Ihr!" brachte er nicht ohne Stocken hervor. „Ein Haus zu betreten, darinnen man sich und sein Geschlecht seit hundert Jahren geschmäht weiß, schmeckt gräulich. Dennoch unternahm ich's. Hab' mit Euch zu reden über eine absonderliche Sache, die nicht zu verschieben, — dennoch aber mußte verschoben werden, dieweilen Ihr mich abgewiesen."

„Abgewiesen? Nein, liebwerther Herr, nicht abgewiesen! Gebrauchet doch nicht solch hartes Wort. Mußte mir versagen, den hochachtbarsten Mann und herzlieben Freund zu empfahen. Zürnet doch nicht dem Schuldlosen!"

„So mag es gelten!" erwiederte Ebelin.

„In wichtiger Angelegenheit wolltet Ihr mich sprechen?"

„Ja freilich! Es giebt für Ebelin vor dem Münster keine größere Sache, denn vermeinter Handel."

„Darf ich um Aufschluß bitten?" forschte Philipp, als der Patrizier zögernd inne hielt, wie ein Mensch, der eine heikle Sache nicht anzufassen versteht.

„Laßt Euch fragen, Herr Landgraf," fing Ebelin

behutsam an, -- „was haltet Ihr von eines Vaters Pflicht, insonderheit für seiner Tochter Wohlergehen, — des zeitlichen wie auch des ewigen?“

„Die Frage möchte unschwer zu beantworten sein, Herr Eberhard! Nach Gottes Wort und reinem Evangelium darf sich kein Vater der Pflicht entschlagen, seines Kindes Heil und Frommen mit Fleiß hienieden zu besorgen. Nehmet Beispiels halber Eure Isengard, — so wisset, daß nicht blos deren gar große Schönheit des Leibes höchsten Glanzes und aller Ehren werth, sondern auch ihr hoher und feiner Geist für göttliche Wahrheit empfänglich. Derohalben merket Gottes weise Schickung, inmaßen Euer Kind Isengard beiderlei Güter theilhaftig wird, — hat ja ein Fürst um sie geworben, der mit Glanz und Ehre für sein Gemahl Isengard nicht kargen wird. Dazu ein Fürst, dem Gottes Wort am Höchsten steht, derowegen er mit viel Ergötzen und rechtem Eifer sein herzlieb Gemahl aus des Papstthums Tyrannei erlösen und zur Freiheit des unverdunkelten Evangeliums führen will.“

„Demnach gehet Eure Meinung dahin, ich dürfe mein Kind einem Manne nicht vermählen, bei dem Unglück, Schande und Elend seiner harren?“

„Wie Ihr sagt, Herr Ebelin!“

„Darum kann meine Isengard nicht Euer Gemahl werden, Herr Landgraf!“

„Wie das?“ forschte betroffen der Hesse.

„Anerwogen ich ganz Eurer Gnaden Meinung,“ antwortete mit trübem Ernst der Patrizier. „Kein Vater darf seine Tochter Unglück, Elend und Schande ausliefern.“

„Gott helfe mir, — verstehe Eure Rede nicht, Herr Eberhard!“

„Will's Euer Gnaden kund thun und zu wissen. — — Euer Werben um Isengards Hand ergötzte mich viel, sintemal mein Kind zu fürstlichem Rang und Glanz sollte emporsteigen. Auf Euer und des hochgelahrten Magisters Melanchthon Zureden verbiß ich mancherlei, so altem Brauch und ehrbarem Herkommen zuwider. Dachte mir Isengard in fürstlichem Prachtgewand, — auf dem Haupte die Krone, — aller Ehren reich im Hessenland, — — was maßen meinen Stolz weidlich kitzelte. Derohalben bin ich Eurem Werben nicht unhold gewesen. — — — Nun merket, — anjetzo kommt das Widerspiel! Nämlich, — jüngst vergangen protestirten die lutherischen Stände, sagten der Reichsversammlung ab und trotzten mannhaft des Kaisers Willen und Gebot, — aus Ursach, sie nach Gewissen

und Gottes Wort also thun zu müssen vermeinten. Hiebei wird's aber nicht bleiben. Hörte, König Ferdinand sei darob höchlich erzürnt, zumal die Protestanten des Hochmuths gewesen, seine Einladung zu verschmähen und gütlichem Einreden die Ohren gröblich zu verstopfen. Hörte des Weiteren, König Ferdinand habe des Kaisers Ungnade und Strafgericht wider die eidvergessenen Protestanten für gewiß verkündet. Demgemäß wird Kaiser Carl die Protestanten zur strengen Rechenschaft ziehen. Wird auch mit starker Macht in Hessen einfallen, den Landgrafen davonjagen, oder selben als Empörer und Aufrührer hängen lassen, -- Alles nach Recht, Glimpf und Gesetz. — — Nun saget, darf ich einem Mann zur Ehe mein Kind geben, dem solcherlei bevorsteht? — Mit Nichten!"

„Wenn das Euch beschweret, Herr Eberhard, möget Ihr getröstet sein!" erwiederte lächelnd der Hesse. „Sinnet der Kaiser Arges wider gute Christen, dann versuche er, wie Leuten beizukommen, die sich unter Gottes Hut gestellt. — Zum Anderen sind wir nicht wehrlos."

„Des Kaisers gewaltige Macht könnt Ihr im Felde nicht bestehen."

„Wohl aber ich und Andere,“ entgegnete Philipp mit bedeutsamer Miene.

„Auch nicht mit Sachsen und den übrigen Protestanten im Bunde.“

„Giebt noch stärkere Mächte.“

„Wie meint Ihr?“

„Frankreich!“ erwiederte Philipp lauernden Blickes.

„Dies wohl,“ versetzte Ebelin scheinbar gleichgültig. „Was kann Euch eine fremde Macht nützen?“

Philipp saß einige Augenblicke zögernd, ohne die erwartungsvolle Erregung des Patriziers zu bemerken.

„Nehmet es nicht ungnädig, Herr Landgraf, — Isengard kann nicht das Gemahl eines Mannes werden, dem Elend oder Tod bevorsteht.“

„Zur Beruhigung und sonderlichem Troste will ich ein Geheimniß Euch verrathen, das ohnehin bald männiglich offenbar werden muß,“ hob der Fürst an. „Die Protestanten haben ein Bündniß geschlossen, zu Schutz und Trutz gegen Jedermann.“

„Bedeutet wenig,“ unterbrach ihn der Patrizier. „Die katholischen Fürsten und Stände sind weit mehr, — dazu des Kaisers Hausmacht.“

„Wartet nur, — sollt Euch wundern!“ fuhr der

Andere fort. „Habt Ihr den fremden Herrn bei mir gesehen gestern? Graf Hohenlohe war's, des Königs von Frankreich Abgesandter. Er hatte Vollmacht, Namens der französischen Krone dem Bunde beizutreten, hohe Kriegsgelder zu zahlen und Hilfstruppen zu verheißen zum Kriege wider den Kaiser."

„Das klingt verwunderlich, — ganz unglaublich!"

„Dennoch die reinste Wahrheit! Gestern wurde das Bündniß verbrieft und besiegelt."

Jähe Zornesgluth überströmte Ebelins Gesicht, Grimm und Wuth schossen seine flammenden Augen auf den Landgrafen.

„Ha, — ha, — mir sagt Ihr das?" rief er entrüstet. „Vermeinet, durch Reichsverrath einem Ebelin vor dem Münster Euch zu empfehlen? Gehet von hinnen, — sonder Weile — fort! Für einen eidvergessenen Empörer wider Kaiser und Reich giebt es in meinem Hause keine Stätte."

„Herr Eberhard, — seid Ihr von Sinnen?"

„Schier gar von Sinnen, ja, — ob solcher Bubenthat! Pfui und Schmach solcher Verruchtheit! Fort mit Euch an den verdienten Galgen! Nichts da, — schweiget! Hinaus, — entweichet!" rief er mit steigendem Grimm, stand hochaufgerichtet und

wies mit drohend ausgestrecktem Arm dem Reichsfeinde die Thüre.

Der Hesse verschwand.

Ebelin stürmte wild durch das Zimmer.

Frau Martha lag bleich und entsetzt im Sessel, mit bangvollen Blicken den Bewegungen ihres Eheherrn folgend, dann wieder hilfeflehend die Augen auf das Marterbild Christi geheftet.

Endlich war das Sturmwetter vorübergebraust. Der leidenschaftliche Mann wurde ruhig, er trat vor sein Gemahl und lächelte.

„Leicht ist mir nun, liebe Martha, — leicht und behaglich, wie einer grimmvollen Donnerwolke, die sich ausgeschüttet."

„Bist auch dem Landgrafen eine Donnerwolke gewesen. Gleich Blitz und Hagel fielen Deine zerschmetternden Worte über ihn, — hinaus taumelte er, wie ein vom Strahl Getroffener."

„That nur die Pflicht eines Mannes, der in Ehren fest und treu zu Kaiser und Reich steht. — Wir aber wollen uns freuen, des tückischen, verlogenen, heuchlerischen Mannes ledig zu sein. Weiß Gott, anjetzo bin ich frohen Muthes, als sei das Schlimmste überstanden und hohes Glück bevorstehend."

Versöhnung.

Die Burg Marientraut stand wieder im hellen Lichte der milden Frühlingssonne. Ihrer festen Thürme röthliches Gestein lugte gar lieblich zwischen dem Grün der Tannen hervor, und traut blinkten die runden, bleigefaßten Scheiben ihrer Fenster.

Marientrauts Vogt, Herr Conrad von Sickingen, schritt sinnend im Burgsaal hin und her, das Haupt etwas vorgebeugt, beide Arme verschränkt über der Brust. Mancherlei scheuchte von ihm den Frohsinn und beschattete sein männlich ernstes Gesicht.

Philipps Straucheln im Glauben war in eine fast rigorose Strenge umgeschlagen. Wehmüthig bekannte er dem Vater seinen Unwerth für den geistlichen Stand und auch seine Furcht, der Festigkeit zu ermangeln, den Geist der Lauheit und Verweltlichung von sich abzuwehren, davon dermalen die

Cleriker vielfach befallen seien, vorab am Hochstift die Domherren. Und gerade in diese reichbepfründete Körperschaft sollte er ja einstmals eintreten, durch adelige Geburt nach Herkommen berufen, auch durch seines Pathen großen Einfluß begünstigt. Das hielt der empfindsame Jüngling für unerlaubt, dieweilen nicht Geburt und Gunst, sondern persönliche Würdigkeit zu Kirchenämtern berufe.

Dies Alles setzte er dem Vater mit beredten Worten auseinander, zwar bescheiden und sanftmüthig, doch aber mit vieler Entschiedenheit. Da nun Philipps Bedenken und Anstöße edlen Beweggründen entsprangen, so mochte ihm Herr Conrad nicht stark widerreden, trug vielmehr die unlustige Sache in stiller Bekümmerniß.

Mehr noch drückte und schmerzte ihn die gräuliche Verirrung seines alten Freundes Eberhard. Er konnte nicht fassen, wie ein vormals biederer, redlich gesinnter Mann dermaßen unrecht handeln, über sein Kind Knechtschaft und Schande verhängen mochte. Und weil er dem Patrizier, als einem in Treue vielerprobten Gesellen, von Herzen zugethan, so quälte ihn Tag und Nacht dessen Abfall von jeglicher Ehrbarkeit und christlicher Sinnesart. In manchen Augen-

blicken zürnte er ihm heftig und bis zur Verachtung steigerte sich sein Empfinden, wenn er Isengard anschaute, die als Opfer väterlicher Ehrsucht dem ausschweifenden Hessen sollte überliefert werden.

Obgleich Ebelin an dem bestimmten Tage in Marientraut nicht erschien, und bereits zwei Tage über die gesetzte Frist verstrichen waren, so zweifelte er doch nicht an dessen Beharren auf der Unthat; denn allzu hartnäckig und verstockt gegen das Einreden seiner Wohlmeinung hatte er ihn gefunden. Zwischenfälle, meinte Herr Conrad, hätten des Patriziers Kommen verschoben, und jeden Augenblick könne er eintreffen, Isengard heimzuholen. Geschah dieses, dann wollte der Burgvogt ihm absagen, da er solchen Mannes Freund fürder nicht sein konnte.

Solcherart Gedanken und Seelenleiden bedrängten Sickingen, indeß er das Gemach durchschritt, ohne der Reden seiner Kinder zu achten, die mit Isengard auf dem Söller saßen. Und dennoch begab sich etwas in diesem Augenblick auf dem Söller, was Herrn Conrad der väterlichen Sorgen und Kümmerniß entheben sollte.

Isengard und Philipp sprachen gern über Gabriel, dessen Hochgelahrtheit und Edelsinn beide bewunderten.

Für den Domschüler war der Doctor utriusque juris geradezu eine Autorität und deren Urtheile ihm maßgebend.

„Ob Deiner Weigerung, die heiligen Weihen zu empfangen, wird Gabriel Dir gram sein,“ sprach Isengard.

„Im Gegentheil, — Gabriels hohe Weisheit wird meine Gründe billigen und gutheißen.“

„Nein, — er wird Dich für feige halten.“

Der junge Sickingen erschrack; denn Feigheit dünkte ihm über alle Maßen schimpflich, und der Gedanke, von dem Bewunderten für feige gehalten zu werden, machte ihn bestürzt.

„Für feige, — mich? Wieso denn?“ fragte er.

„Gedenke Gabriels Reden, da wir unter den Tannen lustwandelten. Gleich einem begnadeten Seher hat er künftige Tage geschildert, voll Unheils und schwerer Bedrängniß für die Kirche. Frommheit und Liebe unserer Ahnen zur heiligen Mutter habe die Kirche mit Pracht und Reichthümern ausgestattet. Darum seien gar Viele in den geistlichen Stand getreten, sonder Beruf und gründliche Ausbildung, — angelockt durch fette Pfründen, deren Genuß ihnen am Herzen lag, nicht aber geistliche Hut, Arbeit und

Leitung der Seelen. Daraus sei viel Unraths erwachsen, mancherlei Aergerniß und Verderbniß. Nun habe Gott feindlichen Geistern Macht gegeben, einen wilden Sturm zu entfesseln, dessen Zerstörungswuth übel hausen, Manches dahinraffen, die Kirche jedoch reinigen, des Reichthums entlasten und die faulen Glieder abtrennen werde. Mit den Reichthümern seien auch die fetten Pfründen dahin. Der Clerus gerathe in Dürftigkeit und Noth, dazu in harte Bedrängniß und Verfolgung, durch Macht und grimmigen Haß der Kirchenfeinde. Darum würden fernerhin Solche den heiligen Dienst meiden, die ein weiches, üppiges Leben ergötzt, — Solche aber ihn suchen, die um Gottes Willen heißen Kampf und Noth bestehen, schwere Arbeit und drückende Entsagung auf sich nehmen wollen. — Dies Alles hat Gabriel weitläufig dargethan, belegt mit vielen Gründen und Zeichen. — — Bist Du jetzt anderen Sinnes und begehrest nicht die heiligen Weihen, so wird Gabriel dafür halten, Scheu vor schwerer Arbeit und heißen Kämpfen bestimme Dich hiezu, — was doch Feigheit wäre."

Darauf erwiederte Philipp kein Wort. Er stützte den Ellbogen auf die Söllerbrüstung, legte das Haupt

schwer in die Hand und sah gedankenvoll nieder. Allgemach erschien der trotzige Zug um den festgeschlossenen Mund, auch die beiden Fältlein an der Stirne tauchten auf.

„Du hast meinem Bruder stark in das Gewissen geredet,“ scherzte Agnes. „Sieh’ doch, wie er finster und fast grimmig blickt!“

„Dahin ging meine Absicht keineswegs,“ erwiederte Isengard. „Wollte ihm nur Gabriels wahrscheinliches Urtheil verkünden. Unser kluger Philipp mag immerhin thun, was ihm gefällt.“

„Gabriel hat Recht!“ sprach jetzt mit ernstem Kopfnicken der Junker. „Schließt man von dem, was sich dermalen begiebt, auf das, was kommen wird, so mag die Kirche bald durch Räuber und Diebe ihrer Pracht entkleidet und ihrer Habe ledig sein. Hiedurch werden auch die Gründe hinfällig, welche mich dem geistlichen Stande abwendig gemacht. Ja freilich, — wer fürderhin die heiligen Weihen empfängt, muß arbeiten, kämpfen, entsagen, dazu viel Ungemachs erdulden wollen. Kirchendienst wird zum edlen Ritterdienst Christi, — ein gar herrliches, glorreiches Amt!“

„Art und Tugend Derer von Sickingen ist es

aber, in heißem Streite um den höchsten Ehrenpreis zu ringen," sprach Isengard lächelnd. „Was Feiglinge davon scheucht, wird unseren Trotzkopf erst recht zu hohen Thaten begeistern."

„Warum nicht?" rief der Jüngling mit leuchtenden Augen. „Sind unserer heiligen Mutter tapfere Streiter von Nöthen, dann mögen sich Andere davon schleichen, — ich nicht! Bei Gott, Gabriel soll keinen Grund haben, mich für feige zu halten! Will allen Ernstes meiner Seele Heil bedenken und mich befleißen, ein guter Ritter Christi zu werden."

Während Isengard den hochsinnigen Jüngling bewunderte, spähte Agnes in die Ferne.

„Heiliger Gott, — seht doch, — die Kutsche, — die schreckliche Kutsche!" sprach sie erbleichend.

Alle beobachteten erregt den dunklen Punkt auf der fernen Landstraße, der rasch näher kam, wie ein schwarzes Verhängniß.

„In der That, — die Kutsche!" sagte Philipp betrübt. „So ist all unser frohes Hoffen zu Nichte worden, — dennoch geschieht die Unthat."

Sie betraten das Zimmer und brachten dem Burgvogt schlimme Kunde.

Die Schatten auf Sickingens Angesicht wurden

noch tiefer. Theilnehmend ruhte sein Blick auf Isengard, und der Gedanke an das himmelschreiende Unrecht und schmachvolle Verfahren gegen dieses körperlich und geistig reichbegnadete Wesen empörte ihn. Innerlich knirschend und bebend vor Zorn, wandte er sich ab, seinen Grimm zu verbergen.

Agnes war auf den Stuhl in der Ecke hingesunken, still in sich hinein weinend.

Philipp stand hochaufgerichtet, sprühendes Feuer in den Augen, in der Haltung eines Menschen, der nach Wehr und Waffen zu rufen im Begriffe, den nahenden Feind zu bekämpfen.

Isengard erschien äußerlich ruhig und gefaßt, die Merkmale unerschütterlichen Vorsatzes in den Zügen.

„Der in der Kutsche sitzt," unterbrach Conrads rauhe Stimme das Schweigen, „wird nicht begrüßt, nicht willkommen geheißen. Nicht einmal sehen wollte ich ihn, — doch muß er Worte hören, deren er immerdar gedenken soll."

„Seid ihm nicht unhold und hart, — er ist dennoch mein Vater," bat Isengard. „Nicht er verschuldet das Unrecht wider mich, sondern eine arge Verblendung und Krankheit, die ihn befallen."

„O ja, eine Krankheit, — Hoffahrt heißt sie!"

stieß der Freiherr grimmig hervor. „Wäre ich allhie zu Marientraut nicht Stiftsvogt, säße ich auf eigenem Grund und Boden, — weiß Gott, Du solltest den Missethätern nicht ausgeliefert werden! Das Burgthor würde ich schließen und Fehde anheben.“

„Will selber eine feste Burg sein, die sich nimmer dem Landgrafen ergiebt,“ erwiederte Isengard.

Mit väterlichem Stolze und Wohlgefallen betrachtete er die Jungfrau, welche groß und herrlich vor ihm stand.

„Eine tapfere und feine Rede, mein Kind, — Gott helfe Dir!“

Man hörte die Kutsche durch das Thor in den Hof rollen. Philipp trat zum Fenster.

Der Vogt durchmaß im Sturmschritt das Zimmer.

„Gabriel, — Gabriel!“ rief plötzlich der Junker und stürzte hinaus.

Auch die Uebrigen traten zum Fenster und schauten hinab in den Hof, wo Gabriel gerade beim Aussteigen dem Patrizier die Hand reichte.

„Träume ich? Was soll dies bedeuten?“ sprach in maßlosem Staunen der Freiherr.

„Meines Vaters Genesung von schwerer Krank-

heit, — und sein kluger Arzt war Gabriel," antwortete Isengard.

Weit öffnete sich die Thüre. Ebelin vor dem Münster trat ein, hinter ihm, Arm in Arm, die beiden Freunde. Isengard eilte auf den Vater zu, umschlang ihn mit beiden Armen und küßte ihn.

„Seid willkommen, mein herzlieber Vater!"

Ebelins Blick suchte den Burgvogt, der unbeweglich zur Seite stand, erstaunt und verwirrt, als könne er den jähen Wechsel der Dinge nicht fassen. Glück und heitere Laune fand er in Eberhards Mienenspiel, und an dessen Seite sogar den Sohn seines Erbfeindes, — wie unbegreiflich!

„Für mich hast Du weder Gruß, noch Willkomm, — dies freut mich, lieber Conrad, dieweilen Dein Zorn über vermeinten Uebelthäter Deines hohen Sinnes Zeuge," hob der Patrizier an. „Bin ganz Deines Dafürhaltens, — nämlich, jener Vater, den arglistige Gesellen im Netze des Hochmuthes fingen, sich selber, sein Kind und ganzes Geschlecht zu beschimpfen, war ein blöder Narr, dazu angesteckt von der Seuche der Gottlosigkeit, daran jetzo gar Vieler Ehre, Frommheit und Treue stirbt. Der Seuche bin ich ledig und auch des tollen Hochmuthes, — dero-

halben wieder Deiner Freundschaft werth. Also, mein lieber, alter, guter Conrad, glätte Deine Stirne, blicke nicht unlustig, vergieb Deinem Eberhard die böse Verirrung und sei mir hold."

Da ging eine mächtige Erschütterung durch Sickingens Körper. Die Starrheit des trotzigen Mannes zerbrach, seine Lippen bebten und eine Thräne glitt ihm aus den Augen. Weit öffnete er die Arme und schloß den wiedergefundenen Freund an seine Brust.

Die Zeugen der Versöhnung standen tief ergriffen. Isengards und Gabriels Blicke begegneten sich. Sie nickte ihm zu, Dankbarkeit und namenlose Freude im strahlenden Angesicht.

„Mein Kind," sprach Ebelin, „siehe hier Gabriel von Berstein! Sei ihm hold Dein Leben lang, anerwogen er Deines Vaters Retter aus Unglimpf und Trübsal. Wie sich Alles und Jegliches begeben, will ich Euch jetzo melden."

Sie ließen sich in gespannter Erwartung nieder. Der Patrizier begann seine Erzählung mit dem Besuche Gabriels, und schloß mit der Verabschiedung des Landgrafen, wiederholt unterbrochen von Zeichen des Staunens, des Unwillens und der Entrüstung.

Als Ebelin seinen Späherposten hinter dem Schranke

schilderte, und den verbrieften Reichsverrath der Protestanten berichtete, zuckte es wild und dräuend über Sickingens Gesicht.

„Heiliger Gott,“ rief er jetzt, „welch ein Abgrund von Bubensinn und Frevelmuth wider Kaiser und Reich! Die Stände gespalten, — Fürsten und Städte im Solde Frankreichs, — beladen mit dem Fluche des Treubruchs, — verbündet zu Aufruhr und Bürgerkrieg, — wie entsetzlich!“

„Nicht in der Gegenwart liegt das Entsetzlichste, sondern in der Zukunft,“ sprach Gabriel. „Seit Jahrhunderten verband der gleiche religiöse Glaube die verschiedenen deutschen Stämme zur Einheit, sie alle bildeten zusammen das heilige römische Reich deutscher Nation. Wird das einigende Band zerrissen durch die Glaubensspaltung, dann zerfällt auch die politische Einheit, die deutsche Nation zersplittert. Wir jetzt Lebende sehen des heiligen Reiches Macht und Herrlichkeit, den Reichthum und die Schönheit seiner Städte, den stolzen Freiheitsinn der Bürger, den Weltruhm seiner Künste und Gewerbe, die Blüthe seines Handels. Alle deutschen Lande sehen wir im Schmucke gesegneter Fluren und Felder, geziert mit Dörfern und Marktflecken, mit stattlichen Burgen und Schlössern,

mit freien Städten und ehrwürdigen Klöstern. Und wer zählt die Menge der Kunstschätze, seit Jahrhunderten von unseren Ahnen geschaffen? Jede Burg, jedes Patrizierhaus kann eine Sammlung der schönsten Gebilde zusammenstellen. Dermaßen entwickelt ist der Kunstsinn des deutschen Volkes, daß auch alle Dinge für den täglichen Gebrauch Kunstformen angenommen. — Was werden von all den Herrlichkeiten die Nachkommen finden? Trümmer und Ruinen und klägliche Ueberreste. Von des heiligen Reiches Pracht und Großartigkeit wird ihnen sogar die Vorstellung mangeln; denn das Gift der Glaubensspaltung hat nicht blos die Einheit der Nation zerstört, es ist zugleich in alle Glieder des Reichskörpers gedrungen, hat das mächtig pulsirende Leben vernichtet, Lähmung und Tod verbreitet. Den Anfang des Unheils sehen wir allbereits am Bauernstande. Wo sind die freien, selbstbewußten, vermögenden Bauern vor 1525? Der Aufruhr hat sie Knechtschaft und Elend überliefert. Und im Jahre 1529 haben die lutherischen Stände auf dem Reichstage zu Speyer Empörung wider Kaiser und Reich geplant, mit dem französischen Reichsfeinde sich verbündet, den Grund gelegt zu kommenden Bürgerkriegen und nationalem Verderbniß."

Die Rede weckte Trauer und trübselige Empfindungen in den Herzen der Hörer.

„Möchtet Ihr ein falscher Prophet sein, Herr Doctor!“ sprach Sickingen.

„Ich theile Euren Wunsch, edler Herr!“ entgegnete Berstein.

„Obwohl Ihr ein weiser Mann mit scharfen Augen, Herr Gabriel, mag ich Euer Wahrsagen doch nicht glauben, — müßte daran ersticken,“ versicherte Eberhard. „Bin vielmehr des sicheren Erwartens, Kaiser Carl werde die eidvergessenen Schurken und Reichsverräther zu Boden schlagen und deren Etliche und Vornehmste, vorab den verruchten Hessen, an den Galgen hängen.“

„Für die Gehängten wird die Bosheit der Zeit Andere gebären,“ versetzte Gabriel. „Widerrede und Schwarzseherei soll jedoch die schöne Stunde dieses glücklichen Tages meinen liebwerthen Freunden nicht verbittern. Lassen wir den alten Gott walten, der gesagt hat: »Nur Eines ist von Nöthen.« Dieses Eine aber bedeutet des Menschen Sinnesart und Lebensrichtung, die immerdar dem höchsten Herrn und künftigen Richter gehören sollen. Die vor uns gelebt allda im heiligen Reiche, sind alle gestorben,

— auch wir werden sterben und die Nachwelt wird nicht einmal unsere Namen kennen. Jeglicher aber, der da stirbt, wird gerichtet nach seinem Thun, Streben und Denken, und nicht nach der Größe, Macht und Herrlichkeit des Reiches, darinnen er gelebt hienieden und gewaltet. Sohin liegt ewiges Glück oder ewiges Unheil einzig in des Menschen freier Entscheidung, unabhängig von den Irrsalen der Zeit."

„Eine lobesame Rede!" sprach kopfnickend Herr Conrad.

Der Patrizier blickte ernst nieder; denn wie Anklage und Mahnung klangen ihm Gabriels Worte.

Inzwischen hatte Agnes das Zimmer verlassen, den Pflichten der Hausfrau zu genügen. Gerade stand sie in der Speisekammer, das Beste der Vorräthe zu wählen. Da trat Isengard rasch ein, umschlang die Freundin und küßte sie fast ungestüm.

„Der Freude und der Wonne übervoll ist mein Herz!" bekannte sie. „Laut aufschreien möchte ich vor Lust und namenlosem Jubel! Welch ein Tag des Segens und des Heiles! Mein lieber Vater sehend und aus des Landgrafen Verstrickung erlöst, — ich selber gerettet aus Elend und Schmach, — und Gabriel, — ach, der unvergleichliche Mann! Hast

Du bemerkt, mit welcher Hochschätzung und Gunst mein Vater ihm zugethan?“

„Bin fürwahr nicht blind, — Anderes noch merkte ich,“ erwiederte Agnes mit bedeutsamem Aufblick. „Vater und Tochter sind gleichermaßen dem Unvergleichlichen hold, maßen er aller Gunst und Liebe werth. Darüber schwatzen wir ein andermal, — jetzt hilf mir, Beneidenswerthe!“

Mit flinken Händen rüsteten sie den Imbiß, trugen mancherlei Speisen, und in weitbauchigen Kannen duftenden Wein, nach dem Zimmer, allwo die Gäste um den Tisch sich reihten. Gabriel saß neben Isengard, nach Agnesens kluger Anordnung. Zwischen Beiden begann eine lebhafte und traute Unterhaltung, was Herr Eberhard mit einiger Verwunderung und viel Ergötzen gewahrte.

„Was hälst Du von Gabriel?“ fragte er leise den Freund.

„Ihn zu rühmen nach Gebühr, Fug und Recht, gebricht's mir an Worten,“ entgegnete Sickingen. „Was er Dir gewesen, weißt Du, — nun höre, wie er mir aus schwerer Kümmerniß geholfen!“

Er begann, Philipps Verirrung und Gabriels erfolgreiches Bemühen zu erzählen.

„Suche im ganzen Reiche einen jungen Mann von mehr Tugend, Hochgelahrtheit und klugem Sinn, — wirst ihn schwerlich finden," schloß der Freiherr.

„Bin gleichen Erachtens," bestätigte Ebelin.

Am späten Abend kehrte Ebelin mit Isengard und Gabriel nach Speyer zurück. Als die Kutsche vor dem Palaste hielt und sich Berstein verabschiedete, hielt der Patrizier dessen Hand fest.

„Mein lieber Gabriel," sprach er zutraulich, „Ihr seid mir solchergestalt werth und an's Herz gewachsen, daß mir etwas mangelt, so Ihr nicht anwesend. Derohalben laßt Euch morgen wieder früheſtens sehen und fehlt an keinem Tage."

Gabriel versprach, was er sehnlichst wünschte.

Einige Tage später überraschte Ebelin vor dem Münster ein Besuch des Oberbürgermeisters. In vergangener Zeit würde der stolze Patrizier den Erbfeind frostig und kalt empfangen haben. Nun aber, durch die jüngsten Erfahrungen gebeugt und gehoben zugleich, streckte er ihm froh beide Hände entgegen.

„Seid herzlich willkommen in meinem Hause, Herr Adam! In diesen absonderlichen Läuften, darin Eidvergessene und Wichte auf Stelzen einhergehen, müssen redliche Männer und Freunde von Kaiser und

Reich in Treue fest zusammen halten. Der alte leidige Hader zwischen unseren Geschlechtern sei ab, todt und vergessen. Fortan herrsche Friede, Eintracht und Wohlgeneigtheit zwischen uns."

Berstein ergriff die dargereichte Hand und drückte sie warm.

„Meinen besten Dank und Gottes Lohn für Eure Huld und Güte, Herr Eberhard! Bin gleicher Meinung mit Euch, ob einträchtigen Zusammenstehens reichstreuer Männer wider Feinde von Kaiser und Reich. Was in meinem Hause sich begeben, erfuhr ich von Gabriel, — hat mich gräulich erschreckt und erzürnt. Schmachvoll ist Solches, niederträchtig und freventlich ohne Maß. — Nun ist der Hesse abgezogen, mein Haus des Unraths ledig, — wie bin ich dessen froh! Hoffe auch, der Kaiser werde die Unholde züchtigen nach Gebühr."

„Wünsche und hoffe dies gleichermaßen, Herr Adam! Kommt es zum Kriege und bedarf der Kaiser unseres Beistandes, dann wird unsere Stadt ihrer alten Ehrenfestigkeit und Treue zu Kaiser und Reich eingedenk sein."

„Daran zweifelt nicht! Die Bürgerschaft insgesammt ist empört ob des Zwiespaltes und Sonder-

bündnisses. Welch ein Grimm mag erst die Leute erfassen, so der Protestanten Reichsverrath ruchbar wird!"

„Beim Grimm soll es nicht bleiben, es müssen Thaten geschehen," erwiederte Ebelin. „Will darum selbst ein Fähnlein Reiter ausrüsten, überhaupt hilfreich einstehen, so es von Nöthen."

„Euer hochherziges Angebot wundert mich just gar nicht, Herr Eberhard, sintemal zu Nutz und Frommen unserer Stadt die Ebelin vor dem Münster seit unvordenklichen Zeiten Rühmliches gethan. Weiß Gott, diese Stunde der Versöhnung mit dem verdienstvollsten Geschlechte unseres Gemeinwesens gehört zu den schönsten und glücklichsten meines Lebens!"

„Könntet mich schier hoffährtig machen, Herr Adam," scherzte der Patrizier, „will jedoch Hoffahrt fürder nicht leiden, dieweilen dieselbe mir einen gar schlimmen Streich gespielt. Gabriel wird's Euch erzählt haben."

„Ein ganz unerhörtes Gaukelspiel des Landgrafen, wider Glimpf, Zucht, Sitte und Herkommen."

„Und Euer Sohn hat mir den Staar gestochen, — ein viel weiser, hochgelahrter junger Mann, auf den Ihr füglich stolz sein könnt."

„Meine Vaterfreuden sind nicht gering, — anjetzo gemehrt durch Euer Lob.“

„Bin ihm dermaßen zu Dank verpflichtet und von Herzen zugethan, daß ich mein Bestes ihm geben möchte.“

Den Oberbürgermeister überraschten die Worte. Er fand in Ebelins Mienenspiel einen verhaltenen Wunsch, den er auszusprechen zögerte. Darum eilte Herr Adam, den Schwankenden im Weiterschreiten zu unterstützen.

„Hochschätzung und Verehrung, so ich und mein Sohn für Euch empfinden, würden auch den mindesten Beweis Eurer Gunst und Güte hochhalten.“

„Mein Bestes Eurem edlen Sohn, Herr Adam! Was meint Ihr zur Vermählung unserer Kinder?“

Bersteins freudige Ueberraschung war groß.

„Euer Vorschlag, dem ich von ganzem Herzen beistimme, übersteigt mein kühnstes Erwarten. Eurer Tochter Frommheit, Jungfrauenwürde und Sittigkeit sind ja männiglich bekannt. Sie ist ihres Geschlechtes Kleinod. Daneben möchte sothane Verbindung unserer Kinder der stärkste Kitt sein, zur unverwüstlichen Freundschaft unserer beiden Geschlechter.“

„Bin gleichen Bedünkens!“ bestätigte frohgemuthet der Patrizier.

„Vorausgesetzt natürlich," schaltete der Oberbürgermeister ein, „daß beider jungen Leute Herzensneigung unseren väterlichen Absichten günstig."

„Derowegen seid ohne Sorgen, — habe bald gemerkt, wie zärtlich Beide einander zugethan!" erwiederte mit schalkhaftem Lächeln Isengards Vater. „Werde Euch in den nächsten Tagen meine Tochter vorstellen und hoffe, Euer persönliches Urtheil möge Isengards feinen Leumund bestätigen."

Nach langem Verweilen und gegenseitigem Austausche freundschaftlicher Gesinnung, schied endlich Adam von Berstein. Eberhard geleitete ihn bis vor das Thor, wo Beide noch mit einander sprachen, — zu nicht geringem Staunen Vorübergehender, die Erbfeinde in trautem Verkehr zu sehen.

Als der Patrizier nach seinen Gemächern emporstieg, begegnete er im Gang seiner Hausfrau und Tochter, denen Martha's Kammerzofe folgte, eine riesenhafte Wachskerze in den Armen. Die Frauen waren zum Kirchgang gekleidet; denn jene Zeit hielt es für unschicklich, in eitlem Putz und Kleiderpracht das Gotteshaus zu betreten. Daher trugen die beiden Edelfrauen ein weites gefälteltes Oberkleid von dunklen Farben, das ihre ganze Gestalt einhüllte und

an das Gewand der Klosterfrauen erinnerte. Von einem geschmackvoll geordneten weißen Tuche war das Haupt bedeckt. Ein zweites mattgelbes Tuch umschloß knapp Stirne, Kinn und Hals, so daß nur ein geringer Theil des Gesichtes offen blieb[1]).

„Wir gehen nach St. Jakob, wohin ich an Unserer Liebenfrauen Altar eine Kerze gelobt," sagte Frau Martha.

Ebelin begriff Zweck und Bedeutung dieses Gelöbnisses, nickte beifällig mit dem Haupte und sprach: „Ich danke Dir, liebe Martha!"

Darauf schritt er weiter, und blieb in seinem Zimmer nachdenkend stehen. Die Opferkerze und Marthas Gelöbniß hatten seinem Geiste eine sehr ernste Richtung gegeben.

„Mein trautes Gemahl hat das Gelübde gethan, Unserer Liebenfrauen Fürsprache anzurufen, zur Errettung des Verirrten aus schwerer Drangsal und Seelennoth. Obzwar das Aergste überstanden, bin ich annoch vor Gott ein Uebelthäter, sintemal Böses zu wollen genügt, Gottes Freundschaft einzubüßen, — und des Bösen war ich stark Willens. — — Der

1) Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters. B. III, Tafel 25.

Versöhnung mit Conrad und Adam bin ich wohl froh, — was frommt jedoch Versöhnung mit den Menschen, so ich mit Gott zwiespaltig? Ja, — ja, — will gleichermaßen nach St. Jakob gehen, — zur Stelle gehen, — dieweilen man ein gut Ding nicht soll aufschieben!“

Er schritt nach seinem Schlafzimmer, wo über dem Betstuhl ein kunstvoll in Elfenbein geschnitztes Krucifix hing. Er nahm die goldene Haarmütze vom Haupte und kniete nieder zur Geistessammlung und Gewissenserforschung. Dann erhob er sich, rüstete zum Kirchgang und schritt fürbaß nach St. Jakob.

Im westlichen Stadttheil, unweit der inneren Ringmauer, stieg die altersgraue Kuppel von St. Jakob empor, überragt von zwei Thürmen. Die Kirche war im romanischen Styl erbaut, mit dem Münster fast gleichen Alters und im Besitze mancher Kunstdenkmale und kostbarer Kleinodien. Seit Jahrhunderten wurden die Ebelin dorthin zur Gruft getragen, allda seliger Urstände harrend.

Herr Eberhard durchschritt das linke Seitenschiff, dessen Deckengewölbe auf mächtigen Säulen ruhte, und betrat eine Kapelle, die sich über der Familiengruft erhob. Rings um die Wände reihten sich hohe

Grabsteine, darauf die Ebelin bald in Waffenrüstung, bald in friedsamer Gewandung aus Stein gemeiselt standen. Um den Rand der Gruftsteine lief, in altdeutscher oder lateinischer Schrift, der übliche Bericht über Jahr und Tag des Abscheidens, sowie über Alter und seligen Tod des allhie Bestatteten.

In einer Mauernische erhob sich ein reich geschmückter Altar, daran die gestifteten Seelenmessen zum ewigen Troste und Frieden der Ebelin gefeiert wurden. In einer zweiten Nische stand ein Beichtstuhl, zu Trost und Frieden der Lebenden.

Für jeden denkenden Menschen, der sich am Orte seines künftigen Begräbnisses weiß, ist solche Stätte ein kräftiges Memento mori. Auch Herr Eberhard versank in ernstes Sinnen, und aller Welt Herrlichkeit zerfloß in eitel Nichts vor seinem betrachtenden Geist. Dann zog er ein Buch hervor und vertiefte sich in die Anleitungen und Gebete zur Beicht, so man vor den Priester treten und sich erzeigen will als einen reumüthig büßenden Christenmenschen.

Tiefe Stille herrschte in der Gruftkapelle, kaum unterbrochen von leichten Tritten und leise rauschenden Frauengewändern, als Martha, Isengard und

die Zofe eintraten und neben dem Beichtstuhl in die Kniee sanken.

Nach langer Weile hörte man das Oeffnen einer Thüre, feste, unternehmende Tritte klangen durch die Kirche. Der Pfarrer von St. Jakob, angethan mit blauer Stola und weißem Chorhemd, betrat die Kapelle und ließ sich im Beichtstuhl nieder. Ebelin nahte in der Haltung des reuigen Sünders, vor Gottes Statthalter sich anzuklagen, darnach Vermahnung, Buße und Lossprechung zu empfahen. — Ihm folgten die Frauen.

Anderen Tages in der Frühe erquickte ihre Seelen bei der heiligen Messe der hochgebenedeite Frohnleichnam.

Frohen Gemüthes wallten sie von St. Jakob heimwärts, Frau Martha am rechten, Isengard am linken Arme des Herrn Eberhard, und hinter ihnen die Zofe.

„Anjetzo bin ich heiteren Sinnes, vermeine, neu geboren zu sein," versicherte er, als sie beim Morgenimbiß zusammensaßen. „Das letzte trübe Wölklein verschwand, — licht und klar wölbt sich über mir der Himmel, von dannen Gottes Sonne Glück und Frieden strahlt über mich, mein Gemahl und

mein Kind. Das soll fortan also bleiben, bis an unser seliges Ende."

Nicht wenig ergriffen Frau Martha die Worte, und mit glückseligem Lächeln betrachtete sie ihren gestrengen Eheherrn.

„Ja, — hab' genugsam erfahren, wie bitter und trübselig das Abirren vom rechten Weg schmeckt," fuhr er fort. „Trost, Friede und Hilfe in jeglicher Herzensbedrängniß kann doch nur unsere heilige Mutter spenden. Beharren wir fest bei dem, was unsere Ahnen frommen Sinnes geglaubt und für ehrbar gehalten. Der Neuglaube ist ein gar übel Ding, und die Irrsallehren des ausgesprungenen Sachsenmönches sind die Grundsuppe der Empörung wider Gott, Kaiser und Reich. Solches merke Dir, Isengard, für künftige Tage! Merke Dir's für Dich, für Deine Kinder und Kindeskinder, auf daß kein Ebelin vor dem Münster jemals in Abtrünnigkeit falle vor Gott und in Unehre vor den Menschen."

„Dermalen habe ich nur der eigenen Seele Wanderschaft zu verantworten, lieber Vater!"

„Dermalen, — ja, — wird aber nicht lange also währen. Du kennst Gabriel, — wirst heute noch

dessen Vater kennen lernen, — das Uebrige walte Gott!“

Sie senkte die glückstrahlenden Augen zum Teller nieder und vernahm mit viel Ergötzen das hohe Lob, welches Herr Eberhard anhub über Gabriel.

Nach kurzer Frist überraschte die Stadt Isengards und Gabriels Verlobung, der bald die Hochzeit folgte. An die Vermählungsfeier schlossen sich glänzende Feste, nebst Volksbelustigungen. Herr Eberhard ließ die Domschüssel, einen ungeheueren Monolith von vielen hundert Litern Inhalt, mit Wein füllen, durstige Leute zu tränken. Etliche sollen sogar über den Durst getrunken, davon merkliches Taumeln, doch aber keine Nachwehen verspürt haben, maßen dazumal Kunstwein unbekannt. Frau Martha spendete reiche Gaben den Armen, wie es bei Familienfesten der Münzer oder Patriziergeschlechter üblich.

Gabriels Hochgelahrtheit und Rechtlichkeit fanden ziemliche Würdigung von Seite der Bürgerschaft. Er wurde in den Stadtrath und später zum Bürgermeister gewählt. Mit Umsicht und Eifer förderte er das Gemeinwohl, stand in hohem Ansehen und genoß an Isengards Seite ungetrübtes Familienglück.

Philipp von Sickingen bezog die Universität Hei-

delberg, begab sich auf das altehrwürdige Gebiet der Theologie, allda er mit beharrlichem Fleiße arbeitete, und wurde nach einigen Jahren zum Priester geweiht. Obwohl sein Pathe, Philipp von Flersheim, den bischöflichen Stuhl bestieg, und ihm zu Aemtern und reichen Pfründen der Weg offen, verweigerte er dennoch mit Festigkeit die Annahme geistlicher Ehrenstellen und arbeitsloser Pfründen. Er war in den Dienst der Kirche getreten mit dem Vorsatze, als Leutpriester in der Seelsorge seines Geistes und Körpers Kräfte Gott zu weihen. In dieser Selbstverläugnung und Weltverachtung beharrte er bis zum Tode, der ihn hochbetagt aus irdischer Verbannung erlöste und den frommen, verdienstvollen Leutpriester heimführte zur ewigen Freude guter und getreuer Knechte Gottes.

Von der evangelischen Freiheit, zur lebenden Frau ein zweites Weib zu nehmen, machte der Landgraf von Hessen einige Jahre später dennoch Gebrauch. Mit Luthers Gutheißung heirathete er Margaretha von Sale, ein Hoffräulein seiner Schwester Elisabeth.

Des Landgrafen Hofprediger, Dionysius Melander, selbst im Besitze von drei lebendigen Weibern, vollzog die Trauung. Da Margaretha in großer

Verwirrung zur Kirche ging, weil nicht genugsam gefestigt in den Freiheiten des lauteren Evangeliums, so bemühte sich Melander, die Geängstigte in einer Ansprache mit Gottes Wort zu vertrösten und aufzurichten.

„Daß bishero bei den Christen zweiweibige Ehen verboten und für unbillig gehalten worden," belehrte der Prädikant, „kommt aus Unverstand der heiligen Schrift, wie auch die Verbietung der Pfaffenehe, des Fleischessens und dergleichen mehr Stücke, die bei unserem Leben vor etlichen Jahren wohl so unerhört und abscheulich sind gewesen, als dieses sein mag [1])."

Wie beide Landgräfinen zusammen sich vertrugen, läßt die Chronik ungemeldet.

Von dem Weiterschreiten Philipps auf abschüssigen Bahnen, von seiner Empörung wider Kaiser und Reich und den übrigen landgräflichen Unthaten, sowie von der unheilvollen Spaltung und Zerklüftung der deutschen Nation, wozu auf dem Reichstage zu Speyer der Giftkeim gelegt worden, — berichtet die spätere Geschichte.

---

1) Janssen B. III, S. 408.